Prinz Kuckuck

Leben / Taten / Meinungen und Höllenfahrt eines Wohllüstlings

In einem Zeitroman von

Otto Julius Bierbaum

Zweiter Band

München und Leipzig
bei Georg Müller
1909

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PRINZ KUCKUCK

Zweiter Band

LG
B5888p

Prinz Kuckuck

Leben, Taten Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings

In einem Zeitroman

von

Otto Julius Bierbaum

Keinem ward Alles, denn jedes | hat einen Herrn, nur der Herr nicht;
Einsam ist er und dient nicht. | So auch der Sänger. [BRENTANO]

Zweiter Band

Im Verlage von Georg Müller
München und Leipzig 1909

11774
24 7 11

Alle Rechte vorbehalten

Published 5. XII. 1906. Privilege of copyright in the United States reserved unter the act approved March 3 1905 by Georg Müller

Einteilung

(Inhalt des zweiten Bandes)

Dritter Teil:

Hohe Schulen

Seite 1

Erstes Kapitel: Pomerania

Erstes Stück: Das in der Luft schwebende Maultier 3
Zweites Stück: Der Sohn des Kaisers von Mexiko 13
Drittes Stück: Der orangene Stürmer . . . 23
Viertes Stück: Die Gretchenfrage 32
Fünftes Stück: Korps und Kloster 42
Sechstes Stück: Die Renonce 55
Siebentes Stück: Das lange Messer 78

Zweites Kapitel: Misthaufen und Morgenstern

Erstes Stück: Der unkorrekte Herr 104
Zweites Stück: Das große Aas 112
Drittes Stück: Der Naturalist 121
Viertes Stück: Der bescheidene Zuhörer . . . 135
Fünftes Stück: Frau Christine 153
Sechstes Stück: Die Stimme aus dem Grabe . 160
Siebentes Stück: Der Mann mit der goldenen Maske 170
Achtes Stück: Quitt 173
Neuntes Stück: Die goldene Pfeife 177

Drittes Kapitel: Der Hofmeiſter

Seite
Erſtes Stück: Der zweite Stern 196
Zweites Stück: Vorbereitungen 203
Drittes Stück: Querweltein 212
I. Der Gymnaſiaſt der Liebe 212
II. Liane 224
III. Karl in Betätigung 256
IV. Kouſin Rudolf 287
Viertes Stück: Die alleinſeligmachende Berta . 303
Fünftes Stück: Beſtätigungen 322
Sechſtes Stück: Das dritte Teſtament Gottes . 341
Siebentes Stück: Der geſpannte Bogen . . . 361
Achtes Stück: Der Schuß 388
Neuntes Stück: Die Braut 423
Zehntes Stück: Das Monument 427

(Schluß des dritten Teiles)

PRINZ KUCKUCK

Zweiter Band

Drittes Kapitel: Der Hofmeister Seite
Erstes Stück: Der zweite Stern 196
Zweites Stück: Vorbereitungen 203
Drittes Stück: Querweltein 212
I. Der Gymnasiast der Liebe 212
II. Liane 224
III. Karl in Betätigung 256
IV. Kousin Rudolf 287
Viertes Stück: Die alleinseligmachende Berta . 303
Fünftes Stück: Bestätigungen 322
Sechstes Stück: Das dritte Testament Gottes . 341
Siebentes Stück: Der gespannte Bogen . . . 361
Achtes Stück: Der Schuß 388
Neuntes Stück: Die Braut 423
Zehntes Stück: Das Monument 427

(Schluß des dritten Teiles)

PRINZ KUCKUCK

Zweiter Band

DRITTES BUCH

Hohe Schulen

ERSTES KAPITEL

Pomerania

Erstes Stück: Das in der Luft schwebende Maultier

Nun sollte Henry Felix Hauart also ein freier Student sein.

Die wissenschaftliche und moralische Reife zum Besuche einer Hochschule hatte er schriftlich; jede Alma Mater mußte ihn aufnehmen; er brauchte nur zu wählen.

Indessen: nach welchem Gesichtspunkt?

Man fährt doch nicht einfach nach Göttingen, Bonn, Heidelberg oder Würzburg und entscheidet sich nach der Lage der Stadt, ob man bleiben oder weiter reisen soll.

Bei den meisten jungen Studenten liegt die Sache ja einfach genug. Ist der Herr Papa selber akademisch gebildet, so übernimmt er die Wahl; ist er nicht so gebildet, wie sein Herr Sohn, so hat er wenigstens den guten Rat bereit, der künftige Gelehrte möge nur ja die Universität wählen, die in seinem Fache die besten Professoren aufweist. In den meisten

Fällen ist die Frage aber schon längst vor bestandenem Maturitätsexamen gelöst. Da ist der eine schon mindestens ein Jahr lang in seiner Seele begeisterter Burschenschafter und kann den Augenblick kaum erwarten, wo er in einer bestimmten Stadt ein bestimmtes Band um seine Brust legen wird. Ein anderer, weniger begeistert vielleicht, aber um so stolzer, fühlt sich schon lange als Fuchs eines bestimmten Korps. Einem dritten hat es der Ruhm Münchens als Pflegstätte heiter freien Lebensgenusses angetan. Ein vierter ist romantisch gesinnt und denkt an Heidelberg. Ein fünfter von mehr moderner, kaltblütiger Denkungsart, weiß schon lange, daß die reichsten Gelegenheiten, sich auf allen Gebieten zu einem modernen Menschen auszubilden, die Reichshauptstadt Berlin bietet. Ein sechster folgt dem Winken gewisser Stipendien. Und es fehlt wirklich auch nicht an solchen, die mit unanständiger Eile sofort ans Studieren denken und durchaus zu den Füßen eines bestimmten weisen und gelehrten Mannes sitzen wollen. Alle diese jungen Leute haben es gut, denn sie wissen, was sie wollen, oder wenigstens, was sie sollen. Denn auch die Soller sind im Grunde zufrieden mit ihrem Geschicke. Dieses Sollen führt ja in die Freiheit. Schließlich war man bisher doch nur ein gesiezter Schuljunge, ein Stundenplansklave, ein Schulaufgabenlöser mit beginnendem Schnurrbart. Die heiligsten Menschenrechte waren einem versagt, z. B. das Recht auf Freiheit,

Selbstbestimmung, Liebe. Jetzt aber winkt sogar das Recht aufs Schwänzen, ja selbst die Gleichheit wird proklamiert: man heißt Kommilitone seines Lehrers. Kurz: Frei ist der Bursch! Wehe jedem, der daran zweifelt! Denn auch der Paukboden wird belegt, und lose sitzt, wenn schon nicht das Schwert in der Scheide, so doch die Visitenkarte in der Brieftasche.

* * *

Henry Felix Hauart war so gut nicht daran. Das für ihn wichtigste Recht hatte er sich kühn vorweg genommen; er konnte sogar schon, wenn ihn danach verlangt hätte, die Folgen davon auf väterlichen Knieen wiegen. Und die anderen Rechte und Freiheiten? Du lieber Gott! So bescheiden wie diese Jünglinge war er denn doch nicht, daß er sich mit ein bißchen Bewegungsfreiheit zufrieden geben konnte. Seine Freiheit kam erst mit Beendigung seines einundzwanzigsten Lebensjahres: Die Freiheit, über sein Vermögen zu verfügen und sich damit alle übrigen ganz zu kaufen.

Nein, er war nicht sehr entzückt von seinem jetzigen Zustande. Bisher saß er wenigstens auf der Schulbank; jetzt schwebte er in der Luft. Er wußte schlechterdings nicht, wohin mit seiner Freiheit.

Dieser fürchterliche Krach mit allem, was Kraker hieß, hatte doch recht fatale Folgen für ihn. Daß Onkel Jeremias mit Bestimmtheit er-

klärte, ihm monatlich keineswegs mehr wie 500 Mark anweisen zu wollen, war bloß unbequem und ließ sich tragen, da Onkel Tom Mittel und Wege gefunden hatte, dem Vater seiner Enkelin Henriette Felizitas Darlehen in jeder Höhe zu verschaffen, — allerdings zu einem Zinsfuße, der eher ein Zinskothurn zu nennen war.

Auch daß die so angenehme Schwärmerei für Berta in die Brüche gegangen war, nahm er in seiner Gemütsagilität nicht eben schwer. Er hatte sich dafür eine Schwärmerei für die geheimnisvolle Frau zurechtgemacht, die er als seine Schicksalsgöttin in schwülstigen Versen besang. Ein kostbar in goldbedrucktes Pergament eingeschlagenes Buch mit dem Titel „Die schwarze Perle" nahm diese Ergüsse widerspruchslos auf, denn selbst das dickste echte Handpapier aus den berühmten Bütten der Herren van Geldern läßt sich, darin gemein wie alle anderen Papiere, alles gefallen.

Schlimmer dagegen war, daß auch Karl diesmal zur Familie hielt. Er war zwar nicht wütend, weil sich Henry von Berta hatte abwenden lassen, er raste vielmehr noch immer bei dem Gedanken, daß der „Neger" (so hieß er nun wieder bei ihm) sich erdreistet hatte, mit Berta ohne sein Wissen anzubinden. Aber seine Wut war darum wahrlich nicht geringer.

„Wenn ich dieses Tier doch zertreten könnte!" hatte er zu Berta gesagt. „Daß du dich so

weit hast erniedrigen können, an eine Verbindung mit dieser Bestie zu denken, ist greulich genug, ist eine furchtbare Wunde, die du mir zugefügt hast; aber daß er gewagt hat, daran zu glauben, wie an etwas Mögliches, ist geradezu grauenhaft, ist ein unerträglicher Gedanke, ist unaustilgbares Gift in meinem Innern. Ich habe bisher nur geglaubt, ihn zu hassen; in Wahrheit habe ich ihn blos verachtet. Jetzt aber hasse ich ihn, und ich werde ihn bis zu meinem letzten Atemzuge hassen und mit meinem Haß verfolgen. Er soll mir nicht entgehen! — Noch bin ich außerstande, mich mit ihm abzugeben. Ich überlasse ihn dem Sumpfe, in den er sich jetzt unbedingt stürzen wird. Vielleicht gibt ihm schon die schöne Madame den Rest, die sich seiner so liebevoll annehmen will. Er wird wahrscheinlich zu ihr nach München eilen. Papa hat sich erinnert, ihr Bild in dem Atelier des bewußten Malers gesehen zu haben, der offenbar den Kuppler für den alten Hauart gespielt hat. Es scheint, sie war eine Geliebte des Alten und will sich nun an den Jungen machen, der bald so viel wert sein wird, wie der Alte. Ich konnte leider nur das aus einem Gespräche der Eltern aufschnappen. Sie scheinen aber noch mehr zu wissen. Nun genug. Was geht's uns an! Lange wird er an ihr nicht hängen bleiben. Ich kenne ihn doch! Wenn er marode und satt ist, kriecht er wieder zu mir. Er soll willkommen sein!"

Er verhielt sich also aufs äußerte ablehnend gegen Henry. Dieser, immer geneigt, zu glauben, was ihm jeweils bequem war, hatte aus dem zurückhaltenden Benehmen Karls während der großen Szene schließen zu dürfen geglaubt, daß wenigstens auf ihn die Ansichten „des Schicksals" nicht stimmten. Mochten alle anderen ihn hassen und umlauern: Karl, das Genie, stand zu hoch dazu. Er war ihm ein bißchen böse von wegen der ausgebliebenen Monatswechselergänzung, aber diese Stimmung würde bald verschwinden, wenn beide vereint in Leipzig herrlich und in Freuden lebten. Denn so war es ja immer ausgemacht gewesen: sie wollten gemeinsam die hohen Schulen abgrasen. Karl hatte gesagt: „Für Seine Lordschaft geziemt es sich durchaus nicht, gleich jedem anderen Studierknaben eine oder ein paar Universitäten heimzusuchen. Lord Byron der Jüngere wird die vornehme, in unserem plebejischen Zeitalter fallen gelassene Tradition der adeligen Studenten früherer Zeiten aufnehmen, die überall ein bißchen herumkosteten, begleitet von einem Hofmeister, der nicht bloß gleichzeitig, sondern in der Hauptsache auch Maitre de plaisir war. Dieser dein dienstwilliger und keineswegs pedantischer Hofmeister werde ich sein. Rund um die deutsche Wissenschaft wollen wir fahren und mitten ins Leben hinein. Da unsere Neigungen sich Gott sei Dank nicht decken, wirst du den Extravorteil haben, von mir zwar geleitet, aber nicht geniert zu

werden. Ich garantiere dir nach dem Verlauf von zehn Semestern eine so allgemeine Bildung, daß du Zeit deines Lebens für einen Lebenskünstler gehalten werden sollst."

Das wäre nun sehr nach Henrys Geschmack gewesen, und er hatte sich so in diese Perspektive hineingelebt, daß es ihn schwer ankam, sich eine andere auch nur vorzustellen.

Aber es mußte nun sein. Er mußte ohne Hofmeister auf die Universität. Er mußte es machen, wie jeder andere.

Oder sollte er selbst, ohne Mentor, ausführen, was im gemeinsamen Programme gestanden hatte?

Henry wurde sich bald klar darüber, daß es damit nichts sein würde. Er ließ den Kopf hängen unter dem Drucke der Überzeugung, daß er für sich allein, ohne Führung, nicht weit kommen würde.

Es war entschieden besser, er machte es wie die anderen.

Also ein Studium wählen und Umschau nach den berühmtesten Professoren halten?

Aber du lieber Gott, wozu denn? Er wollte doch wahrhaftig kein Gelehrter werden oder gar ein Beamter?

Das heißt, ja, vielleicht doch! Der diplomatische Dienst! Wie? Auswärtiges Amt ... Attaché irgendwo ... Dann Gesandter ... Aber, hatte ihm der Papa im grunde nicht immer abgeraten? Und diese entsetzlich langsame Karriere. Diese

Examina. Diese gewaltige Arbeitspflicht unter einem Chef wie Bismarck, der selber ganze Nächte durcharbeitete, und, wie es hieß, sich gar nicht genierte, von den höchsten Beamten ähnliches zu verlangen. — Unsinn! Übrigens war er ja auch gar nicht adlig, und zum Ministerpräsidenten in Tahiti war er doch wohl zu schade.

Nein, ans Studieren dachte er gar nicht. Selbst die verlockende Eitelkeit, wenigstens einmal den Doktor zu machen, um ein äußeres Zeichen akademischer Bildung davonzutragen, wies er stolz und standhaft von sich. Doktor! Er wollte doch nicht mit Gymnasiallehrern und Zahnärzten konkurrieren. Mußte durchaus ein äußeres Zeichen akademischer Bildung erworben sein, so waren ein paar Schmisse im Gesicht anständiger und dekorativer.

Das wäre nun freilich der entschiedenste Bruch mit den Grundsätzen Karlscher Weisheit gewesen, denn dieser war nicht müde geworden, ihn zu lehren, daß es nichts Kindischeres, Alberneres, Blödsinnigeres, ja Unanständigeres gäbe, als sich durch Aufsetzen einer bunten Mütze von den übrigen Studenten unterscheiden zu wollen. „Leute, die mit dem Kopfe variieren, wie es unsere Farbenstudenten offenbar geflissentlich tun", hatte er einmal gesagt, „beweisen damit vor allem das Eine, daß ihr Kopf nichts wert ist, und Leute, die eine bunte Mütze brauchen, um ihre Köpfe vor anderen Köpfen auszuzeichnen, tun damit, die ehrenhafte Zunft der Dienstmänner ausgenom-

men, kund, daß sie alles andere eher sind als ausgezeichnete Köpfe".

Henry hatte dem selbstverständlich beigepflichtet, ja er hatte, wenn Karl nicht zugegen war, dieses vernichtende Urteil über das deutsche Couleurstudententum gerne reproduziert, aber jetzt begann er auf einmal, kritisch darüber zu denken. — Wer seinen Kopf dem langen Messer hinhält, sagte er sich, beweist am Ende auch, daß er das hat, was dem guten Karl entschieden fehlt, Mut; und, wenn Karl es verschmäht, sich eine bunte Mütze auf den Kopf zu setzen, so tut er damit am Ende auch kund, daß sein käsernes Antlitz die Benachbarung besserer Farben nicht verträgt. Er würde mit einer bunten Mütze allerdings gar nicht ausgezeichnet aussehen. Während ich . . .

Die Eitelkeit, die dem Doktor standgehalten hatte, kam der Eventualität einer bunten Mütze gegenüber ins Wanken. Auch glaubte er sich zu erinnern, daß er schon als Knabe ein brillanter Fechter gewesen sei. Und dann: repräsentiert das deutsche Korpsstudententum nicht die alte deutsche Ritterlichkeit? Umschließt es nicht die elegantesten, vornehmsten, stolzesten der Studentenschaft? Mochten die übrigen Farben eine leere Albernheit sein: die Farben eines Korps bedeuteten etwas sehr Ernsthaftes, bedeuten unbedingte Ehrenhaftigkeit, Auslese, Elite. Ja, noch mehr: Sie bedeuten auch Zucht, Erziehung fürs Leben in höheren Schichten. War nicht Bismarck, ja, war nicht

Prinz Wilhelm selbst, der künftige Kaiser, Korpsstudent gewesen?

Wie schade, daß ihm das alles Karln gegenüber damals nicht eingefallen war! Sein ausgezeichneter Kopf würde beim Anhören dieser Wahrheiten wohl etwas an Erhabenheitsausdruck eingebüßt haben. Wahrhaftig, sah man sie sich näher an, so verloren die geistreichen Sprüche des superklugen Vetters doch einigermaßen an positivem Werte. Spiegelfechtereien — nichts weiter! Billige Spiele eines impertinenten Witzes, ohne alle innere reelle Kraft! O nein, Böseres noch: Selbstbespiegelungen eines auf sein Gehirn eitlen, aber im grunde dem wirklichen Leben ganz und gar nicht gewachsenen Menschen, der freilich alle Ursache hatte, sich über alle Gültigkeiten lustig zu machen, weil es ihm versagt war, daran teilzunehmen.

Aber soll ich, ein ganz anderer Kerl, deshalb gleichfalls verzichten? Soll ich wirklich diesem Hofmeister auf allen seinen Schleichwegen ums Leben herum nachlaufen, bloß weil er gescheit zu reden weiß? Gott sei Lob und Dank, daß ich diesen gefährlichen Mentor los bin.

— O, das Schicksal hatte wahrhaftig recht: er wollte mich aushöhlen! Weil er nichts in sich hat als durcheinander wimmelnde Gedanken, sollte ich, der ich voller Phantasie, Leidenschaft, Kraft bin, gleichfalls ein Abstraktum werden! An der Nase herum sollte ich geführt werden, bis ich drehkrank würde und die Welt selber

ansähe, wie er: als eine Gelegenheit, sich geistreich darüber zu moquieren.

— Nein, mein Junge, ich will mich doch lieber vom Leben selbst hofmeistern lassen. Einen Leibburschen brauche ich, keinen Mentor! Resolut auf eigene Faust will ich genießen. Nicht als Reflex von dir! Du sollst einen Korpsstudenten an mir erleben, dem gegenüber du dir nicht erlauben wirst, Witze zu drechseln!

* * *

Das Maultier schwebte nicht mehr in der Luft. Mulus Henry war fest entschlossen, in ein Korps einzutreten und damit aufs deutlichste an den Tag zu legen, daß seine Abhängigkeit von Karl ein überwundener Standpunkt war.

Zweites Stück: Der Sohn des Kaisers von Mexiko

Zuerst gedachte Henry, um Karl seine Selbstständigkeit direkt ad oculos zu demonstrieren, in ein Leipziger Korps einzutreten. Er kaufte sich den Kösener S. C.-Kalender und unterzog die Farben der Leipziger Korps einer genauen Musterung.

War es Vererbung von seiner Mutter her, daß ihm das Stahlblau-Gold-Rot der Lausitzer am besten gefiel? Kein Zweifel! eine stahlblaue Mütze würde sowohl zu seinen Haaren wie zu seiner

Hautfarbe gut stehen, und das Gold im Bande zog ihn auch an. Dem gegenüber verblaßten die Sachsen-, Thüringer-, Westfalen-Farben allesamt durchaus. Also: Lusatia sei's Panier!

Aber —: Leipzig? Was konnten in einer so großen Stadt die Korpsstudenten für eine besondere Rolle spielen? Überhaupt: eine Handelsstadt! Würde er etwa, wenn Hamburg eine Universität hätte, in Hamburg bleiben? Nein: es mußte ein Korps in einer kleinen Universitätsstadt sein, wo sich alles um die Studenten drehte, wo die Studenten die Herren waren und, natürlich, die Korpsstudenten die Herren der Herren.

Aber nicht zu weit weg von Leipzig, damit man schnell einmal den traurigen Vetter im vollen Schmucke von Mütze und Band überraschen konnte.

Etwa Jena. — Ja: Jena! Jena, wo es nach allgemeiner Rede auch am lustigsten und wildesten zuging.

Schnell die Farben im SC-Kalender nachgeschlagen. Hm. Ein blau-gold-rot gab es da nun freilich nicht. Aber das grün-rot-gold der Franken machte sich am Ende auch nicht übel.

Und dann, richtig, dort war ja auch der berühmte Professor Häckel! Stud. phil. et rer. nat. also. Weltanschauung sich aneignen, soweit man sie nicht schon hatte.

Henry übte gleich den Franken-Zirkel ein und konnte nach Verbrauch eines Ries Papieres wohl sagen, daß er ihn bewältigt hatte.

So, wohl vorbereitet, die Brieftasche reichlich

versehen mit den wenigen Banknoten des noch immer düster kalten Onkel Jeremias und den sehr viel zahlreicheren des weit gemütlicheren Onkels Tom, begab sich der Spe-Fuchs der Frankonia nach einem mehr als gleichgiltigen Abschiede vom Hause Kraker auf die Reise nach der thüringischen Universität.

Er sah nicht übel aus und machte dem Coupeé erster Klasse, das er einstweilen allein innehatte, keine Schande. Nach seinem etwas hochnäsigen und blasierten Gesichtsausdrucke und dem tadellos sitzenden, nur allzu neu wirkenden englischen Anzuge hätte man vermuten können, daß das Ziel seiner Reise nicht das wenig elegante und gar nicht aristokratische Jena, sondern Bonn gewesen wäre, Bonna superba, die Stadt, die sich des Vorzugs rühmen darf, das Klub-Korps Borussia zu beherbergen. Man sah es ihm wahrhaftig an, daß er ein hoffnungsvoller junger Mann war, der es nicht nötig hatte, zu studieren. Man sah es ihm vielleicht etwas zu sehr an; die Millionärsallüren ermangelten einigermaßen der Kontrolle des guten Geschmackes.

Der große Krümpermann, der denselben Zug, aber dritter Klasse benutzte, um gleichfalls dem Athen an der Saale zuzustreben, mußte es erleben, daß Lord Byron seinen Gruß nur sehr von oben herab erwiderte.

„Du gehst doch nicht etwa auch nach Jena?“ rief er, offenbar durch diese Perspektive angenehm berührt, Henry zu.

„In der Tat," entgegnete dieser kühl, den Lackleinwandkoffer Voltaires mit Mißbehagen musternd.

„Das ist ja großartig! Dann werde ich dich auf dem Fürstenkeller vorstellen!"

„Was ist das für ein Lokal?"

„Ja, kennst du denn die Arminia auf dem Fürstenkeller nicht? Ich werde dort aktiv."

„Pardon, ich nicht!"

Und Lord Byron lehnte sich so weit zurück, als es nur möglich war. —

Was für eine absurde Idee! Er, Henry Felix Hauart und Burschenschafter! Der gute Krümpermann war doch ein recht ahnungsloser Knabe! — Überhaupt, die ganze Gesellschaft da bei Onkel Tom: Wickelkinder im Grunde. Was würden sie nun ohne seine Bowlen und Delikatessen machen? Vermutlich sich wieder erst zu Lyrikern und dann zu sozialdemokratischen Diskussions-Schwätzern zurückbilden. Habeant sibi!

Henry belächelte seine Kinderschuhe.

Als der Zug die Bahnhofshalle verließ, hatte er die nicht unangenehme Empfindung, etwas Dunkles hinter sich zu lassen.

— Was hab' ich hier nicht alles überwunden! dachte er sich und ließ seine verschiedenen Stimmungsperioden und Erlebnisse Revue passieren.

Daß er immer nur von irgend jemand am Ohr genommen und bald dahin, bald dorthin gezogen worden war, kam ihm nicht zum Bewußtsein.

Einflüsse, — ja, natürlich! Aber immer die, die ich suchte. Geleitet hat mich nur mein Stern.

Wer weiß aber, ob er nicht doch recht hatte?

Er ließ den Blick auf dem Ring mit der schwarzen Perle ruhen.

Und er dachte an „die Frau".

Eines ist gewiß: niemand kennt mich so, wie die, niemand empfindet so stark für mich, wie sie. — Wie sonderbar! Ich bin verwaist und habe doch jemand, der wie Vater und Mutter über mich wacht.

Warum aber das Geheimnis? Was sollen das für Geheimnisse sein, die mit mir zusammenhängen?

Er hatte in der ersten Zeit oft genug darüber nachgedacht, und immer wieder war er dabei auf den seidenen Schlafrock und den reitenden Kosaken gekommen, die er auch jetzt, wie die wertvollsten seiner Güter, in einer Handtasche bei sich führte.

Daß „die Frau" diese erwähnt hatte, war ihm der wichtigste Beweis dafür, daß sie mehr über ihn wußte, als irgend wer, und auch dafür, daß die Lösung des Rätsels in diesen beiden Gegenständen lag.

Er hatte sich gegenwärtig gemacht und sagte es sich wieder, daß seine frühesten Kindheitserinnerungen mit ihnen und sonst mit nichts zu ihm gehörigen zusammenhingen. Nicht einmal an Vater und Mutter konnte er sich zu einer Zeit zurückerinnern, als schon der Mantel und die

Statuette zweifellos in seinem Bewußtsein gewesen waren. Aber darin war doch eigentlich nichts Geheimnisvolles. Er wußte ja, daß er wegen großer Schwächlichkeit und weil die Eltern in Mexiko leben mußten, aufs Land gegeben worden war. Was weiter, wenn sie ihm die beiden Gegenstände, wer weiß aus welchem Grunde, mitgegeben hatten? Vielleicht waren es Erbstücke der Familie, die dazu dienen sollten, die Erinnerung an die fernen Eltern wachzuhalten? Dann, wie sie zurückgekehrt waren und er bei ihnen lebte, von wo an erst seine eigentlichen Erinnerungen begannen, hatte man sie weggeschlossen. Er durfte sie vergessen, weil er jetzt die Eltern selber hatte. Sogleich nach ihrem Tode aber hatte er sie auf ausdrücklichen Wunsch Papas wieder erhalten. Indessen: etwas eigentlich Geheimnisvolles war doch auch daran nicht.

Geheimnisse ... Rätsel ... Und doch schien alles ganz klar. Merkwürdig ...

Das Rattern des Zuges und sein Alleinsein in dem behaglichen Kupee, das erfreulicherweise einen Spiegel hatte, begünstigte ein Hindämmern in phantastischen Träumen.

Wer weiß, was es mit ihm auf sich hatte. Wer weiß, wessen Abgesandte die „Frau" war... Er erinnerte sich plötzlich, daß man ihn ganz früher „Prinz" genannt hatte.

War etwa sein Papa nicht sein rechter Vater gewesen!?

Hatte der Papa vielleicht nur die Funktionen

des Erziehers ausgeübt? In einem — höheren Auftrage?

Waren ihm nicht Grundsätze eingeschärft worden, wie einem jungen Fürsten? Löste nicht vielleicht jetzt „die Frau" nur den seligen Papa ab? Wiederum — in höherem Auftrage?

Henry konnte nicht umhin, sein Antlitz im Spiegel nach fürstlichen Zügen zu durchmustern, und er kam dabei zu dem angenehmen Resultate, daß er mindestens sehr aristokratisch aussähe. Dickere Lippen hatten auch die Habsburger in ihren besten Zeiten nicht aufzuweisen, und seine Nase ließ an Herrscherkühnheit wahrhaftig ebensowenig zu wünschen übrig, wie seine Augen an durchdringendem Regentenblicke. Und diese Schrägfalten an den Lippen, — wie? War das nicht hautaine Verachtung alles Plebejischen?

Odi profanum vulgus et arceo etc.

Henry lehnte sich majestätisch zurück und starrte zu seinem Handkoffer hinauf, der jene zwei geheimnisvollen Gegenstände barg.

Ein reitender Kosak und ein kostbarer seidener Mantel,— waren das Erbstücke einer mit Jeremias Kraker, Export und Import, verwandten Kaufmannsfamilie?

Henry lächelte überlegen.

Aber die Millionen? Die Millionen stammten doch aus kaufmännischen Erfolgen? . . .

Vielleicht doch nicht so ganz ... Aus Mexiko wohl, aber gab es dort nicht gerade um die Zeit

seiner Geburt, einen — Kaiser? Einen habsburgischen Erzherzog als Kaiser?

Henry trat wieder zu dem Spiegel und konzentrierte seinen musternden Blick auf die Lippen. Er fand sie „absolut habsburgisch".

Und nun kam die dunkle Hautfarbe an die Reihe, die schwarzen Haare, die seltsam dunklen, eigentlich „uneuropäischen" Augen. — Sollte die Mutter nicht Mexikanerin gewesen sein? Hatte er nicht das ungezügelte Temperament eines südlichen Menschen?

Und, ja, das Negerlied, von dem die Frau gesprochen hatte? In Mexiko gab es sicherlich doch auch Neger. Seine Amme war eine Negerin gewesen! „Die Frau" war, nun, irgendwie mit dem mexikanischen Hofe in Zusammenhang zu bringen, eine Vertraute des Kaisers, seines Vaters. Der Papa war als Armeelieferant gleichfalls leicht mit dem Hofe in Verbindung zu bringen. Er hatte ihn auf kaiserlichen Wunsch adoptiert und nach Europa gebracht, wie das Kaiserreich in Stücke gegangen war. „Die Frau" aber hatte dem Kaiser vor seiner Hinrichtung durch die Schurken (Henry rollte die Augen) schwören müssen, seinen natürlichen Sohn durchs Leben zu begleiten wie als ein Genius.

Die phantastische Konstruktion hatte den Spe-Fuchs der Jenenser Franken so aufgeregt, daß er gar nicht mehr an das Ziel und die Absichten seiner Reise dachte. Er reiste jetzt ganz wo anders hin; — ganz wo anders hin: nach Mexiko, wo

sein Erzieher, dem er pietätvoll gerne weiterhin den Titel „Papa" ließ, alte Städte aus Urwäldern hatte heraushauen lassen, wo die Palmen rauschten und ungeheure Aztekentempel bunt in greller Sonne gleißten, und hinter einem vergitterten Palastfenster vielleicht noch jetzt seine Mutter saß, den verschleierten Blick der dunklen Augen (seiner Augen!) ins Leere richtend, voller Erinnerungen. Ah, und noch weiter die Fahrt: ins ganz phantastische, rätseldunkle, geheimnisvolle einer wunderbaren Zukunft, die irgendwie anknüpfen mußte an diese mysteriöse Herkunft. „Die Frau"! Die schwarze Perle! Der Stern!

Nun wußte er ja, warum seine Sehnsucht zuweilen ins Schrankenlose schweifte, warum er manchmal so herrisch, gewaltsam, übermäßig stolz empfand, ganz anders als alle diese Semmelblonden um ihn herum, die ja auch nicht sein heißes, wildes, ungestümes Blut hatten, sondern Fischblut, Froschblut, Plebsblut. „Neger" hatten sie ihn genannt, diese traurigen Blaßblütler. Den Indianer in ihm hatten sie geahnt, diese Wasseraugen. Und wenn sie ihn haßten, was war es anders gewesen als der Haß der Plebejer gegen den geborenen Fürsten?

Er fühlte sich gewaltig, der wiedererwachte Prinz Kuckuck, und er folgte einem unwiderstehlichen Drange, als er seine Tasche öffnete und die beiden Beweisstücke seiner kaiserlichen Herkunft ans Licht zog.

Er belegte den einen Sitz des Kupees ganz

mit dem seidenen Schlafrock und stellte die Statuette darauf. Es war Andacht und Ehrfurcht in seinem Blicke, wie er sie betrachtete, aber auch Stolz und Selbstbewußtsein.

— Ihr sollt mich nie verlassen, sagte er zu sich selbst, und auch ins Grab sollt ihr mit mir. Ich gehöre euch, weil ihr mir gehört. Und wenn ich einmal alles verlieren sollte, euch behalte ich. Meine Millionen sollen mir viel verschaffen, alle Genüsse der Welt, alle Schönheiten, Kostbarkeiten, alle Üppigkeit. Aber gegen euch wird es nichts sein, denn ihr seid mein eigentlichstes Eigentum, seid ein Stück von mir. Mein Erbe an Gold ist Zufall: ihr seid Schicksalsgabe. Es soll mir nicht darauf ankommen, eine Million wegzuwerfen, einer Frau in den Schoß zum Dank, einem Feind ins Gesicht zur Verachtung, an Gutes oder Böses hin, für Gemeines oder Edles, aus Güte oder Bosheit, — egal: aber von euch bleibt das geringste Teilchen mein, immer und bedingungslos mein. Wer an euch rührt, rührt an mich, und es gibt keine Tat, die ich euretwegen nicht begehen könnte. Durch nichts hänge ich mit denen zusammen, von denen ich herkomme: Ihr seid meine Familie, meine Heimat. Ob es Liebe für mich gibt, weiß ich nicht, aber das weiß ich: ihr seid mir von der Liebe mitgegeben ins Leben. Vater und Mutter haben euch berührt und geheiligt. Ihr und „die Frau", sonst nichts auf der Welt, macht, daß ich nicht allein bin. Durch euch und in euch bin ich

geborgen. Ihr seid mein Geheimnis und mein Glück.

So schwärmte sich des jungen Mannes eigenstes Wesen in Phantasien aus, die mehr waren, als nur Phantasien.

Er vergaß alles um sich herum und jedes Wollen, das sich auf Gegenwärtiges richtete. Er war, wie verkehrt und kindisch-phantastisch auch seine merikanischen Konstruktionen waren, zum ersten Male getragen von einer vollen Empfindung seiner selbst.

Drittes Stück: Der orangene Stürmer

Als die Coupétüre aufgerissen wurde und der Schaffner „Jena!" rief, erschrak Henry wie einer, der mitten aus tiefster Traumesbenommenheit geweckt wird.

— Jena?

Er begriff den Zusammenhang zwischen sich und diesem Namen erst nach einem Momente blöden Erstaunens. Dann aber war es sogleich, wie immer nach einem Traume. Das wache gemeine Leben fegt alle die überlebendigen Schemen scheinbar mit einem grellen Lichtstreiche weg, und der schnellste Gedanke ist nicht schnell genug, auch nur einen Zipfel der fliehenden zu erhaschen. Die Welt des Traumes ist zwar in uns, aber in so unabsehbaren Tiefen, daß die blöden Augen gewöhnlichen Empfindens, Denkens, Schauens eher eine Familienszene auf dem Uranus erblicken könnten, als sie. Das

Bewußtsein macht blind für das nichtsdestoweniger real vorhandene Unbewußte.

Henry hatte mit offenen Augen sich selbst geträumt, sich selbst bei offenen Augen im Traume gesehen. Er erwachte und wußte nichts mehr davon.

Mit hastigen Händen knüllte er den Schlafrock und die Statuette zusammen und stopfte beides in die Handtasche. Das wache Leben achtet die Heiligtümer des Traumes nicht.

* * *

Da draußen auf dem Bahnsteige ging es bunt genug zu.

Korps, Burschenschaften, andere Verbindungen hatten zum löblichen Zwecke des Empfangens und Keilens von Spe-Füchsen geeignete und wohl instruierte Vertreter zum Zuge geschickt, die nun mit ihren bunten Mützen, einige sogar mit Fahnen ausgestattet, den Bahnhof aufs munterste und lauteste belebten.

Henry hoffte, darunter auch die dunkelgrünen Mützen der Franken zu sehen, aber just diese Farbe war nicht vertreten.

Dafür fielen ihm sogleich drei gutgewachsene, flott elegant gekleidete junge Männer mit orangegelben Stürmern auf, die sich nach seinem Geschmacke von allen übrigen Studenten aufs vorteilhafteste unterschieden, weil sie sich keineswegs an den Zug herandrängten, sondern vielmehr, mitten auf dem Perron stehen bleibend,

mit einem gewissen, überlegen kritischen Blicke die aussteigenden jungen Leute musterten.

Er schaute, während er einem Dienstmanne seine Handtasche und den Gepäckschein einhändigte, interessiert zu ihnen hinüber und war nicht wenig erstaunt, als einer der drei, wie es schien der jüngste, sich von der Gruppe löste und auf ihn zukam. Es war ein bildhübscher, rotbäckiger, etwas untersetzter junger Mann mit auffallend lustig blickenden blauen Augen.

Er trat zu Henry heran und griff grüßend an seinen Stürmer, indem er sprach: „Mein Herr! Es ist offenbar kein Zweifel darüber erlaubt, daß Sie den Ehrgeiz hegen, bei uns aktiv zu werden."

Henry war perplex. Er grüßte mit vollendetem Anstande wieder, indem er mit unsicherer Stimme sprach: „Ich hatte eigentlich vor, mich bei Franconia vorzustellen."

„Oh!" entgegnete darauf der lustig Blickende, „dann müssen Sie voriges Semester wiederkommen."

Das verstand Henry natürlich nicht, und der hübsche junge Mann merkte das mit großer Intelligenz. Sagte also: „Das Schicksal und ein hohes Universitätsgericht haben es nämlich im vorigen Semester aus durchaus fadenscheinigen Gründen für gut befunden, hiesigen S. C. zu suspendieren."

„Ach?" machte Henry enttäuscht.

„Ja," murmelte melancholisch der junge Herr,

„es ist schauderhaft, aber wahr. Indessen, gestatten, daß ich mich vorstelle: „Sturm Pomeraniae".

— „Hauart."

— „Ein sehr hübscher Name, fehlt bloß Pomeraniae."

— „Ja, aber . . ."

„Ich achte Ihre Beklemmung Herr Hauart, aber ich kann sie beheben. Nämlich: Es gibt Institutionen von ewigem Dauerwerte. Das blinde Fatum ist zwar imstande, ihre Erscheinungsformen zu verändern, nicht aber, sie aufzuheben."

Henry verstand wiederum nicht, und wiederum merkte das der ebenso intelligente, wie hübsche junge Mann.

Er sprach: „Der S. C. ist tot! Es lebe der S. C.! Die ruhmreichen Völkerschaften der Thüringer, Franken, Westfalen und Sachsen sind auf drei Semester aus den Tafeln der jenensischen Weltgeschichte gelöscht, dafür sind aber aus dem ergiebigen Erdreich dieses gesegneten Landstriches vier andere, gleichfalls bereits glorreiche Nationen aufgestiegen: die der Pommern, der Troglodyten, der Friesen und der Altenburger. Namen und Farben sind der plumpen Gewalt gewichen, aber der alte Geist und die alten Tugenden sind geblieben und haben nichts an ihrer unbeschreiblichen Herrlichkeit dadurch eingebüßt, daß sie unter neuen Farben, Namen und Zirkeln sich betätigen müssen."

Henry lächelte das Lächeln des Verstehens.

Aber es war auch schon Wohlgefallen darin, denn diese orangenen Stürmer und das orange-blau-silberne Band hatten seinen ganzen Beifall.

Er sagte: „Das ist famos, daß es noch einen S. C. gibt. Ich wäre sonst gleich weiter gereist."

Dieses Wort entzückte Herrn Sturm aufs höchste. Er rief aus: „So kann nur ein zukünftiger Pommer reden! Dieses Wort verdient gebucht und der Zukunft aufbewahrt zu werden. Ich werde noch heute Abend die Ehre und das Vergnügen haben, einen Ganzen auf Ihr spezielles Wohl zu trinken. Gestatten Sie, daß ich Sie meinen Korpsbrüdern vorstelle!"

Henry folgte ihm bereitwillig zu den zwei anderen orangenen Stürmern, zu denen Herr Sturm mit schöner Sicherheit also sprach: „Herr Studiosus Hauart, der keinen sehnlicheren Wunsch kennt, als bei Pomerania aktiv zu werden, ein junger Mann von den schönsten Gesinnungen, den trefflichsten Anlagen und schlechthin exemplarischen Intentionen! Im übrigen genügt es, ihn anzusehen! Man kann sich keinen schöneren Rennomierfuchs träumen!"

Henry hatte gegen die ihm so hurtig zugesprochene Absicht durchaus nichts einzuwenden, denn er war in der Tat durchaus geneigt, sich so bald als möglich den orangenen Stürmer der Pommern aufs Haupt zu setzen. Ein Stürmer schien ihm schon an sich jeder Deckelmütze vorzuziehen, und nun gar ein orange-

gelber. Das überstieg eigentlich alle seine Hoffnungen. War das nicht eine Art phrygischer Mütze? Die Mütze der Burschenfreiheit! Kühn geschwungen und leuchtend.

Und, kein Zweifel: das waren elegante, vornehme Studenten, gut angezogen, und von stolzer, ob auch gar nicht steifer Haltung.

Heiteres Selbstbewußtsein, ritterlicher Mut und ein anständiger Monatswechsel sprachen aus ihren Mienen, Worten, Bewegungen. In ihrem Kreise ging es zweifellos ebenso fidel wie nobel zu. Karls käsebleiches Gesicht würde einen Stich ins Grünliche bekommen, wenn er, Henry, mit diesen schlechterdings idealen Korpsstudenten einmal vor ihm in Leipzig auftauchte.

Wenn es nach ihm gegangen wäre, so würde er auf der Stelle den Schwur auf das Pommernband abgelegt und den orangenen Stürmer aufgesetzt haben.

Leider ging das aus Gründen von S. C.-Bestimmungen so schnell nicht. Daß sein Monatswechsel nichts zu wünschen übrig ließ, leuchtete den drei Pommernburschen angesichts der glänzenden Garnitur der Henryschen Koffer zwar augenblicklich ein, aber bloß auf Grund finanzieller Tüchtigkeit erachtete Pomerania keinen jungen Fuchs für würdig, ihre Renonce zu sein. Die Pommern hatten das gute Prinzip, sich ihre Leute vorher genauer anzusehen. Zumal ihr augenblicklicher dritter Chargierter, dem als Fuchsmajor die spezielle Erziehung

der Renoncen oblag, hielt strenge darauf, daß die jungen Leute zuvor eingehend auf Herz und Nieren geprüft wurden.

Er war einer der beiden Korpsburschen, denen Henry jetzt vorgestellt worden war, ein wahrer Hüne mit gewaltigen Händen und höchst umfangreichem Brustkorb. Stirn und Quartseite ließen es wohl ahnen, daß er mehr als zwanzig Mensuren gegen preisliche Schläger hinter sich hatte, und die Röte seines Gesichtes bekundete mit schöner Offenheit, daß Bierehrlichkeit zu seinen unbestreitbaren Tugenden gehörte. Er war aber auch ein ehrliches Herz und ein klarer Kopf, allem Flausenmachen abhold, trotz einer ausgesprochenen Neigung zu Bierreden.

Der kleine Sturm, ein noch sehr junger C. B., also erst ganz vor kurzem aus seiner Schule entlassen, war in der Art, sich auszudrücken, nur ein begabter Schüler der Redekunst des berühmten Kuttler, dessen behagliche, aber doch, wo es Not tat, scharfe Suada nicht bloß im Umkreise des Jenenser S. C. glorreich bekannt war. „Koddrig wie Kuttler", lautete damals eine allitterierende Redensart in Jena, und C. B. Kuttler hatte schon mehr als ein halbes Dutzend Mal mit dem Säbel in der Hand für seine, wie er selbst gerne sagte, unverantwortlich talentvolle Schnauze eintreten müssen. Er ließ ihr auch Henry gegenüber jetzt schon freien Lauf, indem er sprach: „Es ehrt Sie, daß Sie so ungestüm verlangen, dem ersten Korps der Christen-

heit angehören zu wollen. Aber Pomerania sagt nicht bloß: „Füchslein, wie gefall ich dir, sondern auch: Füchslein, wie gefällst du mir? Mit Ihrem Portemonnaie scheint es seine Richtigkeit zu haben. Ihre Bundesladen aus dickstem Rindsleder lassen die allerüppigsten Schlüsse zu. Auch Ihre Garderobe nimmt für Sie ein, und ich hätte ohne alle Frucht ein Semester lang Kunstgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Plastik belegt, wollte ich leugnen, daß Sie ein wohlgebauter junger Mann von nicht unsympathischen Zügen seien. Indessen, Reichtum und Schönheit allein machen nur die Mädchen begehrenswert. Ein Pommernfuchs muß auch Tugenden haben. Nicht als ob wir, jenen schief gewickelten Jünglingen eines verspäteten Tugendbundes vergleichbar, Keuschheit bis zum Ehebette oder ähnliche Mönchsqualitäten verlangten — mit nichten: unsere sittlichen Forderungen sind anderer Art, aber: wir postulieren sie und lassen nichts abhandeln. Sie werden es, mein sehr geehrter junger Herr, dulden müssen, daß wir Sie auf gewisse innere Krankheiten abklopfen, als da sind: Insuffizienz des Herzens gegenüber den Anforderungen der Ehre und des Bierkomments, der Treue und anständiger Gesinnung, der Unterordnung unter allgemeine Korpspflichten und der Selbstzucht eines echten Korpsstudenten, der sich vor den übrigen Studienbeflissenen nicht bloß durch Band und Mütze auszeichnen will. Wir werden uns also,

bis Sie immatrikuliert sind und der C. C. zum Zwecke der Aufnahme ins weitere Korps zusammentritt, erst ein wenig mit Ihren inneren Schönheiten beschäftigen müssen. Wir werden Sie kritisch belauern, ehe wir Sie mit dem orangeblauen Fuchsbande der Pomerania begnaden. Mag es immerhin Ordensbänder geben, die für Geld und Allüre verliehen werden: das orangeblaue Band ist dafür nicht zu haben, geschweige denn das orange-blau-silberne. Dieses fällt nur den ganz erprobten Rittern und Edelleuten zu. Ich scherze nicht, mein Herr. Ich drücke mich vielleicht spaßhaft aus, aber ich scherze nicht. So kann man ja auch vielleicht die Äußerlichkeiten des deutschen Korpsstudententums spaßhaft finden, aber die korpsstudentische Sache ist etwas Ernstes. Wenigstens wir, die jetzt Pommern heißen, aber eine ältere Farbe und Tradition vertreten, halten sie als etwas Ernstes und Bedeutendes hoch. Vergessen Sie das, bitte, ja nicht über den Ausgelassenheiten und Späßen auf unseren Kneipen, zu denen ich Sie jetzt geziemend" (er hob grüßend den Stürmer) „einzuladen die Ehre und das Vergnügen habe. Es geht wild und verrückt genug bei uns zu, zumal jetzt, da wir Interimsfarben tragen, die uns beinahe wie eine Travestierung der alten erscheinen, und denen gegenüber wir uns ein bißchen mehr herausnehmen, als eigentlich passend ist, aber wir treiben weiß Gott nicht bloß Mummenschanz.

Wenn Sie glauben, daß man bloß zum Vergnügen Korpsstudent wird, wenn es Ihnen bloß darauf ankommt, eine bunte Mütze aufzusetzen, dann springen Sie lieber in eine Blase ein."

Henry lauschte, neben den drei orangenen Stürmern einherschreitend, dieser Rede mit großer Aufmerksamkeit und gewann mehr und mehr das Gefühl, seinem Sterne wieder einmal mit sicherem Gefühle gefolgt zu sein. Schon daß der Student, der ihn als erster angesprochen hatte, denselben Namen führte wie „die Frau", war ein entschiedener Wink des Schicksals. Grau wie Mondlicht hinter Wolken blinkte ihre Perle an seinem Finger, aber wie die Sonne selbst leuchteten die drei phrygischen Mützen Pomeranias, zwischen denen er sich jetzt schon wie ein Auserlesener vorkam.

Viertes Stück: Die Gretchenfrage

An einem alten, aber sehr behaglich aussehenden Gasthause, das sie ihm fürs erste zum Absteigen empfahlen, weil es zu der Tradition ihres Korps gehörte, seine Keilfüchse ihm für die erste Nacht anzuvertrauen, verabschiedeten sich die drei Korpsburschen von Henry mit dem Versprechen, daß der kleine Sturm ihn hier zur Kneipe abholen werde.

C. V. Kuttler schien etwas kritisch gestimmt, als die drei vor dem Gasthofe auf und nieder

gingen, gleichsam als wollten sie verhüten, daß der frisch gefangene Vogel ihnen heimlich entflöge.

„Du wirst ihm nachher," sagte er, nicht eben sehr wählerisch im Bilde, zu Sturm, „nachher die obligaten Würmer aus der bedenklich gebogenen Nase ziehen, Dicker. Über alle Zweifel erhaben scheint mir der Jüngling nicht zu sein. Daß der Knabe Gelder schwingt, lehrt der Augenschein. Du brauchst in diesem Punkte die üblichen Fragen kaum zu stellen. Er schwingt vermutlich mehrere alte Hüte davon, und zwar gefüllt bis an die Krempe. Vielleicht sogar zu viel. Auch seine Lebensart dürfte Wesentliches nicht zu wünschen übrig lassen. Aber seine Adlernos' ist mir verdächtig. Du mußt ihn nach dem Taufschein fragen. Die Nachkommen des braven alten Sem sind zwar sehr schätzenswerte und brauchbare Staatsbürger, aber ins Korps passen sie, wie der Mops zur Falkenjagd. Das Fechten kann man den Enkeln der Makkabäer am Ende angewöhnen, das Saufen nie. Ich weiß, wir haben selber ein paar jüdische alte Herren, und es besteht kein Anlaß, sich ihrer zu schämen, aber ich kann mir nicht helfen: es kommt mir immer vor, als moquierten sie sich im Grunde ein bißchen über uns. Der S. C. sollte sich niemals prinzipiell gegen die Aufnahme von Juden festlegen; das widerspricht seinen Grundsätzen; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich jemals dafür stimme, daß ein Mosaiker bei uns renonciert."

„Das kannst du natürlich halten, wie du willst," antwortete darauf der dritte Pommernbursch, ein sehr langer, schlanker, biegsamer junger Mann, an dem sofort die schönen, dunkelbraunen Augen und ein bestechender Zug von unschuldiger Männlichkeit auffiel, „aber es bleibt eine direkt kommentwidrige Voreingenommenheit. Wenn in den Burschenschaften, wo die Juden zum Teil überhand genommen haben, im Anschluß an recht wenig erfreuliche Zeitströmungen eine antisemitische Richtung aufkommt, so läßt sich das am Ende begreifen, weil ihnen gewisse „teutsche" Simpelhaftigkeiten anhaften, und weil sie überhaupt die Schwäche haben, sich durch Aktuelles beeinflussen zu lassen, aber ein Korpsstudent muß auch über einen jüdischen Kommilitonen unbedingt und rein objektiv urteilen. Für uns gibt es weder eine konfessionelle, noch eine Rassenfrage, mag die Tagespolitik derlei Blasen aufwerfen oder nicht. Wir nehmen auch einen Chinesen auf, wenn er ein anständiger Mensch von ritterlicher Gesinnung und bereit und imstande ist, sich uns zu assimilieren. So wenig der echte deutsche Adel verjudet werden kann, so wenig kann es der S. C., wenn er nur den jüdischen wie allen anderen Studenten gegenüber auf strenge Auswahl hält. Wir haben nur an eins zu denken: an eine Elitebildung unter der Studentenschaft im Rahmen unserer zwar aristokratischen, aber durchaus liberalen Traditionen. Der Sinn der deutschen Korps

ist Zusammenschluß aller Studenten von vornehmer Gesinnung, die den Willen und die Kraft haben, einmal eine führende Stellung einzunehmen, gleichviel in welchen Sphären. Der deutsche S. C. umfaßt ja Korps der verschiedensten Art, sehr bürgerliche sowohl, wie ganz feudale, und jeder C. C. hat seine besonderen Traditionen hinsichtlich der Kreise, aus denen er bestrebt ist, seinem Korps Nachwuchs zu gewinnen, aber diese Traditionen bringen nur Nuancen eines wesentlich toleranten Prinzips zum Ausdruck. Der S. C. muß notwendig exklusiv in der Gesinnung sein, aber jedem offen stehen, der diese Gesinnung an den Tag legt und überdies diesen Gesinnungen ähnlich sieht."

C. B. Kuttler grinste spöttisch und sprach: „Ich revoziere und depreziere und erkläre meine Privatmeinung für unkorpsstudentisch und fast gemein, denn ich möchte nicht, daß der zukünftige Kultusminister Kurt von Siebeneichen sich eines Tages meiner mit Beschämung erinnert, wenn eine Professur für Kulturgeschichte frei wird, für die ich mich jetzt schon in allerergebenste Vormerkung bringe. Aber, lieber Kurt, deinen Liberalaristokratismus in allen Ehren; vielleicht gelingt es dir, ihn einmal im öffentlichen Leben durchzusetzen, aber dann wirst du sehr bald genötigt sein, dein Ministerportefeuille an Herrn von Cohn abzugeben, der deinen schönen Gesinnungen zwar vielleicht weniger ähnlich sehen

wird, als du, aber viel mehr Machtmittel an den Tag legen dürfte, sie in Szene zu setzen. Da du es offenbar darauf absiehst, daß ich ernst rede, Kurt: Ich besitze nicht deine schöne Zuversicht, daß der S. C. gegen Verjudung gefeit ist. Er ist es so wenig, wie alles übrige Deutsche. Wir sind in demselben Maße schwach, wie die Juden stark sind. Ich habe, gottverdammich, Respekt vor dieser in der Tat auserwählten Nation, die uns mit einer gefährlichen Liebe liebt. Es ist die Liebe des Efeus zur Eiche. Jedenfalls möchte ich einstweilen nicht zu den sonderbaren Forsttheoretikern gehören, die dieses üppige Schlinggewächs im deutschen Walde eigenhändig pflegen, und sei es auch bloß innerhalb des Pflanzgartens der deutschen Korps."

Kurt von Siebeneichen blieb seinerseits eine Replik nicht schuldig, und so kam es zu einem recht lebhaften Niederschlag der in jenen Jahren im öffentlichen Leben heftig akuten Diskussionen über die prinzipielle Stellung zum Judentum, bis der kleine Sturm dem Gerede mit der Bemerkung ein Ende machte, er pfeife auf die Leitartikel und wolle sich lieber zu dem kostbaren Keilfuchs begeben, der sonst womöglich auch auf törichte Gedanken käme, weil ihm vielleicht Kuttlers Nase nicht gefiele. Zur Erörterung derartiger Doktorfragen sei doch später auch noch Zeit. Übrigens hätten seines Wissens alle Juden ausnahmslos Plattfüße, abstehende

Ohren, plierige Augen und sprächen polnisch-galizischen Dialekt, während Herr Hauart, Gott sei's geklagt, viel schöner sei als er, Bernhard Sturm, und so wenig mauschelte, wie der dritte Chargierte der Pommern. Und wegen einer etwas prononcierten Nase werde auf Gottes weiter Welt kein Mensch daran gehindert, in einem Korps glücklich zu werden. Diese ganze Rederei über Jud' oder Nichtjud' sei überhaupt so kommentwidrig, wie nur möglich, rieche nach Zeitungsschreiberei und gehöre in Volksversammlungen. Er für seinen Teil interessiere sich dafür ungefähr so sehr, wie für die Frage, ob es gesund sei, auf der rechten oder auf der linken Seite zu schlafen.

„Ich bringe ihn heute auf die Kneipe, und da werden wir ja sehen, ob er die nötige Zahl Kännchen saufen kann."

* * *

Der kleine Sturm war nicht wenig erstaunt, auf die Frage, welches Zimmer der von ihnen abgeladene Spefuchs genommen habe, die Antwort zu erhalten: sämtliche Vorderzimmer des ersten Stockes.

— Heiliger Strohsack, dachte er bei sich, sollte Kuttler doch am Ende recht haben? Auf solch einen Einfall kann doch nur ein leiblicher Sohn oder Vetter des gewaltigen Rothschild kommen. Was in aller Welt tut denn ein einzelner Mensch mit vier Zimmern, von denen das eine groß

ist wie eine Reitschule? Man hat doch nur einen Leib ins Bett zu legen?

Er klopfte nicht ohne eine gewisse Befangenheit an Nummer Eins an. Der Hausknecht des Gasthofes, in diesem Gemache damit beschäftigt, Henrys Kleider auszupacken und in den Schrank zu hängen, öffnete ihm und erklärte, der Herr Baron befinde sich in Nummer Drei.

— Aha, dachte sich Sturm Pomeraniae, der Herr Baron! Man avanciert geschwinde, wenn man vier Zimmer in Anspruch nimmt. Hätte er den zweiten Stock auch noch dazu genommen, wäre er in Friedrichs Augen Graf. Ein gefährlicher Keilfuchs, auch wenn er getauft ist, und vom alten Teut abstammt. Kuttler hat wieder einmal Nase bewiesen. Jetzt gilt's, sich nicht imponieren zu lassen.

Er stieß seinen Stock ein paarmal auf und rief: „Sind Sie zufällig gerade nackt, Herr Hauart, oder können Sie sich zeigen?"

„Nicht nackt, aber im Schlafrocke," rief's hinter zwei Türen. „Wenn Sie gestatten, daß ich in dieser Verfassung vor Ihnen erscheine, so bitte ich, einzutreten."

— „Und wenn Sie im Hemde wären, schätzbarer Herr, kommen Sie nur. Wir sind ja unter uns Pfarrerstöchtern."

C. B. Sturm drückte auf die Klinke und trat gleichzeitig mit Henry ins Zimmer.

„Heilige Spritzkanne!" rief er aus, „welch unvergleichlicher Nachtmantel wabert um Ihre

Lenden! Mit diesem angetan können Sie sich jederzeit zum Bürgermeister von Lichtenhain ausrufen lassen!"

Henry zog die Augenbrauen zusammen. Ironie vertrug er nur schwer, und wenn sie sich an seinen Schlafrock heftete, gar nicht.

„Ein Erbstück meiner Familie," erwiderte er kurz.

Darauf der kleine Sturm: „Bitte um Entschuldigung; es war nicht böse gemeint. Überdies steht er Ihnen vorzüglich und beweist mir aufs neue, daß Sie bei Pomerania aktiv werden müssen. Denn sein Gelb ist unserm Orange sehr nahe verwandt. Auch begreife ich jetzt, warum Sie eine ganze Zimmerflucht gemietet haben, was vor Ihnen nur ein Herzog von Kurland im siebzehnten Jahrhundert getan hat. Man braucht, um einen solchen Mantel zur Geltung zu bringen, entschieden vier Zimmer. Ich gratuliere Ihnen zu diesem Familienstück, Ihnen und uns, denn er beweist, daß Sie einem pomeraniafähigem Hause entstammen."

Dies hatte er so ernsthaft gesprochen, daß es Henry für bare Münze nahm.

„Ich würde es mir," entgegnete er, „nicht herausnehmen, mich bei einem vornehmen Korps vorzustellen, wenn ich befürchten müßte, meiner Abstammung wegen einen Refüs zu bekommen. Es dürfte genügen, wenn Sie sich in München oder Hamburg nach dem Namen erkundigen, den ich führe."

Wie gerne hätte er mehr gesagt, aber er sah wohl ein, daß die Stunde, den Schleier von seinem Geheimnisse zu lüften, noch nicht gekommen war.

Bernhard Sturm Pomeraniae aber ermannte sich zu dem berühmten Alexanderhiebe, mit dem man lästige Knoten zerhaut, die aufzudröseln schwierig und langweilig ist. Er nahm ein munteres Lächeln an und sprach dabei doch feierlich: „Nun sag', wie hast du's mit der Religion?"

— „Womit?"

Henry begriff ganz und gar nicht, warum dieser offenbar nicht bei der theologischen Fakultät eingeschriebene Pommernbursch sich bemüßigt sah, mit Gretchenworten eine Gewissensfrage an ihn zu richten.

Sturm lachte: „Es liegt uns natürlich fern, einen Gewissenszwang auf Sie ausüben zu wollen, Herr Hauart, und Sie dürfen auch als Pommernfuchs auf die Fasson selig werden, die Ihnen Ihr — Taufbuch vorschreibt. Aber, na, kurz, wir legen Wert darauf, daß sie in einem Taufbuch und nicht in einer Beschneidungsrolle steht."

Obwohl er jetzt beinahe konvulsivisch lachte, fühlte sich Henry doch aufs ärgerlichste beleidigt. Mochten alle Einflüsse des Krakerschen Hauses von ihm abgefallen sein wie dürre Rinden: eines war seltsamerweise geblieben: das Gefühl eines unsäglichen Hochmutes gegenüber dem Begriffe Jude. Er hatte darüber nie nachgedacht, hatte auch irgendwelchen antisemitischen Reden niemals

Gehör geschenkt; es stand in ihm einfach fest: alles Jüdisch ist Unterschicht.

Und nun wagte man hier, wenn auch in scherzhafter Form, die Möglichkeit anzunehmen, er, Henry Felix Hauart, er, der wahrscheinlich noch viel mehr war als ein Hauart, er, er könnte ein Jude — sein! Welche widerwärtige Absurdität!

Henry erhob sich heftig und stolz und kräuselte seine Lippen so indigniert, wie es habsburgischen Lippen bei derartig frevelhaften Zumutungen ziemt. Und sprach sehr kühl und betont: „Darauf habe ich keine Antwort, mein Herr."

Aber der kleine Korpsbursch lachte nun erst recht und rief: „Dann ziehen Sie sich also schleunigst an und kommen Sie mit auf die Kneipe! Es war selbstverständlich nicht mein Ernst. Sie werden noch brutalere Scherze bei uns erleben. Außerdem ist es ja doch das modernste Gesellschaftsspiel, jeden bei jeder Gelegenheit nach seinem Taufschein zu fragen. Ich bin überzeugt, als sich Prinz Wilhelm bei Borussia-Bonn vorstellte, war die erste Frage an ihn: Königliche Hoheit sind doch hoffentlich kein Jude?"

Diese Argumentation gab dem beleidigten Henry seine gute Laune wieder. Er lachte mit und verfügte sich dann in sein Ankleidezimmer, aus dem er in vielleicht etwas zu feierlicher Gewandung zurückkehrte, denn er hatte es für angebracht gehalten, sich in einen schwarzen Gehrockanzug zu tun.

Fünftes Stück: Korps und Kloster

Zwischen den hellblauen, silberverschnürten Kneipjacken und den orangenen Stürmern der Pommern nahm sich Henry in seiner Bratentracht einigermaßen wunderlich aus, aber das merkte weniger er, als die anderen.

Er war wie benommen von diesen Farben, zu denen noch ein paar andere Mützen mitkneipender Korpsburschen befreundeter Korps, sowie die bunten Fahnen und Wappen an den Wänden kamen, alles in dem gelben Lichte zahlreicher, auf alten, messingenen Leuchtern stehender Kerzen, aber bereits schummerig umnebelt von Tabakswolken aus langen und kurzen Pfeifen. Dazu viel blitzendes Metall von strahlenförmig zusammengruppierten Schlägern, Säbeln und Spießen, und das mattere Blenden der wie in einer einzigen großen Glasfläche wirkenden, dicht nebeneinander gehängten Photographien und Silhouetten früherer Korpsangehöriger.

Es war schon ein Bild, das einen jungen Fuchs bezaubern konnte. Henry kam es schlechthin märchenhaft herrlich vor. Er empfand auch den Sinn dieser Buntheit und dieses Glanzes ganz wohl. Es ging ihm auf, daß das mehr als Maskerade, daß es der bewußte Ausdruck einer besonderen Sinnesart war, die, aus früherer Zeit überkommen, sich auch in der sehr nüchternen Gegenwart das Recht nicht nehmen lassen wollte, wie im Inneren ihrer alten Ein-

richtungen, so im Äußerlichen ihrer alten Gebräuche einen Damm gegen die nivellierenden Neigungen der Zeit aufzuwerfen. Diese Gebräuche, aus denen der alten Landsmannschaften hervorgegangen, zum Teil auch beeinflußt von solchen der früheren geheimen Ordensverbindungen, bewahrten doch ein Stück echter und guter Tradition nationaler und studentischer Sonderart. Etwas Künstlerisches tat sich in ihnen kund, die Kraft, bedeutende Formen eines jugendlich heiteren und freien, aber doch auch auf ernsthafte Ziele gerichteten Lebens, wenn nicht zu schaffen, so doch zu erhalten inmitten von sonst übermächtigen Tendenzen, die allem Bunten, Phantastischen, Übermütigen abhold sind.

Der erste Chargierte der Pommern, ein Herr von Spöckhoff aus Westfalen, im Korps Bismärckel genannt, weil er einem alten Hannoveranerbilde des Reichskanzlers ähnlich sah, begrüßte den so feierlich Erschienenen mit einer Ansprache. Er sagte: „Ich habe die Ehre und das Vergnügen, als erster Chargierter der Pomerania einen jungen Gast unter uns willkommen zu heißen, der, wie man mir berichtet hat, beabsichtigt, bei Pomerania zu renoncieren. Möge er sich wohl unter uns fühlen und den Eindruck gewinnen, daß er bei Pomerania finden wird, was er sucht. Ich möchte aber noch etwas mehr aussprechen, als diesen Wunsch. Ich möchte ihn auf den Sinn des Korpsstudententums hinweisen, wie ihn Pomerania auffaßt. Da stellen sich nun

leicht große Worte ein, die aber meinem Gefühle nach sparsamer verwendet werden sollten, als es jetzt gemeinhin üblich ist. Ich will sie daher unterlassen und versuchen, unserem Gaste den Sinn des Korps mit einem Vergleiche darzulegen. Wir, die Korps, bilden innerhalb der allgemeinen Studentenschaft eine Art inneren Rings, und wir halten den Inhalt dieses Rings, uns, für den Kern der Studentenschaft. Das wird uns vielfach als Anmaßung ausgelegt, und man sagt: was berechtigt euch zu dieser Einbildung? Etwa weil ihr bunte Mützen aufhabt und an gewissen alten Einrichtungen und Formen festhaltet? Das beweist doch nur, daß euer rückständiger Sinn auf Äußerlichkeiten gerichtet ist. Student ist ein junger Mann, der studiert, und je mehr er studiert, um so mehr ist er Student, sagt man. Ich aber sage: ein Student ist mehr als Studierender! Zum Studenten gehört nicht bloß lernen, sondern tun. Man kann sogar eine Weile sehr aus dem Grunde Student, nämlich Korpsstudent, sein und gar nicht studieren. Ich bitte, nicht zu lachen. Wenn man andauernd Student bleiben will, ohne zu studieren, so hört man schließlich auf, Student zu sein und wird eine unmögliche Karrikatur des echten Studenten, ein trauriges und abscheuliches Sumpfhuhn. Wenn Pomerania dem Vorschub leistete, wäre sie eine unstudentische Korporation, wäre sie wert, ausgerottet zu werden. — Aber euer unpassendes Lachen hat mich aus dem Konzept gebracht.

— Ich wollte sagen: der Begriff des richtigen, ganzen Studenten, wie er sich in der Gestalt des Korpsstudenten am schönsten und schärfsten verdichtet hat, enthält außer dem Bestandteile des Studierens auch noch andere, gleich wichtige. Der ganze, wirkliche Student, der Korpsstudent, stellt nicht bloß einen Menschen vor, der mit mehr oder weniger Eifer ein Studium betreibt, sondern er stellt überhaupt eine besondere Art Menschen vor, er verkörpert geradezu einen menschlichen Ausnahmezustand: den Zustand jugendlicher Freiheit, Verwegenheit, Heiterkeit, im Rahmen alter, nur ihm eigener, einzig aus dem deutschen Wesen entstandener Formen, die eigentlich einen Menschen in dem Idealzustand vorstellen wollen, wenn auch nur im Spiele gewissermaßen. Doch damit gerate ich in die Nähe der großen Worte, und so will ich lieber endlich zu meinem Vergleiche schreiten. Sollte, da der Vergleich in der Tat ungewöhlich ist, irgend einer der Anwesenden sich bemüßigt sehen, darüber zu lachen, so würde ich nicht umhin können, ein derartiges Nichtverstehen meiner Absichten gebührend zu ahnden. Ich vergleiche nämlich, und zwar allen Ernstes, wie ich nochmals betone, das Korpsstudententum dem Ordenswesen innerhalb der katholischen Kirche. — Donnerwetter nochmal! Sämtliche Füchse trinken einen Ganzen. Desgleichen, Sturm, Kuttler, Winkler, Hanke, Karsten! Weiteres behalte ich mir vor. — Ihr lacht, weil ihr als Nichtkatholiken keine Ahnung vom Ordenswesen

habt und genau so verkehrt darüber urteilt, wie zahllose mangelhaft unterrichtete Leute über den S.C. — Der Vergleich hinkt natürlich, wie jeder, aber im wesentlichen ist er richtig. Auch bei den Mönchen verbirgt sich unter scheinbar leeren und oberflächlichen Äußerlichkeiten der Tracht und der ganzen Lebensführung etwas sehr Ernstes, nicht weniger nämlich als die einzige Möglichkeit, wirkliches Christentum zu leben. Und so haben die Mönche mit den altertümlichen Formen auch eine alte große Sache allein ganz in die Gegenwart gerettet, genau so wie wir auf anderem Gebiete. Auch sie sind exklusiv und auch sie begreifen sich, und mit Recht, als die einzigen ganzen Christen. Sie verhalten sich zur allgemeinen Christenschaft genau so, wie der Korpsstudent zur allgemeinen Studentenschaft. Zum Christentum gehört jeder, der getauft ist, Christentum leben tut nur der Mönch. Genau so, wie jeder Immatrikulierte der Studentenschaft angehört, aber nur der Korpsstudent wirklich Student, ganz Student, Urstudent ist. Und der Vergleich gilt auch ziemlich weit ins Einzelne. Gleichwie sich der Korpsstudent vor der Masse der Studierenden nicht bloß durch Äußerlichkeiten und durch ein höheres Maß echt studentischer Genüsse auszeichnet, sondern auch höhere Pflichten hat, größere Ansprüche an sich stellt, so vice versa auch der Mönch. Auch er genießt alles Christliche intensiver, aber er muß dafür, von allem anderen abgesehen, auch recht viel menschliche Bequemlichkeiten opfern und aller-

hand Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen. Genau wie wir. Auch sein Leben steht unter der Fuchtel der Selbstzucht. Dreimal in der Nacht aufstehen, um zu beten, ist ebensowenig ein Vergnügen, wie es ein Vergnügen ist, in aller Frühe auf Mensur anzutreten und sich zwanzig Flache auf die Backe hauen zu lassen. — Aber ich will sie ja nicht mit uns, sondern uns mit ihnen vergleichen, denn man vergleicht ziemlicherweise nur das Geringere mit dem Höheren. Und da sage ich nun: haben nicht auch wir Gelübde? Nicht so schwere freilich. Auf Armut und Keuschheit binden wir uns nicht, aber, und das sage ich unserm jungen Gaste mit vollstem Ernste, das Gelübde des Gehorsams bindet uns wie sie. Und hinzu kommt das Gelübde unbedingter ritterlicher Ehrenhaftigkeit und absoluter Treue zu unseren Farben. Diese Treue zu Orange-Blau-Silber heißt aber nur ein Bild der Treue in allen Lebensverhältnissen überhaupt. — Ich muß wieder den großen Worten ausweichen und komme nun, indem ich zuvörderst einen Ganzen pro poena meiner allzu langen Rede trinke" (tat's) „zum Schlusse. Ich rufe unserem werten Gaste zu: Wollen Sie ein Student aus dem Grunde werden, so kommen Sie zu uns. Aber prüfen Sie sich vorher genau. Man ist nicht bloß zum Vergnügen Korpsstudent. Auch Pomerania kann von sich sagen: delectanto juvat. Aber das geht nicht ab ohne Arbeit jedes einzelnen Trägers der Pommernfarben. Geißelung, Fasten und allerhand Enthaltsamkeit ver-

langen wir nicht, aber in die Kandarre muß sich jeder rechtschaffene Pommer nehmen, gleichviel ob Renonce oder Korpsbursch. Das hindert nicht, daß auch wir uns zu einer ungeheuren Heiterkeit als zu einer unserer Lebensregeln bekennen, zu einem Übermut, bunt wie unsere Farben, und zu einem Selbstgefühl, groß wie diese Spritzkanne voll Lichtenhainer Bieres.

Viel eher wankt die Welt, als wir.
Pomerania sei's Panier!"

Ein Salamander schloß sich der Rede an, bei dem nicht ein Fuchs nachklappte, obwohl Kuttler erklärte, es sei eine Schande, daß die Füchse immer noch nicht in den Geist dieser feierlichen Handlung eingedrungen seien. Überdies werde er sie von jetzt Nofüxe nennen, um den Zusammenhang zwischen ihnen und den Novizen der Klöster zu betonen. Worauf er wiederum einen Ganzen wegen Verhöhnung des ersten Chargierten zu trinken hatte.

Wieviel solcher Ganzer, freiwilliger und zudiktierter, er und jeder andere an diesem Abend trank, findet sich nirgends aufgezeichnet, obwohl es ebenso wert wäre, der Nachwelt überliefert zu werden, wie jede außerordentliche Handlung, die die Grenzen gewöhnlicher Menschenfähigkeit erweitert.

Henry war starr über die Schnelligkeit sowohl wie über die Häufigkeit, mit der hier die Kännchen geleert wurden. Er fragte sich mehr als einmal, ob es seine Kraft nicht übersteigen werde,

auch nur annähernd Ähnliches zu leisten. Diese erstaunlichen Gurgeln schluckten das Bier nicht hinab, sondern ließen es wie in einem Schlauch einfach hinabrinnen. Rätselhaft: wohin. Denn der Magen konnte es unmöglich sein, der alle diese Flüssigkeitsmassen aufnahm.

Aber auch das imponierte ihm. Es imponierte ihm alles: die Reden, die Lieder, die Bierjungen, die zeremoniellen Formeln und insbesondere alle diese prachtvoll sicheren und stolz vergnügten Leute, die zwar nach und nach betrunken wurden, aber auch in der Betrunkenheit nicht aufhörten, eine gewisse Haltung zu bewahren. Die Stimmung wurde immer übermütiger, die Scherze immer derber, die Lieder immer verwegener, aber das Ganze blieb, wie jeder Einzelne, in einer unverrückbaren Form, wie mit Klammern vom Komment zusammengehalten. Selbst die Ausgelassenheit unterm Dampfe des Alkohols wurde nicht zur Zügellosigkeit. Mehr noch als das geschriebene Gesetz des Komments herrschte das ungeschriebene einer bestimmten, durch Erziehung fortgepflanzten Tradition, die es nicht zuließ, daß irgend wer, der die Pommernfarben trug, sich, wie der Korpsausdruck lautete, direktionslos aufführte.

Auch Henry wurde betrunken, aber auch er nahm sich zusammen, und so fand man schließlich allgemein, daß er offenbar die nötige Begabung zu einem Pommernfuchs besäße. War man anfangs mehr reserviert gewesen, so wurde man

gegen Ende der Kneipe auch ihm gegenüber kordialer, und er wäre, auch wenn man es sich nicht mit Kommenthöflichkeit verboten hätte, ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, allen den Ganzen nachzukommen, die auf sein spezielles Wohl geleert wurden. Er kam sich sehr gefeiert vor und glaubte zu bemerken, daß man seinen Eintritt offenbar besonders hoch wertete. Und so war es ihm gar nicht zweifelhaft, daß er in Kürze den orangenen Stürmer tragen und später einmal eine Rolle unter den Pommern spielen werde. Ah, er wollte schon auch dereinst „junge Gäste" begrüßen, wie Herr von Spöckhoff! Er wollte schon auch durch Vergleiche verblüffen! Er sah sich bereits, den Schläger in der Hand, an der Stelle des ersten Chargierten. War er nicht schon einmal so etwas gewesen wie ein erster Chargierter? Mit einer Kette um den Hals? Sollte es ihm hier schwerer fallen, die erste Geige zu spielen?

Er überlegte sich bereits, mit welchen großartigen Dedikationen für das Kneipzimmer er Pomerania bei seinem Eintritt überraschen wollte. Man sollte es schon merken, daß man mit ihm eine besonders gute Acquisition gemacht hatte. Er konnte dem Korps einmal sehr von Nutzen sein! Bowlen wollte er anfahren lassen, noch königlicher als in Hamburg! Diese gelbe molkige Brühe war ja ein direkt unwürdiges Getränk. Das mochten die Burschenschafter saufen!

In diesen Reformideen wurde er durch C. B.

Kuttler unterbrochen, der ihn anrief: „Herr Hauart, wo sind Sie? Noch ist's nicht Schlafenszeit, wenn auch Ihre Äugelein, wie Fettnäpfchen schwimmend, klein, wenn sie ausgehn wollen, sein. Jetzt kommt noch der Schlußkantus, das hochherrliche Pommernlied, das uns unser poetischer M. C. Fritz Böhle Teutoniae, Normanniae gedichtet hat, wofür ihm mit Recht der Name Schniller geworden ist. Prost, Schniller, sollst leben!"

„Prost, Kuttelsack, ich komme mit," antwortete ein älteres Semester mit zwei Bändern und einer hellroten Mütze; „aber Herr Hauart schläft mit nichten."

„Was?" schrie Kuttler entsetzt auf, „unser junger Gast schläft mit Nichten? Das ist ja beinahe inceſt und geht über das polygame Murmeltier!"

Und er sang:

„Das Murmeltier kann lieben
Der Murmelweibchen zwei, drei, vier,
Das kleine Murmeltier.
Polygamie, polygamo,
Polyagamiamiamo,
O kleines Murmeltier!"

„Kuttelsack trinkt einen Ganzen wegen unangebrachter Obscönität in Form der Produktion unzüchtiger Lieder, die nur auf die Spielkneipe gehören," entschied der jetzt präsidierende Herr von Siebeneichen. „Außerdem soll er sich mindestens zehn Minuten lang schämen."

Kuttler ließ mit der Schnelligkeit des Ge-

dankens den Inhalt eines Kännchens in seinem Interieur verschwinden und sagte dann: „Ich erröte, aber ich muß mich doch fragen, warum Schniller straffrei ausgeht, obwohl er unserem werten Gaste eine moralisch verwerfliche Handlung angedichtet hat. Oder ist diesen Dichtern wirklich alles erlaubt? Dann sattle ich um und studiere Dichter!"

Der Zweibänder-Mann, ein sehr blaß und müde, dabei aber auch sehr gescheit aussehender Herr, der im ganzen wenig sprach und auch trank, entgegnete: „Kuttelsack hat die Phantasie eines ganzen Männervereines zur Bekämpfung der Unsittlichkeit. Ich wollte sagen: Herr Hauart schläft mitnichten; vielmehr er dichtet!"

„Ist das etwa eine weniger unmoralische Insinuation? rief Kuttler. „Ist es erlaubt, seine eigenen, moralischen Defekte bei jedem anderen schlankweg vorauszusetzen. Herr Hauart, lassen Sie sich das gefallen?"

Henry lächelte so fein, als es ihm möglich war, und antwortete: „Ich dichtete zwar nicht jetzt, aber ich kann nicht leugnen, daß ich es schon zu wiederholten Malen getan habe."

Da erhob sich der dritte Chargierte der Pomerania in seiner ganzen Größe und rief den C. B. Sturm an: „Sturm, du bist mein Bierjunge! Du hast uns einen Dichter eingeschmuggelt! Du bist eine Verschwörernatur! Ein Catilina! Ein Carbonaro! Ein gefährliches

Element! Du willst aus Pomerania einen Literaturklub machen! Wir sollen nicht mehr auf Schläger, Säbel und Pistolen, sondern auf Sonette, Madrigale und Sizilianen ohne Binden und Bandagen losgehen! Du bist mein Bierjunge! Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn in lyrischer Limonade ausfechte!"

Und er brachte es wirklich noch fertig, den kleinen Sturm auf der Stelle mit einem derartig schnell hinabgestürzten Ganzen zu besiegen, daß Beifall von allen Seiten ihn umbrauste.

Dann erhob sich gewaltig Fritz Böhles Pommernlied.

Schlägerschlag auf den Tisch.

„Silentium für den ersten Vers!"

Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Jeden Morgen schlemmen wir
Kaviar und Hummern,
Trinken Lichtenhainer Bier,
Bilka, Rum und Malvasier,
Denn die Pommern pummern.

„Silentium für den zweiten Vers!"

Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Vormittags da fechten wir
Eins, zwei, drei, vier Nummern.
Hochquart, Hakenquart, Durchzieh'r,
Krumm der Speer, genannt Rapier,
Denn die Pommern pummern.

„Silentium für den dritten Vers!"

Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Nachmittag, da gehen wir
Ins Kolleg zu schlummern.
Leibfuchs, und das sag' ich dir:
Fleiß ist Tugend und Plästier,
Denn die Pommern pummern.
„Silentium für den letzten Vers!"
Pomerania sei's Panier!
Denn die Pommern pummern.
Kommt der Abend, lassen wir
Den Komment uns kummern.
Sieben Ganze komm' ich dir,
Leibbursch, allerschönste Zier,
Denn die Pommern pummern.

„Ein Prosit dem Dichter und den Sängern!"

Henry konnte nicht umhin, einen Ganzen auf das spezielle Wohl des poetischen Zweibänder-Mannes zu trinken, mit dem er aber doch einmal in scharfe dichterische Konkurrenz zu treten gedachte.

Damit war er aber auch endgültig an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt und mußte von einem Fuchs in sein Gasthaus gebracht werden.

„Pass' auf, Kleiner!" rief Sturm dem auch schon Schwankenden nach, „du mußt ihn über die Türschwelle zwischen Zimmer Drei und Zimmer Vier legen, damit er wirklich etwas von seiner Etage hat."

„Ein ganz netter Kerl," meinte er zu den anderen, „aber er hat einen Gehirnfehler."

— „Was?"

— „Er hat die fixe Idee, daß ein Mensch zum Übernachten vier Zimmer braucht."

„Wenn er sich nur auf der Mensur auf den Krux beschränkt," meinte Kuttler, der einen gewissen Soupçon immer noch nicht los wurde.

Sechstes Stück: Die Renonce

Als Herr Henry Felix Hauart Pomeraniae, stud. phil. et. rer. nat. (doppelt genäht, hält besser, und hier tat eine gute, äußere Naht besonders not), zum ersten Male im Schmucke des orangenen Stürmers und des Pommernfuchsbandes den Korpsbummel mitmachte, war in korpsverständigen Philisterkreisen nur eine Stimme darüber, daß die Pommern diesmal aus dem Schlangentopf der Füchse den prächtigsten Aal gezogen hätten. Aber auch die grau-rosa-grünen Troglodyten, die blau-rot-schwarzen Friesen und die schwarz-weiß-blauen Altenburger verhehlten es sich nicht, daß der jüngste Pommernfuchs wirklich nach den Millionen aussah, mit denen ihn die Legende schon von dem Augenblicke an gloriolengleich umgeben hatte, als es ruchbar geworden war, daß er ganz allein die erste Etage des Elefanten bewohnte.

„Pomerania cacabit in modum äh-bäh!" meinte in klassischem Latein der erste Chargierte der Friesen; „man wird bei einem so

glänzend equipierten Renommierfuchs nicht umhin können, feudal zu werden."

Immerhin war sowohl das Lateinische wie das Deutsche seiner Kritik etwas neidgedüngt.

Besonders erfreut über die glänzende Akquisition der Pommern waren alle Gewerbetreibenden, bei denen ein Mitglied des Korps in der Kreide stand. Ein Korps, das einen x-fachen Millionär als Fuchs hat: welch aussichtsreiche Novität. Aber es gab auch mehr als ein junges Mädchen, dem dieser neuer Pommernfuchs besonders interessant deuchte.

„Wie stolz er aussieht!"

„Wie verächtlich er um sich blickt!"

„Wie nobel er angezogen ist!"

Leider war C. V. Kuttler, den Henry als Leibburschen erhalten hatte, über den letzteren Punkt anderer Meinung. Er nahm Henry auf dem Frühschoppen bei Seite und hielt ihm folgende Standpauke. „Hör' mal, Leibfuchs, dein Schneider gefällt mir nicht. Der Mann muß anders werden, oder er muß seine Erzeugnisse dem Genius loci und Pomeraniae anpassen. Es geht ja die Sage, daß es Korps gibt, bei denen die Chargierten nach dem mehr oder weniger patenten Schnitte der Überzieher gewählt werden. Ich weiß nicht, ob das wahr oder ein schändlicher Witz ist, aber ich schwöre dir, daß Pomerania zu diesen Korps nicht gehört. Dein hechtblauer Überzieher mit talergroßen Perlmutterknöpfen mag sich für einen primo

Tenorio eignen; für einen Pommernfuchs ist er ein schlechthin unanständiges Kleidungsstück. Schenk' ihn unserem Korpsdiener, daß er seiner Gattin einen Unterrock daraus machen läßt, und aus den Perlmuttertalern seiner Schwiegermutter eine Ehrenkette. Von dem übrigen will ich schweigen; es mag zur Not angehen, wenn das Zeug einmal nicht mehr so gräßlich neu aussieht. Aber, Leibfuchs, du hast da so Dinger unter den Hosen herausgucken; man nennt sie, wenn ich nicht irrig bin, Gamaschen. Diese abzutun befehle und gebiete ich dir bestimmt. Auch für sie wird Matschke eine bessere Verwendung haben. Er kann sie bei feierlichen Gelegenheiten als Krawatte tragen. — Du machst ein saures Gesicht, indem du vermutlich findest, daß ich mich zu sehr in deine Privatangelegenheiten mische. Aber erstens gehört es zu meinen Pflichten als Leibbursch, mich auch um deinen äußeren Menschen zu kümmern, so lange du Orange-Blau auf deiner Weste trägst, und zweitens sind diese Gamaschen keine private, sondern eine öffentliche Angelegenheit von geradezu europäischer Wichtigkeit. Jetzt lächelst du wieder, aber es ist das Lächeln eines Verständnislosen. Ich muß mich also kommentieren. So vernimm denn, was ich dir als eine Möglichkeit künde, der kein Vernünftiger den Charakter einer Möglichkeit voller höchst gefährlicher Komplikationen absprechen kann.

Nimm an, wir sitzen auf diesem Platze und geben uns tiefsinnigen Gedanken hin, wenn wir

nicht gerade ein altes, schönes Lied singen, wie etwa:

Und zu Leipzig auf der Wiesen,
Wo die Weiden sind gebogen,
Ei, wie hab' ich da Louisen,
Daß die Haare sind geflogen,

oder:

Die Nonnen sind bloß anfangs frumm,

oder:

Ach, wie lieb' ich dich so sehr,
Adrienne Lecouvreur,

oder das tiefste von allen:

Mein Heinrich, mein Heinrich, mir graut vor dir,
Vallerralleri vallerrallerra!

Da kommt über den Platz ein langer Mann mit einem karrierten Mantel an, in den Händen einen Bädeker und an den Füßen ebensolche Stiefelkrawatten wie du, ein Engelländer, ein unbestreitbarer Engelländer! Natürlich sind wir für ihn Luft, denn wir stehen nicht im Bädeker. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist auf diese Statue dort gerichtet, zu deren genauester Einverleibung in seinen Erinnerungsschatz er einen Operngucker bei sich führt. Er steigt um die Statue herum, guckt sie von vorn an, von rechts und links an, von hinten an. Dann beginnt er in seinem Bädeker zu blättern und schüttelt den Kopf. Natürlich, denn sein Wissensdurst ist größer, als Herrn Bädekers Wissenschaft. Das ist der Moment, wo du als

jüngſter Fuchs zu ihm eilen, den Stürmer zum Gruße erheben und alſo ſprechen mußt: Dieſes aber, o großer Lord, iſt die Statue und das Standbild von Friedrich Auguſt Kümmelmann, der, nachdem er ſich in den Kriegen mit den Türken, Hunnen und Franzoſen unverwelklichen Lorbeer errungen und den Veteranenverein Deutſche Eiche gegründet hatte, das Lichtenhainer Bier erfunden hat, dem die Univerſität Jena ihre Entſtehung verdankt. — Und nun wird das Gräßliche zum Ereignis werden. Er wird deine Gamaſchen erblicken, dich gleichfalls für einen Engelländer halten und, Leibfuchs, Leibfuchs, auf engliſch zu dir ſprechen und reden. Wirſt du dir das gefallen laſſen können oder dürfen? Nein, und abermals nein! Du wirſt ihn einen Bierjungen heißen, und wir werden mit Spritzkanne und Kännchen herbeieilen zum guten Kampfe. Er aber, durch jenes Wort, das er ſofort im kleinen Meyer nachſchlagen wird, auf's tötlichſte beleidigt, und überdies glaubend, daß wir teutoniſchen Barbaren uns an ſeinem geheiligten britiſchen Leibe vergreifen wollen, wird mit wehenden Schößen auf's Telegraphenamt fliegen und dem Botſchafter der Vereinigten Königreiche in Berlin das Fürchterliche verkünden. Dieſer wird ſofort zu Bismarck fahren und frech werden. Bismarck wird ſagen: Sie haben nicht bloß den Spleen, ſondern ſind auch meſchugge. Der Botſchafter wird ſeine Päſſe verlangen und abreiſen. Die engliſche Flotte

wird, nachdem sie unsere sechs Kriegsgondeln in den Grund gebohrt oder als Rettungsboote an sich angehängt hat, die Saale heraufdampfen und die britische Flagge auf der Universität hissen. Wir werden Pummeräniäe heißen und englisch und boxen lernen müssen. Die Herrschaft der Tee-Komments beginnt. Finis Pomeraniae! — Und das alles wegen dieser ruchlosen Stiefelüberzüge, deren Gemeingefährlichkeit du nun hoffentlich eingesehen hast."

Was blieb dem also gerüffelten Fuchs nach dieser glänzenden Abfuhr anderes übrig, als sie auf der Stelle auszuziehen? Sie kamen mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand „Henry Felix Hauarts Verirrung" ins Pommern-Museum.

Aber ach, es war das nicht die einzige Standpauke, die Henry über sich ergehen lassen mußte. Dieser kritische, nie um ironische Spitzen verlegene Leibbursch hatte unendlich viel an ihm auszusetzen. Im Vergleich mit C. B. Kuttler war Pastor Südekum noch säuberlich mit ihm umgegangen.

Das war die berühmte Buschenfreiheit?

Aber freilich: er war ja noch kein Bursch, war bloß ein Fuchs, in der SC-Sprache sogar um die Qualifizierung als etwas Männliches gebracht: eine Renonce. Kein Wunder, daß man auch seine männlichen Funktionen, soweit sie das Gebiet des Fechtens und Trinkens verließen, behindern wollte. Er war schließlich auf sein Stubenmädchen angewiesen und auf das,

was er „Dorfmenſcher" nannte. Er, der wahrhaftig keinen Sinn für Landkoſt beſaß, es viemehr gänzlich unter ſeiner Würde fand, ſich mit ſchlecht angezogenen Frauenzimmern abzugeben.

War das die Vornehmheit des Korps? Das war doch einfach kulturlos. Und was anderes als Unkultur war dieſes unmäßige Saufen eines ſcheußlichen, billigen Dünnbieres?

Dabei keine Möglichkeit einer Änderung. „Steig in die Kanne, Füchschen; ſchleck, Füchschen; trink Reſt, bis du wieder geſund biſt!"

Dieſes und ähnliches erhielt er zur Antwort, wenn er auch nur ganz von ferne kulturellere Ideen anzudeuten ſich vermaß.

Er war ein Nichts, eine Null, ein Knabe, den man nach ſpartaniſchen Prinzipien erzog. Er gehörte ja nicht einmal dem eigentlichen Korps an. O nein: nur in den Vorhof war er zugelaſſen. Der fehlende Silberſtreifen in ſeinem Bande ſprach es deutlich genug aus: du biſt noch gar kein richtiger Pommer.

War er nicht geradezu ein Diener der C. B. C. B? Verflucht richtig war Spöckhoffs Vergleich mit dem Mönchstum geweſen. So ſind ja auch die Novizen halb und halb dienende Brüder.

Am empfindlichſten war es ihm, daß ſein Geld gar nicht zu imponieren ſchien, daß man ihn vielmehr gefliſſentlich daran hinderte, es zur Geltung zu bringen. Vergeblich wartete er auf den Moment, daß ihn ein Korpsbruder anborgen würde.

So blieb er, der gewöhnt war, ſich durch

sein Geld die Menschen schnell und mühelos zu verbinden, im Korps so gut wie isoliert, und an eine irgendwie prominente Stellung war, das lehrte jeder Paukboden, jede Kneipe, jeder Bummel, gar nicht zu denken, solange er sich noch im Zustande der Renoncenschaft befand. Es galt also wieder einmal, sich zu ducken und auf bessere Zeiten zu hoffen. Aber es fiel ihm das jetzt schwerer als damals in der ersten Hamburger Zeit, bevor er die Bäume der Erkenntnis geschüttelt und nebenbei erkannt hatte, daß er in der Anwartschaft auf seine Millionen ein Mittel besaß, andere zu ducken.

Ein recht unerquicklicher Zustand, zumal da auch körperhafte Unbehaglichkeiten hinzukamen. Das gewaltige Saufen bekam ihm übel. Er war ewig verkatert und außerdem müde und matsch, da er der ortsüblichen Venus immerhin mehr huldigte, als sich mit andauerndem und heftigem Gambrinuskult verträgt. Auch ließ er es leider bei den allerhand Getränken, die außer dem Bier gemeinsam konsumiert wurden, nicht sein Bewenden haben. Das eine seiner Zimmer wurde zu einem wahren Schnapsmuseum, obwohl es unter den Korpsburschen nicht an vernünftigen Leuten fehlte, die gegen diese Institution Einwendungen hatten. Indessen die Mehrzahl, und darunter auch Leibbursch Kuttler, erwiesen sich in diesem Punkte als schwach.

Anfangs hatte er es ihm zwar verbieten wollen, andauernd im Elefanten zu wohnen, weil er

wol die Empfindung hatte, daß das bedenkliche Folgen für den „Jüngling mit dem goldenen Kandelaber", wie er ihn seines Geldes wegen gerne nannte, haben konnte. Aber schließlich hatte es ihm selber gefallen, hier immer einen ganzen Musterkeller besserer Spirituosen und auch jederzeit Delikatessen der ihm sehr sympatischen scharf gesalzenen und marinierten Art vorzufinden. Kuttelsack war die Honorigkeit selbst; er würde auch in den bedrängtesten Momenten nicht daran gedacht haben, seinen Leibfuchs etwa anzuborgen, und er würde gegen jeden Dimission beantragt haben, der das getan hätte. Aber gegen Cherry Brandy, Scotsh Whisky und dergleichen war er, trotz seiner sonstigen innigen Abneigung gegen die Vereinigten Königreiche und ihre „greulichen Eingeborenen", wehrlos. „Der Mensch soll niemals kneifen," war sein Grundsatz, „also auch nicht vor Schnäpsen."

Aber was der Korpsbursch vertrug, vertrug nicht auch die Renonce. Zwar schien es Henry, als ob er seinen Magen neu aufsteifte mit diesen scharfen Produkten englischer Destillation, wenn er von den allzugroßen Massen dünnen Weißbieres flau geworden war, aber weder vertrug der allzu heftig mißbrauchte Magen diese Beiz- und Reizmittel, noch erwiesen sich Nerven und Gehirn als stark genug dazu.

Es dauerte nicht gar lange, und Henry zeigte die deutlichsten Symptome allgemeiner Angegriffenheit, zuerst jenen unschönen Tatterich, das Hände-

zittern, das nur erneuter Alkoholzufuhr wich und dann den gleichfalls nur durch Spiritusaufgüsse zu bannenden Zustand blöde glotzenden Stumpfsinns.

Im Verkehr mit den Korpsbrüdern zeigten sich diese hier wahrhaftig viel zu früh auftretenden Erscheinungen kaum je, denn Henry verließ den Elefanten nie, ohne zuvor reichlich aufgegossen zu haben, aber, wenn er zu Hause und allein war, fiel er manchmal ganz greisenhaft jämmerlich zusammen.

Fritz Böhle, der Dichter des Pommernliedes, der von Anfang an ein gewisses Interesse für ihn an den Tag gelegt hatte und schon öfter bei ihm im Elefanten erschienen war, in der Tat nicht so sehr der Schnäpse wegen, als aus Interesse an dem jungen Fuchs des befreundeten Korps, traf ihn eines Tages in einem ganz und gar desolaten Zustande an.

Henry saß, in seinem seidenen Schlafrock fast verschwindend, in einem weitarmigen alten Polsterstuhle und streichelte, blöde vor sich hinstarrend, die Statuette des reitenden Kosaken. Es war zur Dämmerstunde an einem Mittwoch, und Böhle wollte ihn eigentlich zur Kneipe abholen,

„Gott, wie sehen Sie denn aus, Gamasche!“ rief er ihn bei dem Spitznamen an, der ihm vom ersten Tage seiner Aktivität her geblieben war, „Sie sind ja krank! Zeigen Sie mal den Puls und die Zunge! — Sie können heute unmöglich auf die Kneipe gehen.“

„Ich habe mich schon entschuldigen lassen," antwortete Henry und reichte ihm die zitternde Rechte.

„Das ist vernünftig," meinte der vor der dritten Station seines Staatsexamens stehende cand. med., „obwohl es Ihnen Kuttelsack niemals verzeihen wird. Aber warten Sie, ich schreibe eine Karte auf die Kneipe und bleibe, wenn es Ihnen recht ist, eine Weile bei Ihnen. Ich bin Ihnen gesünder, als die kleine Lina, die Sie offenbar viel zu häufig frequentieren. Das Mädel kann's aushalten, denn sie säuft nicht auch, aber für Sie ist's Gift, Gamasche. Man kann nicht zween Herren dienen, zumal wenn der eine ein Thüringer Bauernmädel ist. Die kann eine ganze Fuchsgeneration unter die Greise bringen, und dann geht sie hin und kriegt als brave Ehefrau zwölf Kinder. Eine bewundernswerte Rasse. Lieb Vaterland, kannst ruhig sein."

Dann schrieb er auf eine Visitenkarte: „Gamasche ist wirklich krank, nicht bloß schlapp. Aber es wird vorübergehen, wenn er ein paar Tage im Korbe bleibt. Ich leiste ihr Gesellschaft. Schniller."

Dann wandte er sich, nachdem er Friedrich mit der Karte weggeschickt hatte, an Henry: „Haben Sie keine Angst, Gamasche. Ich will Ihnen keine Gardinenpredigt halten. Die hören Sie so schon genug, und es ist nicht mein Amt. Übrigens sage ich nicht, daß Kuttelsack unrecht hat, wenn er sie piakt. Er hat als Ihr Leib-

burſch ſogar ſehr recht. Sie ſind noch eine recht mangelhafte Renonce, im allgemeinen ſowohl, wie im beſonderen."

„Aber Sie reden ja nichts als Cardine, Herr Böhle," meinte kläglich Henry.

— „Ich konſtatiere bloß, Gamaſche. Aber nennen Sie mich bitte Schniller. Wir ſind ja Kollegen."

— „Ich? Du lieber Gott! Seitdem ich Renonce bei Pomerania bin, habe ich keinen Vers mehr geſchrieben."

— „Glauben Sie denn, daß ich Verſe geſchrieben habe, wie ich bei Teutonia renoncierte? Ich habe mich damals aber auch nicht ſo ausgiebig mit Stubenmädchen abgegeben."

— „Vermutlich, weil Sie beſſeres hatten in Bonn."

— „Beſſeres? Verſündigen Sie ſich nicht, Gamaſche. Dienſtmädchen ſind gar köſtliche Dinger, und jeder junge Mann ſoll Gott auf den Knieen für die Gnade danken, wenn er ihm ſo eine gutmütige dienende Kreatur gönnt.
Nec sum ego Tantalide major nec major Achille.
Quod decuit reges, cur mihi turpe putem?
Vergeſſen Sie das niemals, Gamaſche, ſolange Sie noch ein Wort lateiniſch verſtehen. Auf Deutſch hats Wilhelm der Erlauchte ſo ausgedrückt:

Ein jeder Jüngling hat nun mal
n'en Hang fürs Küchenperſonal."

— „Mein Geſchmack iſt's nicht."

— „Um ſo ſchlimmer für Sie. Aber ich begreifs.

Sie sind zu reich, Gamasche, als daß Sie Natürliches echt vertragen und schätzen könnten. Sie brauchen Luderzeuchgeruch und Schminke. Aus ungefähr demselben Grunde sind Sie auch eigentlich nicht fürs Korps geschaffen, wenigstens nicht für das Korps in seiner ursprünglichen Form. Auch das ist für Sie zu primitiv. Sie brauchten ein Korps, das zwar noch die alten Allüren hätte, denn die sind ja dekorativ, aber eigentlich ein Klub wäre, sei es ein feudaler oder ein ästhetischer, am liebsten ein feudal-ästhetischer, mit Wein statt Bier, wo, genau wie im Leben, am meisten der gälte, der den größten Wechsel hat, wo nicht der beste Fechter am angesehensten wäre, sondern der beste Pomaden- und Hurenhengst."

Henry lächelte höhnisch und doch befriedigt. Es tat ihm wohl, daß sich hier endlich jemand, wenn auch kritisch, näher mit ihm einließ, statt einfach zu sagen: „Steig in die Kanne, Füchschen, bis du wieder gesund bist."

Er sagte: „Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Böhle, pardon Schniller, denn Sie machen mir wenigstens auf eine neue Art Grobheiten. Wenn ich gesünder wäre, könnte ich aber doch wohl einiges darauf erwidern. In meinem jetzigen Zustand fällt mir bloß das Wort Kultur ein."

Schniller erhob sich: „Gestatten Sie, daß ich mir einen Whisky hole und Ihnen einen Eierkognak. Ich werde damit diesen und ähnlichen Worten eher standhalten, und Ihnen werden

davon die Kräfte wachsen, neue Worte von gleicher Wucht in die Debatte zu werfen. Auch sollte man rauchen."

Er steckte sich eine Zigarette an und trank ein Weinglas voll Whisky aus, als ob es Wasser wäre. Dann fuhr er fort: „Sie fassen mich ganz falsch auf, Gamasche. Ich rede nicht als der Zweibändermann zu Ihnen, der die Ehre hat, mit Pomerania zu kneipen und deshalb einen jungen Pommernfuchs auf die rechte Bahn bringen möchte. Nein, Gamasche! In dieser Eigenschaft, die ich keineswegs unterschätze, denn ich wüßte nicht, was besseres ich wäre, als Korpsstudent, müßte ich ganz anders reden oder vielmehr schweigen. Ich täte es auch, wenn ich an Ihre SC.-Zukunft glaubte. So aber, da ich überzeugt bin, daß Sie über ein Kleines nicht mehr Korpsstudent sein werden, rede ich mit Ihnen einfach als ein älteres Semester, das Interesse an Ihnen nimmt, weil Sie wirklich eine nicht uninteressante Erscheinung sind."

— „Sehr verbunden."

— „Bitte. Es ist gerne geschehen. Sie sind mir übrigens nicht bloß wegen Ihrer Millionen interessant, obwol Millionen immer interessant sind. Sie sind es mir, weil Sie trotz Ihrer Millionen so merkwürdig naiv sind. Irgend etwas stimmt bei Ihnen nicht. Ich will nicht davon reden, daß Sie eingestandenermaßen Verse gemacht haben. Das könnte einfach eine Perversität oder auch bloß eine Millionärslaune sein. In Prag soll

ein Millionär leben, der sich seine Strümpfe selber strickt. Warum sollten Sie sich nicht darauf kaprizieren, sich Ihre Verse selber zu machen, zumal da es ja leichter ist, als Strümpfe stricken? — Nein, das ist es nicht. — Es ist ein tieferer Riß in Ihnen. Sie sind nicht ganz, Gamasche. Und eben deshalb interessieren Sie mich. Sie sind der reiche junge Mann, wie er im Buche steht, und sind doch auch das reine Lämmerschwänzchen. Man müßte blind sein, würde man nicht sehen, daß Sie herrschen, bestimmen, die erste Geige spielen, von sich reden machen wollen, und doch treten Sie in ein Korps ein und bleiben darin, obwohl Sie, und mit Recht, als Füchslein-duck-dich behandelt werden. Lassen wir alles andere beiseite und bleiben wir bei diesem Punkte. Ich frage Sie, Gamasche, und verstoße damit aufs heftigste gegen meine Stelle als M.C. bei Pomerania: Warum gehen Sie nicht hin und legen Ihr Fuchsband auf den Tisch des CC.? Ist Ihre Eitelkeit, einen orangegelben Stürmer zu tragen, nicht längst befriedigt? Fühlen Sie nicht, daß Sie sich größere Eitelkeiten leisten können?"

Henry war verblüfft. Dieser M.C. sprach Gedanken aus, die sich in ihm nur nicht heraufgewagt hatten, deren er sich aber immerhin manchmal, wenn auch unklar, bewußt geworden war. Indessen wachte gleichzeitig, und mächtiger, der Poseur in ihm auf.

Er antwortete: „Sie unterschätzen mich doch

wohl. Ich bin nicht aus Eitelkeit aktiv geworden. Ich habe eine sehr bestimmte Absicht damit verfolgt. Mag sein, daß auch sie von Eitelkeit eingegeben ist: Ich möchte, wenn ich einmal C. B. bin, den Versuch machen, die alte vornehme Institution der Studentenkorps in einem zeitgemäßen kulturelleren Sinne zu erneuern."

Der Eierkognak hatte ihn wirklich gekräftigt. So sehr, daß er in diesem Momente an seine Redensart glaubte. Um so mehr, als ihn immer ein wenigstens ähnlicher Gedanke aufrecht erhalten hatte: Laßt mich nur erst im C. C. sein! Ich will euch schon zeigen, ob ich nicht auch euch unterkriegen kann!

Fritz Böhle erhob sich zum zweiten Male und sagte: „Gestatten, daß ich mir jetzt noch etwas Kräftigeres hole, für Sie aber etwas Beruhigendes. Bromwasser haben Sie wohl nicht da?"

„Ich möchte doch bitten, meine Äußerung ernst zu nehmen," entgegnete mit S. C.-Betonung Henry.

„Gewiß," sagte Schniller und trank ein großes Glas braunroten Schnapses leer. „Gewiß! Ich will Sie so ernst nehmen, daß ich sogar darauf antworte. Und zwar: Gamasche, wir wollen Schmollis trinken."

Es geschah, und Schniller sagte: „So, und nun wollen wir von was anderem reden. Ich bin ohnehin nicht mehr imstande, mich in der Höhe zu bewegen, in die du das Gespräch ge-

hoben haſt. Sag mal, Gamaſche, biſt du ſchon gedruckt?"

— „Laß doch die dumme Dichterei. Ich möchte wirklich gerne wiſſen, was du von meinem Plane hälſt."

— „Du mußt dir beim Fechten noch viel abgewöhnen, bis man dich auf Menſur ſtellen kann."

— „Herrgott, davon iſt doch nicht die Rede."

— „Doch, es iſt ſehr viel davon die Rede. Die C. B. C. B. Pomeraniae reden unausgeſetzt davon, und ich muß ihnen recht geben. Wenn du ſchon auf dem Fechtboden lauerſt und mit dem Kopf zurückgehſt, wie wird das erſt werden, wenn du keine Maske mehr aufhaſt?"

— „Das laß meine Sorge ſein. Übrigens finde ich wirklich, daß dieſe Art Fechterei ein Unſinn iſt. Alle Fechtkunſt geht dabei zum Teufel."

— „Du ſollſt dich auch gar nicht als Fechtkünſtler produzieren, Gamaſche. Du ſollſt deinen Kopf hinhalten und keinen Hieb auslaſſen. Sonſt giltſt du als Kneifkünſtler."

Henry war doch genug Korpsfuchs, um von dieſen Worten grimmig beleidigt zu werden. Er vergaß ſeine Kulturfragen und ſprang empört auf. „Derlei laß ich mir auch von einem M. C. nicht ſagen. Ich erſuche dich, das Wort zu revozieren."

Schniller erhob ſich, ſchon etwas wankend, und machte eine tiefe Verbeugung. „Iſt ſchon erledigt. Ich erkläre jede kulturelle Möglichkeit

für ausgeschlossen. Aber nun," und er setzte sich wieder, „wollen wir endlich von weniger anstrengenden Dingen reden. Ach, Gamasche, warum verstehen wir einander nicht?"

— „Wieso denn?"

— „Siehst du nicht, daß ich dich retten will?"

— „Wovor denn?"

— „Vor meinem Schicksal."

Er lehnte sich im Stuhle zurück und sah mit glasigen Augen, die scheinbar gar keine Pupillen hatten, in den Abend hinaus. Man hörte in der Ferne das alte Burschenlied: „Stoßt an, Freiheit soll leben, hurra hoch!" Dann goß er wieder ein volles Glas in sich hinunter und schenkte mit unsicherer Hand ein neues ein.

Die Rollen schienen vertauscht. Jetzt war er der Kranke, während Henry wieder seine Stehaufnatur bewährt hatte und ganz munter aussah.

„Was ist dir denn, Schniller," fragte er besorgt. „Du bist ganz blaß geworden, bis auf die Lippen blaß, und zitterst. Kann ich etwas für dich tun?"

Böhle ließ den Kopf auf die Brust sinken. Dann griff er in die Brusttasche und zog ein Etui hervor. „Mach mir bloß, bitte, die linke Manschette auf," sagte er tonlos, „und schieb mir den Ärmel in die Höhe. Meine Arme sind fasernmatsch, wie ausgekochte Spargeln. Und nun guck, bitte, weg. Ich habe eine kleine Heimlichkeit zu besorgen, bei der man sich nicht gerne zusehen läßt. Nein, wirklich, du mußt

zum Fenster hinausſehen. Die Pulsadern ſchneide ich mir noch nicht auf."

Henry ſah zum Fenſter hinaus. Er hatte ein Gefühl von Grauſen; obwohl er nicht wußte, was Böhle tun wollte.

Der öffnete mit zittrigen Fingern das Etui und nahm eine kleine Injektionsſpritze heraus, die er am linken Unterarm anſetzte und entleerte. Der ganze Unterarm war wie überſät mit kleinen roten Punkten vom Anſetzen der Spritze.

„So, jetzt kannſt du wieder herſehen, Gamaſche," ſagte er, indem er Hemd- und Rockärmel wieder vorſchob und die Manſchette ſchloß.

— „Es iſt eine blöde Scham, daß ich dabei nicht gerne zugucken laſſe. Denn ſchließlich gehört ein bißchen Morphium zur Nobleſſe."

„Du biſt Morphiniſt!?" rief Henry entſetzt aus.

Böhle verſenkte das Etui in ſeiner Rocktaſche und ſagte, bereits mit kräftigerem Ton: „Bitte, ſich nicht ſo unangenehm zu entſetzen. Morphiniſt! Das klingt wie Vatermörder. Ich ſage doch auch nicht mit geſträubtem Haare zu dir: Du biſt Alkoholiker, wenn du den Eierkognak flaconweiſe konſumierſt. Morphiniſt! Unſinn. Ich ſpritze manchmal ein bißchen, aber ſelten und mit Maß. Nur bei gewiſſen plötzlichen Anfällen, wie vorhin. Habe die Güte, dich zu beruhigen und das Intermezzo als erledigt zu betrachten. Es verſteht ſich am Rande, daß du zu niemand davon ſprichſt."

— „Natürlich. Aber du solltest das wirklich nicht tun."

— „Wirklich? Was du für eine wohlmeinende Gamasche bist. Aber genug! Satis superque! Wovon sprachen wir doch? Ich hab's radikal vergessen."

— „Du drücktest dich etwas rätselhaft aus. Du sagtest, du wolltest mich vor deinem Schicksal retten."

— „Blödsinn. Das war der Anfall. Nimm's für temporäres Irresein."

— „Ich glaube, daß du genau wußtest, was du sagtest."

— „Mag sein. Aber, daß ich es sagte, war verrückt. Ich bin auch ein bißchen betrunken, wie mir scheint. Mit diesem Trank im Leibe sieht man Gespenster, auch wenn man nicht in den Spiegel guckt. Prost, Gamasche, Du sollst leben. Aber mach, daß du aus dem Korps herauskommst. Du steckst nichts auf bei Pomerania. Und wenn dich das Korps einmal hat, das sag ich dir, dann läßt es dich nicht los! Es frißt dich auf. Du bist nicht aus dem Holze der Kuttler, Sturm, Siebeneichen, Spöckhoff usw. Die sind dafür gewachsen und kriegen nur eine um so dickere Rinde fürs Leben davon. Aber unsereins wird abgeschält davon, daß die Nerven eines Tages bloß daliegen und auf jede niesende Mücke reagieren. Daher der Name Morphium, Gamasche, daher! Die zwei Bänder ersetzen die Haut nicht. Sie scheuern fürchterlich auf den Nervenenden."

Er trank wieder. Dann fuhr er fort: „Ach was! Ich sag's doch! Seit vier Jahren laure ich auf einen Menschen, dem ichs sagen kann, ohne hören zu müssen: Schniller, du dichtest! — Das Korps ist eine wundervolle Einrichtung, Gamasche! Was die Philister dagegen sagen, ist Blech. Es ist ein Beweis für die robuste Gesundheit, die noch immer in einem guten Teile der deutschen Jugend steckt, daß es immer noch junge Leute, und darunter nicht die wertlosesten, gibt, die sich von dieser Verkörperung überströmender, spielender und im Spiele doch männlich bewußter Kräfte anziehen lassen. Aber, Gamasche, man muß selbst Kraft zu vergeuden haben, und, vor allem, man muß ganz sein, ohne Risse, ohne innere Diskrepanzen. Meinetwegen borniert. Das ist ja die herrlichste Gabe fürs Leben. Menschen, die irgendwie auseinanderklaffen, wie du und ich, wenn auch auf verschiedene Weise, sollen sich vor dem Korps hüten."

— „Das sagt ein Zweibändermann?"

— „Gott straf mich, ja, ein Zweibändermann. — Wenn ich es dir nur klar machen könnte, was dir bevorsteht, wenn du nicht rechtzeitig ausreißt, oder, was ich annehme, hinausgetan wirst."

— „Aber erlaube mal . . ."

— „Bitte, bitte, nur keine Empfindlichkeit jetzt! Es kann dir kein größeres Glück passieren, Gamasche. Sonst geht es dir, wie mir. Es schläft scheinbar alles das, was nicht ins Korps,

dafür aber aufs wesentlichste zu dir selber gehört, ein. Du wirst auf einmal ein brillanter C. V. Du gehst auf im Korps. Aber nicht mit Freuden. O nein, mit dem allerschlechtesten Gewissen. Du fühlst, daß du dich und das Korps betrügst. Aber das Korps hat dich. Es ist nicht, wie bei den anderen, die das Korps bilden, die wirklich Mitglieder des Korps sind, die gewissermaßen seine Lebensorgane sind, bis sie darüber hinauswachsen und andern Platz machen. Nein, du bist eingeschlossen, wie in einen Ring, eingekapselt, kannst nicht hinaus. Dein eigentliches Wesen ist dir genommen, du bist zu einer Funktion dir fremder Formen geworden. Draußen ist das schaffende Leben, Aufgaben, Ziele; in dir hebt und drängt es sich immer wieder aus dem Unterdrückten deiner eigensten Art, aber du fühlst dich zu schwach, hinauszutreten, bist wie eingeleiert in diesem Spieluhrenmechanismus, der dir selber nun oft genug läppisch erscheint, ja, fühlst dich einzig hier geborgen. Was nur als verkleinertes, phantastisch aufgehöhtes Bild des Lebens einen Sinn hat, und als solches einen schönen Sinn, wird für dich das Leben selbst. Das kann nur einen fürchterlichen Ekel zur Folge haben, Ekel an dir und dieser durch dich maßlos verzerrten Sache. Aber du kannst nicht mehr los davon und wartest mit Grauen auf den Augenblick, wo sie dich wegstoßen muß. — Ja, wenn Stöckhoffs Ver-

gleich wirklich bis ins Eigentliche Geltung hätte! Wenn Korpsstudentsein Lebensberuf wäre wie Mönchsein, mit den Jahren zunehmend an Kraft, Süße und Bedeutung! Wenn es nicht bloß ein Spiel wäre, ein Spiel für Kräftige, die im rechten Augenblicke aufzuhören wissen!"

Er sank wieder ganz in sich zusammen.

Henry sah ihn verständnislos an. Er begriff wohl den Sinn dieser Ausführungen, deren Illustration er leibhaftig vor sich sah, aber er erblickte keinerlei Bezug zu sich darin.

Dieser da war eben ein bedauernswerter Willenloser, willenlos von Anfang an und dann durch das Morphium um jeden Rest von Entschlußkraft gebracht.

Ihm konnte derlei nicht passieren. Daß er jetzt mehr dahindämmerte, als wirklich lebte, war nur eine Folge der seinem Wesen allerdings ganz ungeeigneten Stellung als Fuchs. Dafür würde er aber später um so mehr Willen entwickeln und durchsetzen. Und, worauf anders sollte dieser Wille hinauszielen, als gerade darauf, daß in einem Korps nach seinem Sinne auch differenziertere Kulturmenschen sich ausleben können sollten! Diese bornierten Bauernnaturen, wie Kuttler, sollten eben inskünftig das Korps nicht mehr ausschließlich bilden. Es sollte nicht mehr eine Institution für Leute aus dem Teutoburger Walde sein, sondern eine Vereinigung gerade der feinsten, empfindlichsten und darum vornehmsten Kulturssprößlinge.

Er redete das alles an den immerzu trinkenden Böhle hin, auch seinerseits den verschiedensten Marken seines Lagers fleißig zusprechend. Aber Böhle grinste nur noch oder warf höchstens ironische Beifallsäußerungen dazwischen als: „Wie wahr!“ „Welch schöne Perspektive!“ „Damit wirst du in Kösen Furore machen!“ Schließlich wurde er ganz betrunken und weinte.

Henry ließ ihn ins Bett bringen und vergaß in Linas Armen diese unerquickliche Beichte des entgleisten Zweibändermannes gerne und ganz.

Mahnungen des Schicksals mußten ihm gegenüber in anderer Verkörperung auftreten, wenn sie wirken sollten.

Siebentes Stück: Das lange Messer

Als sich das Semester seinem Ende zuneigte, erschien es dem Fechtchargierten der Pommern an der Zeit, die Renonce Hauart auf Mensur zu stellen. Man hatte Henry nun glücklich so weit, daß er sich auf dem Fechtboden die Hiebe ohne Zucken und Augenzwinkern über die Drahtmaske rasseln ließ und auch die recht fühlbaren Quarten und Terzen, die den Filzdeckel der Fechthaube trafen, mit schönem Gleichmute hinnahm, obwohl ihm der Schädel darnach gewaltig brummte.

„Wie eine deutsche Eiche stehst du zwar noch nicht,“ sagte Kuttler zu ihm; „ich möchte dich

eher jener Espe vergleichen, von deren Laub man sagt, es zittere, aber es ist mehr ein inwendiges Zittern, nur dem liebevoll ängstlichen Blicke des Leibburschs bemerkbar, und ich hege die Zuversicht zu deinem Mannesmute, daß er gewaltig erstarken wird, wenn es sich nicht mehr ums Einpauken, sondern um deine und unsere Ehre handelt. Leicht wirst du es übrigens nicht haben. Da du von länglichem Wuchse bist und man bei der ersten Fuchsmensur möglichst darauf sieht, gleichgroße Paukanten gegenüberzustellen, so bist du dem langen Friesenfuchs Röhling zum Gegenstück erkoren worden. Ich vermeide mit gutem Fuge den Ausdruck Pendant, denn Pendeln sollst du keineswegs. Im Gegenteil, du sollst sein gleich einem Pfahle, fest gemauert in die Erden. Gott gnade dir, wenn du ein Pendel bist! An das Pendel einer Uhr soll nur dein Schläger erinnern, und zwar insofern, als er mit der Regelmäßigkeit eines Pendels Hieb auf Hieb erwiedert, niemals auch nur eine Sekunde auslassend. — Versuche keine Künste, mein Sohn, erkühne dich nicht, Dessein fechten zu wollen; dazu fehlt es dir noch an Erfahrung und Reife. Sei eher Automat und Dreschmaschine. Von einer ersten Mensur verlangt man nicht mehr. Triffst du zufällig ihn, so ist es gut, trifft er aber dich, so ist es auch gut, und trefft ihr beide nur den himmlischen Äther, Korb und Bandage, so ist es auch keine Schande weiter,

denn von der Jugend wird keine Kunst erwartet. — Röhling Frisiae steht freilich jetzt schon im Geruche eines zukünftigen S. C. Fechters, und seine Korpsbrüder zweifeln nicht daran, daß er schon beim ersten Male gewaltig viel für ihr Paukbuch herausbeißen wird. Was tut's? Um so größer wird für dich die Ehre sein, dich an ihm gemessen zu haben. Und schließlich: hat man es nicht schon erlebt, daß eine Jungfer ein Kind kriegt? Wer weiß: vielleicht haust du ihm die Backe voll. Unberührt darf er jedenfalls nicht von dannen ziehen. Auch du hast einen recht wohlgeborenen Durchzieher am Leibe. Wie ich denn überhaupt nicht leugnen will, daß dein Handgelenk wenig, deine Auslage gar nichts zu wünschen übrig läßt. Was dir noch fehlt, ist auf der einen Seite die Pommade, die mit dem Sprichwort sagt: wer fechten will, der muß der Streiche warten, und auf der anderen Seite die Pünktlichkeit im Nachschlagen, die die Höflichkeit des fechtenden Korpsstudenten ist. Na, ich denke, beides stellt sich ein, wenn die Fechtmaske fällt und das liebe lange Messer in nackter Schärfe winkt."

Das hörte sich ja ganz lustig an, und Henry empfand es auch als eine Ehre, daß er just gegen den besten Fechter der S. C.-Fuchsenschaft antreten sollte, aber recht wohl war ihm dabei doch nicht zu Mute.

Er hatte den langen Röhling, der übrigens beträchtlich länger war, als er, auf dem Pauk-

boden fechten sehen und mußte sich sagen, daß er neben diesem geborenen Schläger ein kläglicher Stöpsler war. Mit Dem sollte er fechten? Gerade so gut hätte er mit Professor Häckel auf Biologie antreten können. Es war absurd. Besonders unsympathisch an diesem fatalen Friesen waren ihm die sehr langen und sehnigen Arme. Wirklich: eine recht angenehme Aussicht, diesen überlebensgroßen Extremitäten ausgeliefert zu werden.

„Bin ich der Ritter Don Quixote, daß ich mit einer Windmühle fechten soll?" sagte er mit bangem Witze zu Kuttler; „Welcher normale Mensch kann sich gegen Windflügel decken?"

Aber Kuttelsack entgegnete prompt und ruhig: „Es soll auch gar nicht deine Hauptsorge sein, dich zu decken Gamasche, sondern brav zuzuschlagen. Mit Tiefquarten ist immerhin etwas auszurichten gegen einen Longinus. Kannst du ihm das Ohr nicht von oben weg hauen, ei, so versuchs von unten. Wobei ich übrigens einer Nabelabfuhr nicht das Wort reden will."

Henry fand, daß sein Leibbursch einen unangenehm frivolen Ton anschlug und reichlich gleichgültig war gegenüber dieser doch offenbar sehr riskierten Auswahl eines Gegenpaukanten für seinen Leibfuchs. Ihm schien, es wäre Kuttlers Pflicht gewesen, sein Interesse besser zu wahren, und er hegte den ärgerlichen Verdacht, daß man ihm absichtlich diesen überlegenen Gegner ausgesucht hatte.

Und so verhielt es sich auch in der Tat. So sehr sich Henry auch geduckt und klüglich gehütet hatte, den frechen Fuchs zu spielen, so deutlich fühlte man doch im CC. der Pomerania, daß sich im Innern dieser mit Glücksgütern gesegneten Renonce eine ansehnliche Üppigkeit verborgen hielt. Daher man einen Dämpfer für sehr angebracht erachtete. Andererseits glaubte man aber auch eine kluge Mensurpolitik zu verfolgen, indem man ihn gegen eine stark überlegene Kraft herausstellte. Auf diese Weise würde die allgemein für eine recht zweifelhafte Angelegenheit gehaltene erste Mensur der Gamasche am schnellsten und mit der geringsten Gefahr von Komplikationen erledigt werden, meinte man. Die Abfuhr würde schon nach ein paar Gängen erfolgen, ehe sich das befürchtete Mensurfieber in fatalen Symptomen hätte äußern können, und die zweite Mensur würde dann, einen mehr gleichwertigen Gegenpaukanten angenommen, um so besser verlaufen, da die Gamasche, nun schon an das scharfe Messer gewöhnt, jene Kinderkrankheit wohl abgelegt haben und einem weniger gefährlichen Gegner gegenüber an Zuversicht gewinnen würde. Psychologie war die starke Seite eines wohllöblichen C. C. der Pomerania offenbar nicht.

Die Aussicht, mit diesem unangenehm guten und unsympathisch langarmigen Friesenschläger die langen Messer zu kreuzen, verdüsterte Henrys Gemüt gewitterwolkenartig. Selbst in der Nacht

beschattete sie ihn. Er träumte scheußliche Sachen: Lappenschmisse, die ihn vollständig skalpierten, Knochensplitter, die nur so um ihn herum regneten, glatt abgeschnittene Ohren und, was das greulichste war, völlige Deformierung seiner Cäsarennase und der habsburgischen Lippen. Oft, wenn er diesen entsetzlichen Friesenfuchs sah, der, so schien es ihm, seit der gefallenen Bestimmung ein höchst unausstehliches, impertinentes Lächeln zur Schau trug, erwog er bei sich, ob es am Ende nicht doch noch eine Möglichkeit gebe, dieser blödsinnigen Mensur auszuweichen. Konnte er nicht krank werden, oder, einfacher noch, konnte er nicht auf Grund irgend einer plausiblen Vortäuschung hin austreten? Er fand plötzlich, daß Böhle-Schniller wahrhaftig recht gehabt hatte mit seinem Rat, das orange-blaue Band niederzulegen. Was hatte er in einer Korporation von Metzgergesellen zu suchen? War es etwa sein Ideal, zeitlebens mit einem Gesicht herumzulaufen, das wie Hackfleisch aussah?

Und er bohrte tiefer. Warum war er eigentlich hier? Hatte ihn sein echter Instinkt nach Jena unter die bunten Mützen getrieben? War es nicht bloß aus Trotz gegen Karl geschehen? — Karl! Wie greulich, daß der wieder einmal recht behalten hatte! Aber es war so. Jedes Wort Karls gegen die Korps war erleuchtete Wahrheit. Hatte es nicht der einzige geistig mit Eigenart und feineren Bedürfnissen begabte Korpsstudent bestätigt, den er kennen gelernt hatte:

Böhle? Er suchte ihn, der ihn seit jenem Abend geflissentlich mied, auf, sich Rats bei ihm zu erholen.

Der Zweibändermann lag, obwohl es zwei Uhr nachmittags war, im Bett und sah wie eine atmende Leiche aus. Vor sich hatte er ein Bettpult, und auf diesem lagen Korrekturbogen.

„Ach, Gamasche?!" sagte er leise, „was bedrücket dich so sehr, daß du mich schlechtes Beispiel aufsuchst?"

— „Ich möchte mich wieder einmal mit einem Menschen menschlich unterhalten."

— „Nein, nein, Gamasche, ich habe genug von meiner letzten Direktionslosigkeit. Ein Elender ist an sich schon etwas Greuliches, aber ein Elender, der von seinem Elend schwatzt, ist ein Hundsfott, wert, auf den Schindanger geworfen zu werden. Nur in Versen darf man das. Soll ich dir diese meine Verse vorlesen? Sie werden gedruckt! O Himmel, welche Seligkeit! Es lebe die moderne Bewegung! Denn sie druckt Fritz Böhle."

— „Ach, wenn ich mich noch für Poesie interessieren dürfte. Für mich gibts bloß noch Terz, Hakenquart, Durchzieher, Durchzieher, Hakenquart, Terz. Es ist zum Brechen!"

— „Ich hab' dirs ja gesagt, Gamasche. Laß ab von dem Pummern, es ist dir nicht gesund."

— „Wenn ich dir doch gefolgt wäre!"

— „Ja, wenn! Jetzt ist's zu spät!"

— „Wieso denn?"

— „Du kannst doch nicht drei Tage vor deiner ersten Mensur ausrücken!"

Henry wollte glatt fragen: Warum denn nicht? Aber er biß sich auf die Lippen und schwieg.

Böhle blätterte in seinen Korrekturbogen, hob einen heraus und las:

Wer ist so mutig, heute feig zu sein?
Wer sagt, ich fürchte Schmerz! Wer wagt zu weinen?
Wer ist Horazen gleich an Tapferkeit
Und wirft den Schild weg, der ihm nicht gefällt,
Und duldet das Gelächter dieser Zeit
Der allgemeinen Heldenpflicht? Bei Gott:
Das wär vielleicht der Held, uns von der Pflicht,
Der alles würgenden, gewaltig zu befrein,
Daß wir Gespenstern opfern müssen, Tugenden,
Die heute Torheit, Frevel, Lüge sind,
Indessen unser Eigenstes nicht hat,
Wohin es seines Glaubens Opfer legt.
„Schön? Nicht? — Sogar sehr schön!"

— „Ich begreife nur nicht, warum du es dann mir verdenken willst, den Mut meiner Feigheit zu haben. — Es ist übrigens nicht Feigheit."

— „Siehst du wohl? Und deshalb sollst und mußt du auf Mensur steigen. Mein Gedicht heißt nicht: Lob des Kneifens, sondern: Neuer Mut. Aber du hast ja, wie du eben sagst, den alten, und deshalb sollst du ihn bewähren. Wer aber gar keinen hat, den alten nicht mehr und den

neuen noch nicht, der soll zwischen beiden zerrieben werden, wie die testicula Zambonis. Das ist nicht bloß die Meinung meiner zwei Bänder, sondern auch meine eigene."

Henry sah wohl, daß er hier nicht auf seine Rechnung kam, und er fand, je mehr er sich die Sache überlegte, bald heraus, daß es eine einigermaßen anständig wirkende Art, Herrn Röhling Frisiae zu umgehen, für ihn nicht gab. Und so schwang er sich, wenn auch mühsam und nicht ohne Beihilfe der verschiedensten Mittel aus seiner spirituosen Hausapotheke, auf die andere Seite hinüber und redete sich wenigstens für Momente, ein, daß das lange Messer des langen Friesen alle Schrecken für ihn verloren habe. Stieg klebrig und kalt das widerwärtige Angstgefühl wieder in ihm empor, so goß er schleunig Branntewein darauf und fühlte hurtig wieder Feuer im Geblüte.

So schritt er in einer Alkoholwolke recht kühn und mannhaft, wie es schien, dem blutigen Dienstag entgegen, an dem er zum ersten Male einen Kampf bestehen sollte, bei dem ihm seine Millionen keine Sekundantendienste leisten konnten.

Zu diesem Dienst war vielmehr Kuttler berufen, der denn auch schon früh um fünf Uhr an seinem Bette erschien, ihn zum Schlachtfest abzuholen.

„Raus aus den Daunen," rief er laut und zog dem schnarchenden Henry die Bettdecke vom seidenen Nachthemd.

„Es ist ja noch Nacht," grunzte Henry und zog die Kniee hoch.

„Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!" entgegnete Kuttler und goß eine Flasche Wasser über ihn aus.

„Bist du verrückt?" brüllte Henry wütend, sprang aber hastig aus dem Bette.

Kuttler lachte, daß die Wände wackelten und sämtliche Gäste des Elefanten fluchend aufwachten. Dann rief und sang er nicht weniger geräuschvoll: „Mach, eil dich, spute dich, tummle dich! Allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé! Contre nous de la Fri-i-sie l'étendard sanglant est levé!" Dazu trommelte er mit beiden Fäusten auf Henrys umfangreichen Toilettentisch, daß alle die schön geschliffenen Flakons mit allen ihren roten, gelben und grünen Flüssigkeiten einen klirrenden Tanz begannen.

Daß Henry dadurch heiter gestimmt worden wäre, kann füglich nicht behauptet werden. Jedes Wort, jeder Ton tat ihm weh. Er schlotterte am ganzen Körper, und seine Hände zitterten. Doch das war nicht Furcht, sondern Katzenjammer, denn er hatte es vorher am Abend für nötig befunden, sich eine besonders ausgiebige Bettschwere einzuflößen.

„Einen Kognak," stöhnte er.

„Gleich, Herr, gleich!" rief Kuttler, und verschwand in's Likörgemach. Dann mit der Kognakflasche wieder erscheinend und für sich und Henry

eingießend, sagte er: „Morgenstunde hat Schnaps im Munde. Prost!" Und er sang wieder, während Henry, jetzt des Tatterichs schon etwas Herr geworden, sich wusch:

Selbst die Germanen,
Unsere A—ahnen,
Soffen vor jeglicher Männerschlacht,
Weil ja der Meth den Mut,
Weil ja der Meth den Mut
Unüberwindlich und fürchterlich macht.

„Das heißt, Gamasche," fügte er hinzu: „Tacitus berichtet ausdrücklich, daß nicht der Meth sie berauschte, sondern der Mut. Du würdest dich also von aller vaterländischen Überlieferung entfernen, würdest du dich jetzt regelrecht besaufen. Darum: her mit dem Fläschchen! Drei Gläser sind genug zur Beruhigung des Handgelenks. Und nun hurtig, hurtig, und hör auf, dich mit den Wohlgerüchen Arabiens zu besprengen. Du sollst Röhling nicht überstinken, sondern abstinken lassen. Zieh dir eine alte Hose an, die älteste Hose, die du hast, denn sie soll Blut saufen. Aber richtig, du Unglücksmensch hast ja alles, was Menschenbegehr, nur keine alte Hose. Also gut, nimm die! Und vergiß nicht: das Fuchsband in die linke Hosentasche! Der Mensch soll nie abergläubisch sein, außer bei Lebensgefahr.

Gestern noch verrucht geso—offen,
Heute auf den Tätz getro—offen,
Morgen i—in den tiefen Ko—orb!"

Henry verfluchte innerlich das Gerede und Gesinge. Wenn Kuttler dachte, diese Späße amüsierten ihn, dann irrte er sich schwer. Herrgott, wie problematisch war ihm zumute!

Sein Frühstück, Tee mit Rum, Sardellenbrötchen mit Kaviarunterlage und allerhand Mariniertes, schmeckte ihm wie Pappe. Kuttler mußte ihn fast zwingen, etwas zu essen.

„Vor den Sieg haben die Götter das Frühstück gesetzt," sagte er und langte selber gewaltig zu.

„Ah, wie greulich!" dachte sich Henry, als sie sich zum Gehen fertig machten. Er warf noch einen Blick auf den reitenden Kosaken, der ihn für den heutigen Tag ein entsprechenderes Symbol dünkte, als der seidene Schlafrock; dann verließ er schweren Herzens, aber im übrigen mit einem bedrohlichen Gefühle von Leere, hinter Kuttler das Zimmer.

* * *

Der große Saal, in dem die Mensuren stattfinden sollten, füllte sich langsam, während Henry, der die erste Partie hatte, anbandagiert wurde. Trotzdem kam er sich mutterseelenallein vor. Es wurde ihm auf einmal klar, daß er zu all diesen Leuten eigentlich gar keine inneren Beziehungen hatte, daß dieses ganze Wesen ihm fremd war.

Erst als Böhle zu ihm herantrat, hatte er das Gefühl, es sei jemand da, der zu ihm gehörte. Es fielen auch nur Böhles Worte in sein Bewußtsein; was die anderen um ihn herum

sagten, was zumal Kuttler in ewigen Wiederholungen nicht müde wurde, ihm zu predigen, war nur leerer Klang, hohler Ton, dumpfes Gebrause.

„Na, wie fühlst du dich," fragte Böhle, dem Henrys apathisches Aussehen gar nicht gefiel.

„Wie soll ich mich fühlen? Gar nicht!" antwortete Henry.

— „Sitzt die Halsbinde gut?"

— „Wahrscheinlich! Wenigstens kann ich nicht atmen."

— „Die Paukbrille schneidet ein bißchen ein. Aber das macht nichts, Gamasche; es gewöhnt sich."

— „Nein, es macht nichts. Es ist überhaupt alles egal. Auch dieser widerliche alte Blutgeruch, der mir aus der Halsbinde in die Nase steigt."

— „Der vergeht schon."

— „Er kann auch bleiben."

— „Mensch! Sei doch nicht so entsetzlich gleichgültig. Soll ich dir etwas zu trinken geben?"

— „Ja, bitte, Kognak."

— „Ist dir jetzt besser?"

— „Mir ist überhaupt nicht schlecht. Ich sehe nur den ganzen Zweck dieser Übung nicht ein."

— „Leise!"

— „Ich möchte brüllen vor Wut!"

— „Gut so, erwüte dich! Nur nicht diese verfluchte Apathie! — Ich will dir was sagen, Gamasche. Ich mein's jetzt wirklich gut mit dir. Nimm dich zusammen, aufs äußerste! Steh wie

ein Stück Holz und laß keinen Hieb aus! Liefere eine tadellose Mensur. Und morgen erklärst du deinen Austritt. Du darfst es dann ruhig tun. Ich kaufe mir jeden, der was dagegen sagt. Aber laß dir nur um Gotteswillen jetzt nichts zu schulden kommen."

Henry fühlte, daß freundschaftliche Anteilnahme aus diesen Worten sprach und so richteten sie ihn etwas auf. Er konnte jetzt sogar, was er bisher ängstlich vermieden hatte, seinen Blick auf die andere Seite wenden, wo sein Gegner mit freiem Lächeln dastand und einen sausenden Lufthieb schlug.

Das hätte er nun freilich besser nicht sehen sollen. Es war ihm ein schlechthin gräßlicher Anblick. Seine bisher vage Furcht, sich in dumpfer Apathie äußernd, wurde zur deutlichen Angst vor etwas Bestimmtem, Persönlichem: vor diesem gelenkigen, langen, starken Menschen dadrüben mit diesem entsetzlich langen und wie eine Peitsche durch die Luft pfeifenden Schläger. Seine Gleichgültigkeit schwand; es wallte etwas in ihm auf, etwas Pressendes, Eingesperrtes, das einen Ausweg suchte. Henrys Augen begannen hin und her zu schweifen, nicht anders, als ob er selber einen Ausweg suchte.

Aber in einem Schraubstock wäre er nicht fester eingeschlossen gewesen, als in seiner Bandagierung und durch die Gegenwart all dieser murmelnden, flüsternden, lachenden fremden Menschen, die auch ihrerseits alle wie festge-

bunden waren und, lachend oder mit ernster Miene, das Prinzip verkörperten, das sie band und zwang: das Prinzip der Überwindung körperlicher Furcht.

Da war kein Entkommen. Hier sich zu seiner Angst bekennen, dazu hätte es in der Tat einer moralischen Souveränität bedurft, die jede körperliche Feigheit wettgemacht hätte, denn sie hätte mehr bewiesen als ein Übermaß der körperlichen Furcht, nämlich eigentlich individuellen Mut gegenüber einem Mute der Vergesellschaftung.

Man hat diese Art Mut bisher nur an Menschen gefunden, die nach dem ersten Gelächter oder Schrecken, je nachdem, was ihr Mut erregte, als Heilige verehrt und bewundert worden sind. Auch hinter Franz von Assisis heiligem Mute war vielleicht eine Art Feigheit des Leibes, als er angesichts der schönen jungen Damen seiner Vaterstadt, unter denen er wählen sollte, erklärte: Meine Braut ist die Armut, und unter Hahaha und Hihihi das Lokal verließ.

Solche und ähnliche Gedanken hatte der entartete Zweibändermann Böhle, als er bemerkte, was im Antlitz Henrys jetzt vor sich ging.

Henry selbst aber fühlte nur das eine: jetzt werde ich zur Schlachtbank geführt.

Er stand auf dem Kreidekreuz der Mensur, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen war. Seine Linke umkrampfte mechanisch den durchgezogenen Riemen des Paukschurzes, sein rechter Arm ruhte auf den Armen des Schlepp-

fuchſes, ſeine Augen ſtarrten wie in einen ſtrudelnden Nebel.

Jetzt gab ihm jemand den Schläger in die Hand und flüſterte: „So fahr doch in die Schlinge! Gottsdonnerwetter!“ Er tats. Jemand ſetzte ihm die Mütze für den Ehrengang auf. Er hörte die ganz von weit her: „Silentium für eine Menſur auf Schläger mit Binden und Bandagen zwiſchen Friſia und Pomerania.“ Dann kam das Kommando: „Silentium für den Ehrengang! Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los! — Halt!“ Die Mütze wurde ihm abgenommen. Es wurde Ernſt.

— „Silentium für den erſten Gang! Bindet die Klingen! Los!“

Henry ſchloß die Augen und wedelte mit dem Schläger in der Luft herum. Sein Gegner aber ſchlug zu.

— „Halt!“

Es war der Gegenſekundant, der gerufen hatte und nun hinzufügte: „Ich bitte, drüben auf Quartſeite einen blutigen zu konſtatieren.“

Henry fühlte etwas Warmes an ſeiner linken Kopfſeite herunterlaufen, und daß jemand an ſeinen Haaren herumfingerte. Dazu drang ein Flüſtern an ſein Ohr: „Du ſchläfſt ja! Schlag deine Hiebe gefälligſt aus und geh nicht ſchon nach halbem Hiebe wieder in Deckung!“

— Wie merkwürdig! dachte ſich Henry, da hab ich nun einen blutigen und hab's gar nicht geſpürt; die Sache iſt nicht halb ſo ſchlimm. — Und er erkühnte ſich, die Augen aufzumachen.

Da war's mit der Kühnheit aber auch schon wieder vorüber. Sein Gegner kam ihm jetzt noch riesiger vor, als vorhin, und das Geflüster, das nun auch drüben eifrig betrieben wurde, schien ihm nichts Gutes zu bedeuten. Was hatte denn dieser gräßliche Röhling zu grinsen und zu nicken? Was führte er im Schilde? Nein, es war entschieden vernünftiger, die Augen wieder zuzumachen. Die Hiebe wollte er nun aber doch ausschlagen!

— „Bindet die Klingen!"

Henry preßte die Augen zusammen, daß es stockfinster um ihn wurde.

— „Los!"

Patsch! Patsch! — Herrgott, was war denn das? Der drasch ja mit Knüppeln!

Henry mußte die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht laut zu brüllen vor Schmerz.

Sein Gegner hatte ihm zwei kräftige flache Hiebe genau auf die Stelle versetzt, wo der kleine Blutige vom ersten Gange saß.

— „Halt!"

Es war wieder der Gegensekundant, der Halt gerufen hatte.

— Gewiß zwei Knochensplitter, dachte sich, soweit er vor Schmerzen denken konnte, Henry.

— „Warum: Halt?"

— „Ich möchte mir die Frage gestatten, ob auf Gegenseite noch gefochten wird."

Henry hatte es in der Tat vorgezogen, in

Deckung zu bleiben und weder den ersten, noch den zweiten Hieb erwiedert.

Jetzt war es kein Flüstern mehr an seinem Ohre, sondern ein Fauchen: „Mensch, du tust ja nichts als lauern! Schlag zu, Gott verdamm mich, oder ich ..."

— „Wir bitten um Pause, die Paukbande sitzt zu fest."

Kuttler sah wohl das Lächeln, das diese seine Mensurlüge drüben auslöste, und so steigerte sich seine Wut noch. Er riß an der Paukbinde wild herum und löste dabei die Schnalle etwas. Dazu fauchte er weiter: „Es ist eine Affenschande, wie du dich aufführst. Du verdienst, daß er dich rechts und links verflachmeiert. Schlag zu, sag ich!" Er knirschte bloß noch. Dann: „Wir bitten um Fortgang der Mensur!"

— O Gott, o Gott! Nur nicht wieder auf die Stelle, dachte sich Henry. Und: Zuschlagen! Zuschlagen! die Deckung hilft ja doch nicht."

— „Bindet die Klingen! Los!"

Diesmal schlug Henry besinnungslos Hieb auf Hieb immer gleichzeitig mit seinem Gegner, und er schlug auch weiter, wie es wiederum zweimal hintereinander gepatscht hatte, nicht weniger schmerzhaft als vorhin, o Gott nein, nicht weniger schmerzhaft.

— „Halt!"

Diesmal hatte Kuttler Halt gerufen.

Auf die Frage: Warum! „Halt", entgegnete er knurrend: „Die Paukbinde hat sich gelockert."

Ein sonniges Lächeln überstrahlte alles, was zu Frisias Fahnen schwur, während Pomerania in grimmiger Düsternis stand.

Was ist denn nun schon wieder los? dachte sich Henry. Ich habe doch keinen Hieb ausgelassen.

Er erfuhr es schleunig. Kuttler zog ihm die Halsbinde zusammen, daß ihm der Atem stockte, und grunzte wie ein verwundeter Eber. „Warte, du sollst dich nicht wieder in die Paukbinde verkriechen! Eher sollst du ersticken! Und wenn jetzt noch das Geringste passiert, jagen wir dich von der Mensur aus weg. Eine solche Schweinerei war noch nicht da!"

Er war so außer sich, daß Herr von Spöckhoff ihn ernsthaft ermahnte, nicht die Haltung zu verlieren.

Indessen flößte Böhle dem nun ganz Geknickten einen Kognak ein und raunte ihm ins Ohr: „Um Gotteswillen, Kopf hoch! Kinn fest auf die Halsbande! Leg dich soweit als möglich vor und steh fest, fest, fest! Die Sache wird gleich aus sein."

Aus sein! Aus sein! Aus sein! wiederholte sich idiotisch Henry. Sein zusammengeschnürter Hals schmerzte ihn fast ebenso wie sein Kopf, dessen linke Hälfte sichtlich aufgeschwollen war. Der ursprünglich kleine Blutige vom ersten Gang klaffte infolge der darüber gezogenen flachen Hiebe auseinander und blutete stark nach. Henry war überzeugt, daß die Schädel-

decke bloß lag. Obwohl er jetzt die Augen offen hatte, vermied er es ängstlich, zu dem Fürchterlichen hinüberzusehen, der ihn so tückisch quälte. Er war voller Grauen und Entsetzen und fühlte deutlich, daß niemand im Saale war, der Mitleid für ihm hatte. Das Lächeln der Friesen schien seiner schmerzhaften Gefühlsüberspannung ein Grinsen von Dämonen, die sich an seiner Schmach, ihrem Triumph, weideten und seinen völligen Untergang mit gellendem Hohngelächter begleiten würden. Dies war der Tiefpunkt seines Lebens. Er fühlte sich wie ein geprügelter Hund, der den letzten Tritt erwartet, und er hatte nur den einen Wunsch, sobald als möglich aus dieser schrecklichen schnürenden Paukbinde befreit zu sein und damit überhaupt frei von diesem ganzen gräßlichen Spuk bei hellem Tage. Seine Furcht war jetzt grenzenlos. Sie nahm ihn völlig ein; er hatte nicht die geringste Hoffnung auf einen irgendwie erträglichen Ausgang, und dennoch kam ihm auch nicht im Entferntesten der Gedanke, daß er ja einfach sagen konnte: Ich will nicht mehr, laßt mich laufen; ich bin feig. Verachtet mich, soviel ihr wollt, aber ich will wenigstens nicht eine Karikatur eures Mutes sein.

— „Wir bitten um Fortsetzung der Mensur!"

Kuttler rief es übermäßig laut, machte aber ein so verkniffenes Gesicht dazu, daß man wohl merken konnte, wie wenig zuversichtlich ihm zumute war. Sein Entschluß stand fest: beim

ersten Blutigen, und sei es auch nur der kleinste Krätzer, die Abfuhr zu erklären.

— „Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los!"

Patsch! — „Halt!"

Kuttler schmiß den Sekundantenspeer weg. Der Schleppfuchs unterließ es, Henrys Arm zu stützen, der nun schwer hinabsank und schräg hängen blieb, daß das Ende seines Schlägers den Fußboden berührte.

Der Sekundant der Friesen legte die Linke wie beschattend an den breiten Schirm der Sekundiermütze und sagte mit trockenem Hohne, aber scheinbar sehr ernst und korrekt: „Ich bitte nachzusehen, ob sich der Gegenpaukant noch im Saale aufhält!"

O süße Rache! Der schöne Millionenfuchs der Pomerania war nun wohl endgültig erledigt. Gleich einen ganzen Schritt hinter die Krux zurückzutreten: das war ein bißchen reichlich.

Nach diesem Affront fühlte sich C. V. Kuttler aber sofort wieder. Er erklärte die Abfuhr und trat, wie sie vom Unparteiischen verkündet worden war, mit kaltem, aber höchst korrektem Gruße an den impertinenten Friesen heran und knurrte: „Sie werden von uns hören."

Der Friese erwiderte den Gruß nicht weniger korrekt und antwortete: „Sehr wohl; es wird uns kein geringes Vergnügen sein."

Maßen sich noch einmal kalt höflichen Blickes und drehten sich um.

Siehe, der Geist der P. P. Suite schwebte feierlich durch den Saal.

Mit Henry wechselte keiner der Pommern ein Wort. Nur Böhle trat, während er unterm Flicken stöhnte, wie zufällig an ihn heran und sagte: „Ich gehe jetzt zu dir und erwarte dich auf deiner Bude. Dir bleibt nichts weiter übrig, als dich unauffällig zu entfernen. Ex est voluptas."

* * *

Als Henry auf seiner Bude erschien, den Kopf unter einer Kompresse, von der sich sein Gesicht gespenstisch grün-bleich abhob, fand er bereits die Insignien seiner Pommernschaft taktvoll beseitigt.

Er warf sich in einen Stuhl und starrte, fest die Lippen aufeinandergepreßt, vor sich hin.

„Na," sagte Böhle, „diese Episode deines curriculi vitae wäre erledigt; nicht gerade brillant, aber im Grunde mit guter Schicksalslogik. Du kannst dir nun die Mühe ersparen, deinen Austritt zu erklären. Der reitende Bote Pomerania wird bald erscheinen, dir mitzuteilen, daß die Renonce Hauart . . .

„Laß das!" rief Henry aus und sprang auf. „Ich nehme niemand von dieser Gesellschaft an. Sie haben es ja so gewollt. Sie wußten wohl, daß mir die ganze Korpstuerei längst zuwider war. Recht vornehm, mir auf diese Art zuvorzukommen."

Dieser hurtige Umschwung überraschte selbst

Böhle. So ein Millionär, dachte er sich, hat doch erstaunliche Talente, und der Korpsstudent in ihm hatte nicht übel Lust, eine gesalzene Richtigstellung zu produzieren. Aber er unterdrückte sie und sagte: „Standpunkte! Aber wir wollen uns nicht darüber auseinandersetzen. — Weißt du, was jetzt so elend verflachmeiert worden ist? Deine Millionen, Gamasche. Frisia wollte dem hochwohllöblichen C. C. der Pommern ad oculos demonstrieren, daß man nicht ungestraft einen Millionär unter seinen Renoncen hat. Daher die etwas, na, sagen wir: nicht völlig einwandfreie Manier, ausschließlich mit Flachen zu operieren. — Na, lassen wir das. Aber ich fürchte, mein Junge, es wird dir noch manchmal so gehen, daß man dich um deiner Millionen willen schlecht behandelt, oder auch zu gut. Was auf eins herauskommt. Im Grunde bist du übel daran. Der Beruf, für den du bestimmt bist: ein sehr reicher Mann zu sein, gilt im allgemeinen für leicht und lustig. Ich zweifle daran, daß dem so ist, erachte ihn vielmehr bei nicht angeborenem Genie dafür als schwierig und ziemlich unbequem. Sicher ist, daß man auch ihn erlernen muß. Und zwar von der Kinderstube an. Schon da scheint es bei dir aber gefehlt zu haben. Und nun sollst du gar, eben erst halbwegs reif zum bewußten Lernen, deinen schweren Beruf sofort selbständig ausüben. Arme Gamasche! Du bist noch längst nicht imstande, auf dem Kothurn des Reich-

tums sicher und stolz einherzuschreiten. Du wirst auf diesem Schuhwerk, das dich über die gemeine Masse der Menschen heraushebt, aber durchaus nicht die Vorzüge eines ordentlichen Paars Stiefel mit Doppelsohle hat, eine komische und dabei anstößige Figur bilden und bei allem Beinschlenkern nicht vorwärts kommen, sondern nur im Zickzack stolpern. Denn, nimm es mir nicht übel, du kannst noch nicht einmal in gewöhnlichen Schuhen ordentlich gehen. Das beste wäre, du suchtest dir einen Lehrer, der dir erst das ruhige, gerade, ordentliche Schreiten und dann, wenns Zeit ist, das Kothurnen beibringt. Freilich, es müßte ein verteufelt gescheiter Kerl, und er müßte dir herzlich zugetan sein, ohne an deine Millionen zu denken. Und du müßtest den unbedingtesten Respekt vor ihm haben, einen Respekt, der aber zugleich Freundschaft wäre. Er müßte dir mindestens die Hälfte deiner Millionen wert sein, ohne daß er darauf in Baar Anspruch machte. Mit anderen Worten: Ein Genie und ein Engel. Vielleicht lebt so was irgendwo für den jungen Tobias."

Henry stand allzu sehr unter dem Einflusse seiner letzten, schmerzhaften Erlebnisse, als daß er diesen Worten die nötige Aufmerksamkeit hätte schenken können. Aber sie waren nicht ganz vergeblich gesprochen, denn sie kamen dem einzigen Gedanken entgegen, der ihm heute einen gewissen, inneren Halt gegeben hatte: dem Gedanken an Karl.

Böhle aber hatte sie auf einen anderen gemünzt: auf Hermann Honrader. Er wußte, daß Henry zu diesem auch von ihm bewunderten Führer der jungen Literatur Beziehungen hatte, wenngleich es ihm unbekannt war, wie sie waren. Er fuhr fort: „Ich kenne Hermann Honrader nicht persönlich, wie du, aber nach seinen Schriften scheint er mir ganz der Mann zu sein, der deinen Erzengel abgeben könnte. Genie hat er, und ich kann mir nicht denken, daß das Herz, das in seinen Büchern so gewaltig liebevoll schlägt, bloß geniales Nachfühlen ist. Schließ dich dem an. Nicht als literarischer Jünger, sondern als Lebensschüler."

„Dem?" rief Henry erstaunt aus. „Das ist ja ein Sozialdemokrat!"

„Ach was, Unsinn!" entgegnete Böhle, „er ist ein Dichter und fertig. Die Sozialdemokratie ist die Schwäche, durch die er mit seiner Zeit zusammenhängt. Er wird sie bald genug überwunden haben, erstmal aus sich selber heraus, und dann um so mehr, wenn er in Berührung mit reellen Millionen gekommen ist. Aber gerade seine sozialen Gefühle werden, soweit sie bleibend in ihm sind, sehr heilsam für dich und ein schätzenswertes Unterrichtsmittel im Lehrplane sein. Ich sage dir: er kann einen idealen Millionär aus dir machen!"

— „Ich danke, ich bin kein Idealist."

— „Hast du auch gar nicht nötig. Und gerade ein Mann, wie Honrader, könnte dich dahin

führen, ohne allen Idealismus ein ganzer Kerl zu werden, der sich selber wohl in seiner Millionenhaut fühlt, indem er begreifen lernt, daß nur die Kräfte dem Menschen zum Wohlgefühle gereichen, die resolut und zielbewußt im Sinne ihrer Bestimmung betätigt werden. Bei Millionen gehört immer auch dazu, daß sie irgendwie Wohgefallen über die Person ihres Besitzers hinaus erregen. Sonst sind sie ein Unfug und zu nichts weiter gut als zu einem Düngemittel sozialdemokratischer Aspirationen."

Das verstand Henry nur sehr ahnungsweise, aber er begann immerhin, auch Hermann Honrader in das Gesichtsfeld der Perspektive zu rücken, die sich jetzt vor ihm auftat.

„Auf alle Fälle geh ich jetzt nach Leipzig," sagte er, „und ich werde Honrader natürlich aufsuchen."

„Recht so," meinte Böhle, „und wenn du ihn von mir grüßen willst, so vergiß ja nicht, ihm zu sagen, daß ich nicht bloß der Verfasser des berühmten Zyklus Neuer Mut, sondern auch der Zweibänder-Mann bin, der den alten in zweiundzwanzig Mensuren auf Schläger, achten auf Säbel und vieren auf Pistolen höchst ruhmreich bewährt hat. Du aber sei froh, daß du das jetzt nicht mehr nötig hast. Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze."

ZWEITES KAPITEL
Misthausen und Morgenstern

Erstes Stück: Der unkorrekte Herr

Henrys Abschied von Jena war eigentlich nur ein Abschied vom Elefanten. Zwar hatte er auch hier an moralischer Wertschätzung beträchtlich eingebüßt, seit man erfahren hatte, daß und warum er von den Pommern herausgefeckt worden war, aber man sah ihn doch ungerne ziehen.

„Es ist jammerschade, daß Sie uns so schleunig verlassen, Herr Doktor," sagte der kleine, seltsam mopsartige Wirt, als Henry die Schlußrechnung beglich, „und es war nie und nimmermehr recht von die Herren Pommern, daß se Sie gegen Herrn Röhling 'rausgestellt ha'm. Das is doch keene Mensurbolidig!? Mit dem nimmts ibberhaupt kee Fuchs uff! Und 'ch kann Ihn sagen, ooch de mehrschten C. B. C. B. nich. Mer wär'n da noch was erläm, sag' 'ch! — Se brauch'n sich die Abfuhr wärklich nich ze Herzen ze nähm', Herr Doktor!"

„Wovon reden Sie denn eigentlich?" entgeg-

nete sehr von obenher Henry; „glauben Sie vielleicht, ich verlasse Jena mit gepreßtem Herzen und sozusagen unfreiwillig? Ich hatte nie vor, mich länger als ein Semester hier aufzuhalten. Sonst hätt ich mir doch am Ende eine Wohnung genommen und wäre nicht im Hotel geblieben. Bitte, sagen Sie das den Herren, die etwa ähnliche Meinungen äußern sollten, wie Sie eben."

— Dunnerlitzchen! dachte sich der Mopsähnliche, so ä Millionär is doch nich umzubringen, aber viel Glück wär 'ch mit der Auslegung nich ha'm.

Auch Friedrich, der Hausknecht, beklagte Henrys Abschied lebhaft. Solche Trinkgelder würde ihm das Leben nie mehr bieten, und niemals wieder würden ihm derartige Schnäpse und Zigarren frei zur Verfügung stehen. Indessen: ein schöner Trost war ihm geblieben: Henry hatte ihm seine Hausapotheke vermacht. Er ging bereits mit dem Plane um, eine Destillation zu eröffnen.

Lina zeigte verheulte Augen. Das gute, dicke Mädchen hatte sich nach und nach an Henrys herrische und nicht immer eigentlich freundliche Zärtlichkeiten gewöhnt. — Die wahre Liebe is das nu freilich nich! Aber dadervor hab' ich doch mein Gottlieb! hatte sie sich als resolute Realistin gedacht, und: wer werd denn von e Millionär Gefihl und anständige Behandlung erwarten? Auch sie weinte viel mehr den schönen Trinkgeldern nach und dem Umstande, daß Henry

die angenehme Gewohnheit hatte, sein Geld in der Westentasche zu tragen, von wo es mit begreiflicher Leichtigkeit auf den Fußboden zu fallen pflegte, wenn die Kleider über der Stuhllehne hingen. Und: „ä Mausehaken is meiner Mutter ihre Tochter nich," hatte sich dann beim Auskehren die gute Lina gedacht, „aber, wenn 'ch was finde, wär 'ch doch scheene dumm, wenn 'chs nich' einstecken täte; sunste steckt's ä anderes ein, und 'ch kann's gerade so gut brauchen." Daß Henry ihr beim Abschied nicht bloß fünf dicke Goldstücke in die Patschhand drückte, sondern ihr auch alle angebrochenen Flaschen voll köstlicher Wohlgerüche, sowie eine Schachtel Seife, seine Photographie und, für Gottlieb vier alte, aber eigentlich noch ganz neue Anzüge schenkte, allerhand zurückgelassenen Kram gar nicht zu rechnen, ließ ihre Tränen nochmals strömend fließen. Aber das waren schon nicht mehr Tränen der Trauer, sondern der Lust. „Nee, awwr, Herr Doktor," schluchzte sie, „das hab' 'ch ja gar nich verdient!" Sie gehörte zu den Mädchen, die von der unter Lyrikern üblichen Überschätzung liebeartiger Vorkommnisse weit entfernt sind.

* * *

Und nun saß Henry im Eisenbahnzuge, der ihn vom Schauplatz seiner, wie er sich jetzt mit bitterer Überzeugung sagte, knabenhaften Verirrung nach Leipzig bringen sollte, mitten in

kulturell bewegtes Leben aus einem Leben rückständiger, leerer, läppischer, barbarischer Formen. Nicht ohne Verachtung um die Mundwinkel, wenngleich unter einer Art seelischen Aufstoßens, beobachtete er, wie Krümpermanns Burschenschaft einen alten Bundesbruder, der sein Examen gemacht hatte und nun ins Philisterium zog, mit wehender Fahne und dem halb melancholischen, halb beherzten Liede: „O alte Burschenherrlichkeit," verabschiedete.

— Welch ein Getue! dachte er sich. Es ist derselbe Geist wie im gepriesenen S. C., nur mit einer anderen Nuance. Burschenherrlichkeit! Wer nicht hinter ihre Kulissen gesehen hätte! Barbarengetöse! Sie sollten Schilder aneinanderschlagen und Auerochsenhörner schwingen statt der Kännchen! Und wie sie brüllen! Das Prusten und Zischen der Lokomotive hat mehr Harmonie, — jedenfalls mehr Bedeutung, die mit unserer Zeit harmoniert. Wie der gute Krümpermann das Maul aufreißt! Einen frischen Schmiß hat weiland Voltaire auch schon. Er wird ihn wohl billiger bezogen haben, als ich den meinen.

Leider mußte er an diesen und die begleitenden Umstände seiner Empfängnis öfter denken, als ihm angenehm war. Er eiterte und schmerzte heftig.

— O, über diese blödsinnige Verirrung!

Das Abfahrtssignal wurde gegeben. Die

Burschenschafter sangen, mützenschwenkend und mit den Kännchen winkend, den letzten Vers:

Drum Freunde, reichet euch die Hand,
Damit es sich erneue,
Der alten Freundschaft heilges Band,
Das alte Band der Treue.
Klingt an und hebt die Gläser hoch,
Die alten Burschen leben noch,
Noch lebt die alte Treue!

„Ekelhaft," murmelte Henry, und legte sich in die Kissen zurück.

Ihm gegenüber im Coupé saß ein Herr, der in der Mitte der Fünfziger stehen mochte und Henry unter anderen Umständen wohl aufgefallen wäre, so wunderlich bedeutend sah er aus: auffallend hohe Stirn, lange, graue Haare, Stulpnase, Knebelbart, unendlich viele feine Fältchen um die lebhaft geistreichen blauen Augen, und ein Mund voll spöttischer Überlegenheit. Auch sein Anzug war auffällig: nonchalent altmodisch und doch soigniert elegant.

Er hatte das burschenschaftliche Schauspiel mit lebhaftem Interesse verfolgt und wandte sich nun, mit der Ungezwungenheit des älteren Herrn, dabei sehr liebenswürdig und heiter, an Henry: „Sie haben sich wohl jede Abschiedsfeierlichkeit verbeten, Herr Studiose, daß Sie so sang- und klanglos die alte Musenstadt verlassen, obwohl sie doch auch," er deutete auf die Kompresse, „nicht ohne Gloriole von dannen ziehen."

Henry war nicht aufgelegt zum Reden, am wenigſten in der Richtung dieſer Frage. Er antwortete kurz: „Ich finde das geſchmacklos.“

„Was tauſend,“ entgegnete der Herr. „So jung und ſchon ſo blaſiert? Aber Sie haben wahrſcheinlich nur Katzenjammer. Hab ich recht?“

„Ja,“ antwortete Henry kurz, hoffend, damit das Geſpräch abzubrechen.

Aber der Herr fuhr fort: „Sie Ärmſter! Nun ja: das Saufen! Das wäre das einzige, was mich abhalten könnte, meinen Sohn in ein Korps oder eine Burſchenſchaft zu geben, wenn ich einen Sohn hätte oder wüßte, wo er ſteckt.“

Henry ſah ihn erſtaunt an.

Der Herr lächelte: „La recherche de la paternité est interdite en France; der alte Napoleon war ein ſehr kluger Herr und verſtand ſich auf die Franzöſinnen. Aber das Suchen nach dem Sohne würde wohl auch er nicht verboten haben. Es wäre zu grauſam. Ein alter Junggeſelle, wie ich, der das Vergnügen hat, einen Sohn von ſich unterm Monde zu wiſſen, würde es ſich auch nicht verbieten laſſen, dieſen Sohn zu ſuchen. Verſtehen Sie das, junger Herr?“

Er blinzelte Henry beluſtigt an, beluſtigt darüber, daß der ſein Erſtaunen über die ſeltſame Art, einem Unbekannten perſönliche Dinge zu offenbaren, nicht verbergen konnte. Er fuhr fort: „Sie finden mich unkorrekt; nicht? Sicherlich. Denn unſere jungen Leute ſind heutzutage

so entsetzlich korrekt, als ob sie samt und sonders aus dem Lande Yes wären. Mir aber macht es Vergnügen, unkorrekt zu sein. Verstehen Sie das?"

Henry, der anfing Gefallen an dem sonderbaren Herrn zu finden, antwortete: „Warum nicht? Es ist vielleicht Ihr Sport!"

Da schlug der Herr die Hände überm Kopf zusammen: „Sport! Ich sag's ja: Unsere Jugend wird englisch. Auch daran ist Frau Lehmann schuld."

Jetzt glaubte Henry, es mit einem Irrsinnigen zu tun zu haben, denn er wußte nicht, daß die Kronprinzessin von gewissen antienglischen und für Bismarck schwärmenden Kreisen Frau Lehmann genannt wurde.

Der Herr legte den Zeigefinger auf den Mund und sagte: „Silentium, silentium profundissimum."

Henry wurde es unheimlich. Der Mann war entschieden verrückt. Er sah ihn ängstlich an. Der aber lachte laut und schallend: „Fürchten Sie nichts! Ich gelte zwar für verrückt, bin's aber nicht. Wenigstens nicht mehr, als man fürs Haus braucht. Ich bin bloß unkorrekt. Wenn Sie morgen ins Gewandhauskonzert gehen sollten, werden Sie aber finden, daß ich auch sehr korrekt sein kann. Oder doch auch wieder nicht. — Nun, wir wollen nicht von mir reden."

— „Sie sind Künstler?"

— „Es gibt Leute, die so nachsichtig sind, mich dafür zu halten. Ich selbst gehöre in schwachen

oder besonders starken Momenten selbst dazu. Sie sind offenbar nicht Künstler?"

— „Ich bin Student."

— „Das brauchte Sie nicht zu hindern, Künstler zu sein. Unser größter Künstler seit Wagners Tod ist der Staatsmann Bismarck. — Verstehen Sie das?"

Dieses ewige „verstehen Sie das" fing an, Henry zu beleidigen. Er antwortete pikiert: „Dazu gehört am Ende nicht viel. Jeder große Gestalter ist Künstler."

„Bravo!" rief der Herr aus und schlug Henry aufs Knie. „Bravissimo! Ich habe mich doch nicht in Ihrer Physiognomie getäuscht. Sie haben einen Schuß Künstlernatur in sich. Ihre Augen haben mir gleich gefallen, und auch ein gewisses Etwas um ihren Mund, auch ihre Lippen; sogar ihre Nase, obwohl ich sonst diese babylonischen Nasen nicht leiden kann. Wenn Sie, wie jetzt lächeln, wachen Erinnerungen in mir auf, die nicht nach Myrrhentinktur schmecken."

Er sah Henry musternd ins Gesicht, wie einer, der etwas sucht und auf der Fährte zu sein glaubt. Dann rief er noch lebhafter aus, als sonst: „Wär's die Möglichkeit? Sollte es das Schicksal, dieses kapriziöseste aller Frauenzimmer, für gut befunden haben, mir zwischen Jena und Leipzig die Schwinge mit den goldenen Ähren zu reichen? Diese Linie an den Mundwinkeln? Dieses Verschieben der Unterlippe beim Lächeln?

Dieſes ... dieſes Glimmen in den Augen. — Mein lieber junger Herr! Sagen Sie mir nur das eine: fängt ihr Name mit Sch. an?"

Henry, nun vollkommen überzeugt, es mit einem Narren zu tun zu haben, lehnte ſich ſteif zurück und antwortete: „Nein, durchaus nicht, ich heiße Hauart."

Der Herr ſchüttelte enttäuſcht den Kopf, lehnte ſich gleichfalls zurück und ſagte: „Schade!"

Dann entfaltete er eine große Zeitung, hinter der er ſich, wie hinter einem Wandſchirm, verbarg, um erſt kurz vor Leipzig wieder ſichtbar zu werden.

Als er ausſtieg, ſah er Henry noch einmal groß, aber mit einem verkniffenen Lächeln an und ſagte: „Adieu, Herr Hauart! Sie wären wert, anders zu heißen."

— Was für ein verrückter Kerl! dachte ſich Henry.

Zweites Stück: Das große Aas

Als Madame Sara vor nun mehr als zwanzig Jahren in Leipzig geweſen war, hatte ihr in dieſer merkwürdigen Stadt, die von ſächſiſch redenden Preußen bewohnt wird, nichts gefallen außer einem hübſchen Korpsſtudenten. Ihrem Sohne ging es anders: ihm gefiel die ganze Stadt, ausgenommen die Korpsſtudenten. Zum Glück gab es davon hier nicht ſo viel wie in Jena, aber ſchon die wenigen, die

zwischen elf und zwölf Uhr die Grimmaische Straße mit ihren Farben beehrten, verursachten ihm Ärger.

Er war jetzt wahrlich erhaben über diesen törichten kulturwidrigen Unfug, aber es gab ihm doch immer einen Stich, wenn er diesen Thüringern, Sachsen, Lausitzern, Westfalen begegnete, wie sie hochnäsig stolz einherschritten, als repräsentierten sie, die kaum dreißig Männlein, als einzige Vollstudenten die gesamte Leipziger Universität und damit die ganze Stadt. Er hätte gerne ihre kühl von oben herab musternden Blicke mit ebensolchen von womöglich noch steilerer Höhe erwidert, wenn ihm der Gedanke an eine Kontrahage nicht im höchsten Grade umsympathisch gewesen wäre. So blieb ihm nichts übrig, als die Verachtung dieses einfältig stolzen Wesens innerlich zu hegen und zu steigern und das Gefühl des Dankes und der Genugtuung zu nähren, daß ihn sein Schicksal davor bewahrt habe, in dem knabenhaften Irrtume zu beharren, der diese eingebildeten Jünglinge im Banne hielt.

Ein Anderer wäre nach Erfahrungen, wie er sie jetzt schmerzhaft genug gemacht hatte, vielleicht gedrückt gewesen, in seinem Selbstbewußtsein erschüttert; nicht so Henry. Er besaß in hohem Grade die Gabe, alles Erlebte zu seinen Gunsten auszulegen; wenn nicht als Verdienst, so doch als Schicksalsauszeichnung. Seit er den Ring mit der schwarzen Perle am Finger hatte,

kam er sich wie ein Auserwählter vor, dem alle Dinge zum Besten dienen müssen. Ein leiser Größenwahn hob sein Gemüt, und sein Verstand unterließ es gerne, diese Gehobenheit auf reelle Gründe zu untersuchen. Augenblicklich kam noch das Gefühl einer Befreiung aus lästigen Banden hinzu. Mit dem orangenen Stürmer auf dem Kopfe war er ein Fuchs gewesen, den Kommentschurigeleien durch jeden Korpsburschen ausgesetzt; jetzt, einen weichen hellgrauen Hut auf der immerhin dekorativen Kompresse, war er ein freier Herr. Die äußere Auszeichnung als „Elitestudent" (er dachte das Wort nur noch in Anführungszeichen) fehlte zwar, dafür durfte er sich nun aber als Elitemensch fühlen und gehaben, denn erst jetzt war er auch in die Möglichkeit versetzt, einen unumschränkten Gebrauch von den Machtmitteln seines Portemonnaies zu machen.

Aus diesem Grunde dachte er fürs Erste auch gar nicht daran, sich nach dem Ratschlage Böhles einen Mentor zu suchen, mochte das nun Karl oder Hermann sein. Das hatte Zeit. Zum Amüsieren brauchte er keinen Lehrer, und er wollte sich jetzt endlich mal amüsieren und nichts weiter.

In Jena war er kaum zum Nachdenken gekommen, weil er fast nie allein gewesen oder, wenn einmal ohne Gesellschaft, durch Katzenjammer am Denken verhindert worden war. Das holte er in den ersten Tagen seines Leipziger Aufenthaltes nun nach.

Er hatte auch hier keine Privatwohnung genommen, sondern sich in einem weitläuftigen Hotel eine Reihe Zimmer gemietet. Ein vornehmes Hotel war es nicht. Im Erdgeschoß befand sich ein Variététheater und ein Café mit Kellnerinnen.

Wo hätte man angeregter nachdenken können als hier?

Wenn er früh um elf Uhr aufstand, hörte er bereits die Chansonetten hinten zum Klavier proben. Den ganzen Tag war ein Kommen und Gehen auf dem Gange, und auch nachts war ein Kommen und Gehen. Henry nannte das eine „großstädtische Sphäre", und die Sphärenmusik, die damit zusammenhing, störte ihn in seinem Nachdenken keineswegs. Sie war vielmehr eine durchaus passende Begleitung dazu.

— Ist es nicht, dachte sich Henry, ein rechter Blödsinn, noch etwas Besonderes aus sich machen zu wollen, wenn man ein großes Vermögen besitzt? Ist man als reicher Mann nicht schon an sich was Besonderes? Ist man nicht gerade das, was die anderen werden wollen, und weswegen sie sich abmühen?

„Ich hab' viel Courage,
Wohne Beletage,
Meine hohe Gage,
Die erlaubt es mir",

krähte hinten ein jugendlicher Sopran.

— Sehr richtig, kleines Mädchen! dachte sich Henry: Courage, Beletage, Gage: dieser Dreiklang hat einen tiefen Sinn. — Mir aber hat

immer die Courage gefehlt. Ich habe immer Andere gebraucht; bald den, bald jenen. Warum? Weil ich immer noch etwas mehr haben wollte, als Gage und Beletage. Und was? Du lieber Gott! Ich hab immer eine Rolle spielen wollen. Als ob die Rolle des Millionärs nicht die Rolle aller Rollen wäre, die Rolle, um die sich alle diese Lebenskomödianten reißen, wegen der sie sich abschinden, einander in den Haaren liegen, Tugenden präsentieren und Gemeinheiten begehen.

Jetzt wurde eine weibliche Stimme nebenan laut, die er schon in der Nacht vernommen hatte: zärtlich, verliebt, willfährig. Aber jetzt hatte sie einen harten Ton. Er vernahm viele Worte, aber keines so oft, wie: Zwanzig Mark.

— Was würde, dachte sich Henry, dieses wahrhaftig doch bescheidene Mädchen sagen, wenn der schofle Kerl ihr jetzt von Liebe reden wollte? Oder von Frauenstolz und Ehre?

— Hol mich der Teufel, was für ein Narr ich gewesen bin. Habe das Elixier, das alle Genüsse der Welt verschafft, und habe, weiß Gott, Tinte saufen wollen. — Auch jetzt wieder! Zu wem wollte ich sofort rennen, kaum in Leipzig angekommen? Zu dem berühmten Dichter Hermann Honrader, der wahrscheinlich nicht genug Geld hat, auch nur einmal im Monat Sekt zu trinken, oder zu meinem genialen Vetter, der so genial ist, daß er vor jedem Unterrock Zustände kriegt. Blödsinn! Ich kann

mir alle Poesie und alle Genialität der Welt kaufen, wenn ich will; das heißt, wenn ich der solideren Dinge satt bin, wegen deren alle diese Poeten und Genies sich abstrapazieren.

„Extrablatt! Extrablatt! Extrablatt!“ heulte es unten auf der Straße.

Henry ließ es sich holen und las: „König Ludwig der Zweite von Bayern hat sich bei Schloß Berg im Starnberger See ertränkt. Dr. von Gudden, der ihn überwachende Arzt, ist bei dem Versuche, ihn an seinem Vorhaben zu hindern, gleichfalls in den Wellen umgekommen.“

Henry ließ das Blatt sinken und starrte mit großen Augen vor sich hin. Ein dunkler Winkel ganz verschwommener Kindheitserinnerungen hellte sich ihm plötzlich auf. Ein Wort trat ihm auf die Lippen, — er begriff es kaum: „Der Kini“, und er sah Fackeln auf Schnee und eine goldene Muschel voll Schwanendaunen und einen bleichen Mann mit großen Augen darin; — leiser Hufschlag, — vorbei.

Zu jeder anderen Zeit hätte ihn diese Erinnerung wohl tiefer berührt und andere Perspektiven vor ihm aufgetan. Jetzt dachte er, immer noch im Gleise seiner vorigen Gedanken, nur: Begreiflich: so enden Idealisten. Der wollte auch über sich hinaus. War auch mit seiner Rolle nicht zufrieden. Wollte nicht König von Bayern, wollte ein Märchenkönig sein. Bildete sich ein, heute majestätische Poesie leben

zu können, Poesie früherer Jahrhunderte. Und nun, Ludwig? Eine Wasserleiche. Sehr unpoetisch! Sehr unmajestätisch! Ekelhaft modern.

Mit einem seiner Gewaltsätze kam er auf sich: War der orangene Stürmer nicht etwas ähnliches gewesen? Wollte ich nicht auch ritterliche Poesie leben? — Dummheiten! Und nicht einmal königliche. Bloß kindisch! Kindisch, wie alle meine Aspirationen. — Ich brauche keine. In ein paar Monaten bin ich mündig und lebe Genuß. — Nein, jetzt schon, augenblicklich! Ob ich sonst noch Talente habe, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich allen reellen Genüssen dieser Welt gewachsen bin. Nicht jeder kann das von sich sagen. Am wenigsten offenbar die Poeten und Genies. Ich überlasse ihnen ihre Unsterblichkeit. Hermann und Karl sollen jeder ein Denkmal von mir kriegen. Es soll aber eine bequeme Bank daran sein für mich und meine Weiber, und rechts und links ein paar schöne gemeißelte Champagnerkühler.

Henry, auch in Leipzig wieder reichlich mit kräftigen Spirituosen versehen, da er ohne diese Nothelfer nicht mehr leben zu können glaubte, goß sich eine breite Sektschale mit Kirsebeerlikör voll und trank sie mit dem Rufe aus: „Prost ihr großen Geister!"

Die Lust am Trunke hatte er glücklich aus seinem S. C. Schiffbruche gerettet und auch mancherlei anderes war ihm geblieben, wenn auch auf sein Wesen hin modifiziert. So stammte

seine Verhöhnung der „Poeten und Genies", ohne daß er sich dessen bewußt war, von Kuttler her. Aber es war wie immer bei ihm: er hatte aufgenommen, ohne zu verarbeiten. Sein ganzes Wesen war voller vagabundierender Fremdkörper. Je nach dem Bedürfnis des Augenblicks kamen die Lehren des alten Hauart, die Skeptizismen Karls, Böhles Resignation, ja auch der Katechismus hoch, und was sonst noch in ihm durcheinander strudelte. Dauer über alles bewährte nur, was ihm von der „herrlichen Frau" geblieben war und was sich mit dem deckte, das er in seinen beiden „heiligen Erbstücken" erblickte: der intensive, immer mehr erstarkende Glaube an seinen „Stern".

In seiner ersten Leipziger Zeit dachte er übrigens daran eigentlich nicht. Wie er seine Gedanken in der Richtung laufen ließ, die ihm jetzt gerade Bedürfnis war, so auch sich selbst. Er wüstete ganz einfach in allen Lüsten der Sinne.

Das Tingeltangel im Hotel wurde zu seinem Serail. Es kam nicht selten vor, daß er nach Schluß der Vorstellung sämtliche Variétédamen, die schon stark mitgenommenen nicht ausgeschlossen, in seinen Gemächern zu einem opulenten Abendessen mit horrend vielen und schweren Getränken vereinigte, woran sich dann Orgien schlossen, die selbst den an Außerordentliches gewöhnten Zimmerkellnern Respekt abnötigten.

Wenn dann am folgenden Morgen in den

Betten, auf den Divans und auch auf den blanken Teppichen alle die verwüsteten, übernächtigen, zum Teil blutjungen, zum Teil überreifen Genossinnen von Henrys verrückt gierigen Ausschweifungen erwachten, so gab das Bilder von chaotischer Kraßheit, aber der junge Wüstling empfand keinerlei Degout dabei, sondern er überblickte das Feld seiner nächtlichen Tätigkeit mit einer Art brutaler Genugtuung, die wohl etwas Sklavenhalterhaftes hatte. Es tat ihm dann wohl, mit schmutzigen Schimpfworten um sich zu werfen, schamlose Situationen herbeizuführen, die Weiber aufeinander zu hetzen, daß sie halb nackt sich in die Haare fuhren, um dann mitten unter die sich balgenden zu springen und selbst auf sie loszuschlagen. Dann vergriffen sich einige wohl auch an ihm, andere sprangen ihm bei, und es entwickelten sich wahre Kampfszenen, nach denen Henrys „Gemächer" einem Schlachtfelde glichen, übersät mit zerrissenen Unterröcken, verbogenen Korsetts, zertretenen Kämmen, halbierten Spitzenhosen, umgeworfenen und zerbrochenen Spiegeln, entleerten Flaschen, quer durcheinander geschmissenen Stühlen.

Trotz dieser häßlichen Brutalitäten fielen nur wenige mit unweltläufiger Empfindlichkeit behaftete Mitglieder seines Serails von ihm ab; die große Mehrzahl hing ihm mit um so größerer Hingebung an und verbreitete seinen Ruhm als eines jungen Mannes, der nicht leicht seines

gleichen fände. Er erhielt, und das war keineswegs despektierlich, sondern als eine Art Respekttitel gemeint, den Kosenamen: „Das große Aas", und seine Wohnung hieß bald im ganzen Umkreise der Sorte Weiblichkeit, an der er jetzt Geschmack fand, „Die Aaserei". Er hielt dort förmlich offenen Hof und gewährte jeder Venusgärtnerin Audienz, wenn sie nur halbwegs „elegant" angezogen war. „Damen in Flanellröcken und wollenen Unterhosen ist der Eintritt verboten," wollte er an seine Türe schreiben, aber diese Prinzipienerklärung stieß beim Hotelier denn doch auf Widerspruch. Der Portier hatte zwar gemessenen Auftrag, alle beide Augen zuzudrücken, wenn der junge Herr auf Nummer acht bis zwölf weibliche Heimsuchungen erfuhr, aber: „So e Blagad, nee, Herr Doktor, nehme se mirs nich iebel, das heiße, doch Schindluder mit der Bolezei trei'm, und mei Brinzib is: Mei Name is Haase, ich wees von nischt."

Drittes Stück: Der Naturalist

Indessen war der üble Geruch von Henrys wüstem Lebenswandel doch auch über die Kreise hinausgedrungen, die damit zusammenhingen. Selbst die Atmosphäre des Hauses Kraker war davon verunreinigt worden, und Onkel Jeremias sowohl wie Tante Sanna fragten sich mehr als einmal, ob es nicht, von allem andern abgesehen, Christenpflicht sei, diesem Treiben mit allen

Mitteln vormundschaftlicher Gewalt Einhalt zu gebieten. Indessen: wie wäre das zu machen gewesen, da dieser Unflat von einem Menschen offenbar Geld in Hülle und Fülle zu Gebote hatte? — Etwa Briefe schreiben? Es wäre Tintenvergeudung gewesen. — Hinfahren und dem Burschen ins Gewissen reden? Das hätte abscheuliche Folgen haben können. — Und dann: in kurzer Zeit war der Mensch ja mündig. Mußte man da nicht vielmehr darauf bedacht sein, mit ihm in ein erträgliches Verhältnis zu kommen? Ja, wenn es möglich gewesen wäre, ihn dann unter Kuratel zu stellen! Aber Herrn Krakers Rechtsbeistand hatte diese Hoffnung leider abgeschniten, da zur Stellung eines derartigen Antrages Blutsverwandtschaft nötig sei. — Nein, es blieb nichts andres übrig, als christlich zu dulden und, wenn es soweit war, zu versuchen, ob man nicht doch gütlich mit ihm auseinanderkommen oder vielmehr noch in einem gewissen Verhältnis mit ihm bleiben konnte. Denn: durfte man ihm den einzigen Halt, den er hatte, entziehen? Hieße das nicht, eine Seele direkt in die Hölle fahren lassen? Wohl: er war ein schmählich Verirrter. Aber gerade darum mußte man ihm das Kreuz hinhalten. Vielleicht griff er doch danach, wenn die Fluten des Lasters über seinem Haupte zusammenschlugen. — Jedenfalls erhielt Karl den Auftrag, ihn nicht aus den Augen zu lassen und sich ihm bei passender Gelegenheit zu nähern.

Anders dachte Hermann Honrader, als die Kunde von Henrys schmutzigen Wüstereien zu ihm drang.

Es ging gegen den Herbst zu und war kurz vor Beginn des neuen Semesters, als er sich entschloß, seinen Halbbruder aufzusuchen und sich ein Bild davon zu machen, ob es wirklich so wüst um seine Lebensführung stünde, wie die Rede ging.

Es war einer der dunkeln Regentage, an denen Leipzig ganz grauschwarz und höchst unerquicklich wirkt. Trotzdem war Hermann überrascht, in Henrys Zimmer alle Gasflammen angezündet zu finden, als ob es schon dunkle Nacht wäre. Die Fensterläden waren geschlossen und überdies alle Gardinen zugezogen.

Henry lag auf dem Sofa und las in einem Buche. Das ganze Zimmer war angefüllt von Zigarettenrauch und schweren Parfüms, die aber einen gewissen Spirituosengeruch doch nicht völlig deckten.

Als Hermann eintrat, hob Henry den Kopf etwas, stand aber nicht auf, sondern wies auf einen Stuhl und sagte: „Was verschafft mir die Ehre, das Haupt von Gründeutschland begrüßen zu dürfen? Du bist es doch noch?"

Hermann trat auf ihn zu und ergriff seine Hand: „Was sollen diese Reden. Ich habe keine Ehren zu erweisen und komme nicht als Schriftsteller zu dir, sondern als ein alter Bekannter, der sich einmal bei dir umsehen möchte, wie du lebst, was du treibst, wie es dir geht."

„Oh, danke der Nachfrage," erwiderte Henry, „ich lebe, wie es mir paßt, ich treibe, was mir Spaß macht und es geht mir dementsprechend brillant. Trinkst du einen Schnaps?"

— „Nein, danke."

— „Du siehst auch aus wie ein buveur d'eau. Ich hätte mir den berüchtigten Naturalisten anders gedacht. Du siehst ja aus wie der Herr Christus. Hoffentlich hast du nichts dagegen, wenn ich trinke."

Hermann, der zwar in der Tat mit seinen großen, ruhigen, blauen Augen und dem weichen, blonden Bart- und Haupthaar einen auffallend milden Eindruck machte, seit seiner Jugend aber an Schärfe und Temperament sehr zugenommen hatte, wollte heftig erwidern, bezwang sich jedoch und sagte bloß: „Du mußt diesen Ton wirklich lassen, Henfel, wenn du nicht willst, daß ich gehen soll."

„Pardon," entgegnete Henry, „ich wollte dich nicht beleidigen. Aber, entschuldige: was soll ich denn sagen? Du bist eben für mich doch der berühmte Mann."

— „Erinnere dich lieber, was ich dir in der Zeit war, als deine Eltern gestorben waren. Da warst du allein, ratlos, verstört, und ich kam zu dir, um dir zu helfen. Und jetzt ist es das Gleiche."

— „Daß ich nicht wüßte. Ich bin gar nicht allein. Ich habe an die zwanzig gute Freundinnen. Ich bin auch nicht ratlos. Ich weiß vielmehr ge-

nau, was ich will. Und verstört bin ich schon garnicht. Höchstens ein bißchen verkatert. Aber dagegen hilft das da, wie gestern, so heut."

Er wies auf seine Flaschen.

Hermann setzte sich und nahm Henrys Hand in die seine: „Dein Gesicht straft deine Worte Lügen, Henfel. Ich sehe, daß es genau so schlimm um dich steht, wie dein Ruf ist."

Henry lachte höhnisch auf. „Mein Ruf! Ich habe einen Ruf! Wie schmeichelhaft! So fehlt mir also garnichts zu meinem Glücke! Ich bin sogar berüchtigt! Und das, ohne ein einziges Buch geschrieben zu haben! Großartig!"

Hermann ließ Henrys Hand los und sah ihn kopfschüttelnd groß an: „Es ist wirklich gut, daß ich gekommen bin, Henfel. Du verwüstest dich. Du läufst in einen Sumpf. Der Schmutz steht dir schon am Herzen."

Henry richtete sich auf und erwiederte Hermanns Blick. Dann grinste er und sprach: „Gottvoll! Der Naturalist als Moralprediger. Ich denke, ihr wollt die alten Sittengesetze umschmeißen? Du bist ja beinahe vorbestraft wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit. Nicht? Und, wart mal, was hab ich doch kürzlich gelesen, das ein berühmter alter Dichtersmann voll sittlicher Entrüstung gegen euch losgelassen hat? Wart ... einen Augenblick ... richtig: so war's, oder wenigstens so ähnlich·

Die Dichter von gestern
Hatten die Musen zu Schwestern
Und tranken kastalischen Quell.

Die Dichter von heute
Haben Huren als Bräute
Und besaufen sich im Bordell."

Hermann sprang auf. Seine Augen blitzten, als er sprach, und eine tiefe Falte furchte sich steil zwischen die Augenbrauen: „Diese niedrige, dumme, gemeine Gehässigkeit ist wert, von dir zitiert zu werden. Weil sie nie jung, nie stark, nie Dichter waren, immer nur nachsäuselten, immer nur Schablonen auspinselten, immer nur den wässerig plätschernden Beifall kümmerlicher Salons im Auge hatten, fehlt es ihnen an der Fähigkeit, eine echte, starke, dichterische Jugend zu begreifen, die es verschmäht, den Nachtretern der Nachtreter nachzutreten und es sich erkühnt, mit eigener lebendiger Inbrunst ins Leben zu schreiten und sie wahrhaftig zu gestalten mit den Mitteln einer aufs neue wiedergewonnenen Kunst, nicht zum Amüsement und Augenaufschlag flacher Schöngeister, sondern zur Öffnung der Augen des ganzen schaffenden Volkes. Aber schimpfen können sie, verleumden können sie, diese jämmerlich, falschen Propheten der Reinheit und Schönheit. Von den hesperischen Äpfeln schwärmen sie mit dem Maule, aber ihre Hände greifen nach Pferdeäpfeln, wenn es gilt, Stärkere zu beschmutzen."

Er hielt aufatmend inne und strich sich über die Stirn. Dann setzte er sich und sprach nach einer Pause, nach und nach ruhiger werdend: „Diese Karrikaturen von Dichtern! Diese Zerrbilder deutscher Männlichkeit! Es gibt keine

Auseinandersetzung mit ihnen, als den Besen in der Hand! — Oder, besser, man läßt sie vermodern, wendet den Blick von ihrer trübseligen Häßlichkeit und schreitet weiter: das Helle vor uns, Finsternis im Rücken. — Aber dir will ich es doch sagen, denn ich muß, damit du mir glaubst, da ich dich aus dem Sumpfe reißen will: Unser Ziel ist nicht die Wüstheit, unser Ideal ist nicht das Chaos, unsere Begierden sind nicht auf das Gemeine gerichtet. Wir haben im Schmutze gewühlt, weil wir dort noch eher echte Schönheit zu finden hofften, als in den wesenlosen Sphären dieser Idealisten. Wir haben alles umgekehrt, weil wir alle Außenseiten als übertüncht erkannten. Wir haben in der Hure mehr Seele und reine Schönheit entdeckt, als in diesen Damen-Musen, an denen kein Funken Natur mehr ist, und die daher nicht in die Kunst, sondern ins Panoptikum gehören. — Wir haben an allem gezweifelt und in tausend Glauben geirrt. Wir haben Ärgernis gegeben und oft Verwirrung angerichtet. Wir haben uns in Richtungen verrannt, die in Sackgassen führten. Wir haben unbewußt der Wahrheit zuliebe gelogen, wie sie bewußt um ihrer dünnen Schönheit willen lügen. Wir haben noch nicht die Helligkeit gebracht, sondern nur einen Lichtnebel. Unsere Herzen sind noch nicht rein geglüht von den Schlacken unkünstlerischer Begehrungen. Wir sind noch keine Künstler. Aber alle unsere Irrtümer haben uns, wenn auch vielleicht weg von

der Kunst, so doch aufs heilsamste wieder an die Natur, ans Leben, ans Menschliche gebracht, und wir haben dadurch an der Kraft zugenommen, ohne die kein Künstler werden kann. Wir waren Naturalisten zu unserem Heile und werden einmal Künstler sein, weil wir Naturalisten waren. Und unsere Kunst wird umsomehr Helligkeit, Freude, Trost, Harmonie sein, je mehr uns aufgegangen ist, was alles in uns überwunden werden muß, wenn wir Lichtträger, Freudeverkünder, Trostspender, wenn wir Künstler werden wollen; das ist: Harmoniefüger."

Es trat wieder eine Pause ein.

Dann sagte Henry: „Ich freue mich der Belehrung, finde aber eigentlich, daß ihr blos einen Umweg gemacht habt, um zu demselben Idealismus zu gelangen, auf den du so böse bist."

Hermann runzelte die Stirne: „Es war unrecht von mir, abzuschweifen und dir Dinge zu sagen, die du offenbar nicht verstehen willst, oder auch vielleicht in deinem jetzigen Zustande nicht verstehen kannst. Doch ich darf dir dieses letzte Wort nicht lassen. — Wir haben freilich einen Umweg gemacht, aber nicht, um zum Idealismus zu kommen oder zu dem, was diese Idealisten Schönheit nennen, sondern um wieder zur Kunst zu gelangen. Lies Shakespeare, den größten aller Künstler des Wortes, und du wirst begreifen, was Kunst heißt. Nicht Idealismus, nicht Schönheit, nicht Realismus, nicht Wahrheit, sondern eine eigene Welt, die Welt des schöpferischen

Menschen, gezogen aus der Natur, aber zusammengefaßt durch Gesetze einer sichtlichen Harmonie. In ihr ist auch Häßlichkeit, Krankheit, Verworfenheit, Schmutz, Laster, Irrtum, Gemeinheit, aber nicht im zerstreuten Lichte der Wirklichkeit, sondern wie zusammengehalten durch Strahlen einer gefaßten Lichtquelle. Und diese Lichtquelle ist der Geist des schaffenden Künstlers. Bist du nicht imstande, dir das vorzustellen, so denke an Rembrandtsche Bilder. — Aber was rede ich da. Du lebst ja ‚zu deinem Vergnügen' mit einem Schock Weiber und Dutzenden von Schnapsflaschen und glaubst, im Sinne des Naturalismus zu handeln, indem du deine körperlichen und geistigen Kräfte sinnlos vergeudest. Es hat wahrlich keinen Sinn, mit jemand von Kunst zu reden, der sein Leben so ruchlos und töricht verstümpert. Ich will froh sein, wenn du wenigstens eingesehen hast, daß die Sinnenfreudigkeit, die allerdings auch ein Merkmal der Kunst ist, sich nicht mit viehisch geistloser Sinnlichkeit deckt."

„Mir scheint, jetzt wirfst du mit Pferdeäpfeln," bemerkte höhnisch Henry.

„Aber ich verleumde dich nicht, Henfel!" antwortete Hermann; „oder ist es etwa nicht wahr, daß du völlig im Alkohol und sexueller Ausschweifung aufgehst?"

— „Ich kanns vertragen und habs dazu."

— „Henfel, ich bitte dich! Dieses Leben kann nur vertragen, wer mit dem Leben schnell fertig werden will, und der Reichtum ist eine Gabe

des Schicksals, die nicht dazu da ist, würdelos und zum eigenen Verderben verschwendet zu werden."

— „Sondern man soll das Volk damit beglücken. Oder bist du etwa auch nicht mehr Sozialdemokrat?"

„Du bringst mich nicht wieder von meinem Thema ab. Und bleibe auch du bei der Stange, Henfel. Ich rede nicht zu dir, um dich zu veranlassen, deine Millionen für irgend jemand andern zu verwerten. Ich möchte nur, daß du sie nicht gegen dich verwertest."

— „Ach?"

— „Ja, Henfel. Und ich will dir auch sagen, warum. Nicht etwa, weil auch du der Sohn meines Vaters bist. Nein. Als solcher bist du mir gleichgiltig. Aber du bist auch der Sohn einer Frau, deren Andenken mir heilig ist, weil sie einen immer dauernden Einfluß auf mich gehabt hat. Den Sohn Frau Klaras will ich nicht unwürdig untergehen sehen. Henfel! Ich bitte dich! Wie kann man, das Andenken an eine Mutter im Herzen, wie du sie gehabt hast, so leben, wie du, ohne das Gefühl zu haben, sich zu versündigen!"

Henry senkte den Kopf. Es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er diese ganze Zeit nie an seine Mutter gedacht hatte.

Hermann bemerkte den Eindruck seiner Worte und ergriff aufs Neue Henrys Hand.

— „Ich wäre nicht zu dir gekommen, wenn ich bloß gehört hätte, daß du lüderlich bist. Zwar bin ich selbst es nie gewesen, aber ich rechne

mir das keineswegs zum Verdienst an und weiß, daß es Menschen gibt, die sexuell über die Stränge schlagen müssen, — Weiber so gut, wie Männer. Es sind nicht einmal die schlechtesten Naturen, die einen gewissen Überfluß an Lebenskraft auf diese Weise los werden müssen; und von Laster oder Sünde kann dabei keine Rede sein. Der nicht bloß an Jahren, sondern auch an Kunst reifste unter uns sogenannten Naturalisten ist heute noch, obwohl längst kein Jüngling mehr, im Sinne der bürgerlichen Moral grundlüderlich und entzündet und entzückt sich immer aufs Neue. Aber, Henfel, das ist kein Untergehen im Fleische, kein Übermüden der Sinnlichkeit, sondern Steigerung des Lebensgefühls, glühendes Erwachen und Erstarken innerlichster Kräfte. Bei diesem Dichter erwächst daraus Poesie, ja es tritt hier der Fall ein, daß ein an sich vielleicht leichter Mensch durch Sinnlichkeit vertieft, zu einer bedeutenden Weltanschauung geführt wird. Das ist natürlich Ausnahme. Aber die echte, gesunde Lust am Weibe, die etwas natürlich Schönes ist, bringt immer Ähnliches hervor. Sie verzehrt den Mann nicht, sondern macht ihn stark, belebt und erfrischt ihn, führt ihn zur Natur und zum Sinne des Lebens. Mann und Frau kräftigen sich aneinander, jedes gibt und jedes nimmt; aber mir scheint, der Mann gewinnt am meisten. Deshalb verachten wir auch die Freudenmädchen nicht, diesen Notbehelf einer verirrten Kultur. Sie spenden

mehr Wohltaten, als alle weiblichen Wohltätigkeitskomitees zusammengenommen, obwohl die bürgerliche Gesellschaft, die sie „duldet", ihnen zum Dank für diese Wohltaten nicht nur die äußere Ehrenhaftigkeit genommen hat, sondern auch mit scheußlichem Erfolge bemüht ist, alles Gute, Edle, Stolze aus ihnen herauszutreiben und sie zu gehetzten Tieren zu degradieren. Aber, Henfel, wer es treibt wie du, degradiert nicht nur sie, sondern auch sich selbst. Die Prostitution ist zu dem Gemeinen, was sie jetzt größtenteils ist, durch Männer deiner Art geworden, und es ist nur gerecht, wenn die Hurer werden, wie die Huren, die man ja jetzt glücklich so weit gebracht hat, daß sie sich selbst verachten und bemitleiden."

„Ich verachte und bemitleide mich einstweilen noch gar nicht," entgegnete Henry, dem Hermanns Entgleißung in Allgemeinheiten nicht unerwünscht war, weil sie ihm auch Deckung hinter Allgemeinheiten verschaffte. Er sprach es auch aus: „Übrigens wirst du wohl nicht behaupten wollen, daß ich persönlich die Schuld daran trage, wenn meine Freundinnen keine athenischen Hetären sind."

„Jetzt bist du mit deiner Ironie im Rechte," sagte Hermann; „es ist mein alter Fehler, daß ich mich immer in allgemeine Kritik verliere. Wir sind ja fast alle noch mehr Kritiker, als Künstler. Doch da gerate ich noch weiter weg von dir. Aber ich lasse dich nicht mehr entkommen, Henfel. Ich fühle, trotz deiner Ironie, daß du

hinter meinen Allgemeinheiten spürst, was dich persönlich angeht. Du brauchst dich nur im Spiegel anzusehen, um zu erkennen, ob du durch dein Leben gewonnen oder verloren hast. Deine Augen sind leer und unstät; deine Haut ist welk, deine Gesichtsmuskeln sind schwammig; das ganze Aussehen verrät schlechtes Gewissen. Du bist ein moralischer Bankrotteur, der sich nur durch Selbstlügen aufrecht erhält. Du sagst, du verachtest und bemitleidest dich nicht. Das ist gewiß richtig, denn auch dazu fehlt es dir an moralischer Kraft. Aber eines Tages wird ein Ekel über dich hereinbrechen, den du durch allen Alkohol der Welt nicht vertreiben kannst. Der physische Bankerott wird da sein. Alle äußeren Mittel zum Genuß des Lebens werden dir nichts helfen. Denn dein inneres Vermögen wird vertan sein."

„Du unterschätzest mich," grinste Henry; „im schlimmsten Falle macht man eine Pause und fängt dann wieder von vorne an."

Hermann stand angeekelt auf. Der berühmte Naturalist war dieser Art realistischer Denkungsweise nicht gewachsen. Er fühlte sich etwas widerwärtig Fremdem gegenüber, etwas Urfeindlichem. — Was war das eigentlich? — Er maß Henry mit einem Blicke voll Erbitterung; dann rief er aus: „So verkomme denn in deinem Schmutze, ersticke in deinem Fette! Ich glaubte in dir den Sohn deiner Mutter zu sehen, aber du bist nur der Sohn deines Vaters, der Sohn

des reichen Mannes ohne Seele. Mag sich das Verhängnis deines Reichtums an dir vollziehen. Es war blöde von mir, zu glauben, dich davor retten zu können. Die Verehrung für deine Mutter hat mich verblendet. Ich meinte, es müsse in dir etwas stecken, das mehr ist, als stumpfsinnige Gier. Ich glaubte, die liebevolle Zartheit und Güte deiner Mutter, ihr vornehmer Künstlersinn, die reine Poesie ihres Wesens, sei in dir nur augenblicklich verschüttet und es genüge, daran zu rühren, um es aufstehen zu machen; aber es ist nicht bloß verschüttet, es ist erstickt. Du bist nichts, als ein belangloser junger Mensch, der ein paar Millionen geerbt hat, und hast keine weitere Bestimmung, als sie so dumm wie möglich durchzubringen und an ihnen zugrunde zu gehn. Mit einem solchen habe ich nichts zu schaffen."

Er nahm seinen Hut und ging.

Henry hatte die in einem leidenschaftlichen Tone und Tempo über ihn herfegenden Worte mit einem erzwungen höhnischen Gesichtsausdrucke hingenommen. Als Hermann aber verschwunden war, fiel der Hohn wie eine Maske von ihm ab, und es trat an seine Stelle ein starrer Ausdruck von Beklommenheit.

So saß er eine Weile. Dann gab er sich einen Ruck und langte nach dem weggelegten Buche. Sein Blick fiel auf ein plump obszönes Bild. Er schleuderte das Buch in eine Ecke.

— Wenn ich doch Mamas Bild hätte, über-

kam es ihn. Oder ihre Kette! Irgend etwas von ihr!

„Ah!“ er stöhnte laut auf.

Und weinte lange.

Viertes Stück: Der bescheidene Zuhörer

Noch an demselben Abend war Henry zu Hermann gegangen und hatte sich ihm mit unverstellter strömender Ergriffenheit wieder ans Herz gedrängt.

Dieser Abend zwischen Hermann und seiner Frau, die ihn mit ihrer stillen Heiterkeit an seine Mutter erinnerte, hatte ihm wie eine große Beruhigung wohlgetan.

Schon am nächsten Tage verließ er das Hotel und nahm in der Nähe Hermanns am hochgelegenen Neukirchhof eine kleine möblierte Wohnung im vierten Stocke eines Hauses, von wo er, wie von einem Turme aus, einen weiten Blick über die tief unter ihm liegende Promenade und, jenseits von ihr über alte Häuser und Gärten weg, bis zu den Wipfeln des Rosentales hatte. Er ließ sich als Student einschreiben und belegte nicht bloß, sondern besuchte auch wirklich einige Vorlesungen. Sein Hauptinteresse aber galt doch dem litterarischen Kreise der sich um Honrader als Mittelpunkt gebildet hatte.

Erschöpft, wie er von seinen Ausschweifungen war, und ganz noch unter dem Einflusse Hermanns stehend, den er nun uneingeschränkt be-

wunderte und als seinen Retter dankbar verehrte, tat er sich in der ersten Zeit keineswegs hervor, sondern ließ es sich genügen, den sehr verschiedenen und oft höchst wunderlich und wild vorgetragenen Meinungen und Dichtungen zu lauschen, die der „Misthaufen" zutage förderte, wie man persiflierend die Vereinigung im Anschlusse an die Kennzeichnung genannt hatte, deren sich diese jungen Dichter damals in den Organen der öffentlichen Meinung erfreuten. Sein größenwahnhafter vager Glaube an die sichere Schicksalsberufung durch seinen Stern zu einer außerordentlichen Bedeutung war ganz dem angenehm müden Gefühle bescheidener Selbsteinschätzung gewichen, vielleicht nicht bloß infolge seiner allgemeinen Abspannung und der offenbaren Überlegenheit Hermanns, sondern auch als Gegensatzwirkung der zum Teil grotesk selbstbewußten Allüren und Äußerungen nicht weniger Misthaufenmitglieder.

Darunter waren neben den tonangebenden, ernsthaften Begabungen recht sonderbare Erscheinungen, die in dem lebhaften Strome der jungen Bewegung drollig mitstrudelten und in wild verdrehten Wirbeln Ungemeines leisteten. Aber man ließ sie ganz gerne gewähren und nahm sie nicht einmal humoristisch, sondern, wenn auch nicht ganz, so doch nur mit geringem Vorbehalt ernst. Es war die Zeit des jungen Mostes, der viele Blasen warf. Da konnte wohl Einer auf die Idee kommen, die

Verse vorne statt hinten zu reimen; ein anderer mochte das Heil des Dramas darin erblicken, daß unbedingt nichts, aber auch gar nichts geschah, dafür aber über alles geredet wurde; ein dritter durfte von Novellen in Naturlauten schwärmen, die, rätselhaft aneinandergereiht, die tiefsten Zeitoffenbarungen bedeuten sollten; — es erschien alles als erlaubt, wenn es nur neu war, und, je neuer es war, um so sicherere Aussicht glaubte sein Erfinder zu haben, alles vor ihm Dagewesene zu verdunkeln, ja eigentlich auszulöschen.

Aber diese Blasen platzten schnell; was blieb, war die hebende, tragende Kraft Weniger, wenngleich auch sie sich noch manchmal absurd gebärdeten.

Von einer einheitlichen Richtung, wie man sie diesen jungen Talenten in der Tagespresse und in den litterarischen Zeitschriften zuschrieb, die fast ausschließlich nichts anderes in ihnen erblickten, als wüste litterarische Umstürzler ohne Halt und Ernst, konnte bereits nicht mehr die Rede sein. Immerhin fühlten sie sich selbst noch im wesentlichen als Naturalisten, jedoch in einem anderen, als dem ursprünglichen Sinne des Wortes.

Sie legten den Naturalismus als Formel bereits ab, aber als Schlagwort und gewissermaßen Herkunftsbezeichnung für sich ließen sie ihn gelten, weil sie sich im Gegensatz zu den anerkannten Alten, die sich gerne Idealisten nennen

ließen, als Künstler empfanden, die, wie Hermann Honrader es einmal ausdrückte, wieder zu den „Müttern" hinabgestiegen waren, „ins Chaos der Natur". Aber die Zeit war vorüber, da einer ihrer berliner Wortführer es ohne vielen Widerspruch hatte aussprechen dürfen, daß ein Faun solange ein künstlerisches Unding bleibe, als man derlei Geschöpfen nicht zu Berlin Unter den Linden begegnete. Jetzt gediehen auf dem „Misthaufen" schon recht phantastische Kreaturen künstlerischer Einbildungskraft, und Hermann Honrader durfte es mit Fug aussprechen, daß der Naturalismus, wenn man mit diesem Worte schon weiter wirtschaften wollte, augenblicklich im Traumlande heimischer sei, als auf Kartoffeläckern und in den früher so beliebten Kellnerinnenkneipen.

Das Schlagwort war geblieben, geblieben auch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit gegenüber den „Alten", aber es ging ein Jeder, seines eigenen Wesens, bewußter geworden, seinen eigenen Weg. Stolz waren alle, und zum Paktieren mit dem allgemeinen Geschmacke um des Erfolges willen keiner bereit. Lieber ließ man sich das äußere Leben recht sauer werden, als daß man die innere Souveränität des Künstlers aufgegeben hätte. Die meisten lebten in der Boheme, kaum einer in sicheren Verhältnissen. Aber alle, auch die nicht mit deutlichen Größenwahnszügen ausgestatteten, waren überzeugt, daß diesmal der Prophet es nicht nötig haben werde,

zum Berge zu gehen, sondern daß der Berg: die Zeit mit ihrer Anerkennung, zu ihm kommen werde.

„Arbeiten und warten!" war zumal Hermann Honraders Wahlspruch, und „reif sein ist Alles". Wenn, was nicht selten geschah, brav über das Volk der Banausen geschimpft wurde, so entgegnete er gerne etwa in diesem Sinne: „Es ist unser großes Glück, daß wir nicht als die gewissen vielversprechenden Talente debütiert haben unter dem Beifall eines hochverehrten Publikums. Denn, meine Lieben, mich dünkt, es ist kein Goethe unter uns, und nur ein Goethe kann so was vertragen, ohne an seiner Künstlerschaft Schaden zu leiden. Wir wollen die regierenden Pfahlbürger daher nicht schmähen, als ob sie sich an uns versündigt hätten. Ihr Widerspruch hat uns vielmehr sehr gut getan und tut uns weiter noch gut. Er hat uns auf uns selbst angewiesen und uns vor dem sehr störenden Applaus bewahrt, der die innere Stimme übertönt, die, wie man wohl beobachten kann, eine gefährliche Neigung hat, zu schweigen, wenn allzufrüh Bravo gerufen wird. Je länger wir sie uns laut, kräftig und doch fein erhalten, umso besser ist es für uns. Es kommt der Tag, wo sie zum Gesange wird, der nicht mehr aus seinem Rhythmus und seiner Melodie gebracht werden kann. Dann möge, und dann wird auch der Beifall über uns kommen. Erst dann werden wir ihn verdienen und somit ohne Schaden erleiden. Es tut allen Künstlern gut, gleich Christus vierzig Tage oder mehr in

der Wüste zuzubringen. Nur soll sich niemand geflissentlich als Wüstenheiliger gebärden und jeden harmlosen Wanderer aus dem Lande Banausien, der sich zwischen Eremiten und Heuschrecken verlaufen hat, mit zornigen Predigten der Verachtung anpurren. Wir sollten vielmehr Alle, wenn wir in der Wüste hart geworden sind vom einsamen Ringen mit dem Engel des Herrn, es nicht verschmähen, in die Gassen Pfahlburgs zu schreiten und den braven Bürgern in ihrer Sprache das Heil zu predigen. Was hat es für einen Sinn, ihnen unablässig zu wiederholen, daß sie uns greulich sind, oder in den fremden Zungen des neuen Kunstpfingstens zu ihnen zu reden, die ihnen Volapük sind? Nein: im Schaffen keinen Zoll breit vom Wege, den jeder von uns nicht für *den*, sondern für *seinen* richtigen hält, aber im Belehren fein säuberlich nach dem Verstande der annoch Unbelehrten. Vergessen wir doch das Eine nicht, daß *uns* zwar die Kunst alles, ihnen aber im besten Falle nur ein Sonntagsvergnügen ist. Wäre es nicht ein unbegreifliches Wunder, wenn die guten Leute, die von Kind auf an schales Dünnbier und wässerige Limonaden gewöhnt sind, das Gewohnte augenblicks stehen ließen, um nach unserem stärkeren Tranke zu greifen, der ihnen fürs Erste noch herb und allzu prickelnd schmeckt und überdies von den Zapfmeistern der dünnen Biere und süßlichen Limonaden auch noch als giftig und höchst gefährlich berauschend verschrieen wird?

Nein, es genügt nicht, daß wir ihnen unsere Becher stumm oder gar unter Beschimpfungen kredenzen, oder daß wir ihnen in unverständlichen Redewendungen aus der Brauersprache verkünden, nach welch ausgezeichneten modernen Prinzipien unser Gebräu hergestellt ist: — wir müssen uns vor unsere Buden stellen und reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Paßt nur auf, wie dann erst einzelne Kühne, dann ein Schwarm und schließlich die Menge zu unseren Banzen treten und probieren wird. Und ehe sie's merken, werden sie trunken sein von unserem brausenden Most, und jeder Trunkene wird es, süßen, treibenden Dranges voll, verkündigen, um wieviel holder und hebender die neuen Räusche sind, als die alten."

Auf solche und ähnliche Ansprachen hin, die der zwar schmalbrüstige, aber hochgewachsene, in seinem langen, blonden Barte etwas sektiererhaft und doch sehr sympathisch aussehende junge Mann gar nicht pathetisch, sondern eher lehrhaft betonend vorbrachte, gab es dann immer ein lebhaftes Für und Wider. Denn, wie sie sich mit den Meinungen Einzelner trafen, die ähnlich dachten und handelten, wie Hermann Honrader, so enthielten sie doch auch deutliche Spitzen gegen den einen und anderen.

Ein mit Hermann gleichaltriger Wiener, der sich durch einen erstaunlichen assyrischen Knebelbart und eine verschmitzte Stirnlocke auszeichnete, deren Schwarz zu den sehr gescheiten und leb-

haften blauen Augen einen allerliebsten Kontrast bildete, pflegte auf seine Weise, jovial und paradox, immer sogleich zuzustimmen. Man nannte ihn das „Riechorgan", weil er eine außerordentlich feine Witterung für Stimmungsumschläge im Umkreise der modernen Strömungen besaß und, wie er gerne, unter Anlehnung an den sonst wenig zitierten Schiller, zu sagen liebte, „an jeder Leyer roch, ob ein neuer Mann sie schlug".

„Aber ja!" so ging dann etwa seine Rede, „Mitleid muß man haben mit den Spießern, und aus Mitleid sie frozzeln. Das mögen sie gerne. Sie glauben dann, man macht ihnen den Wurschtel, spitzen die Ohren, lachen, — und werden modern. Schließlich ist man dann der liebe Gott und kann sie an jedem Spagat tanzen lassen, den man gerade bei sich hat. Aber viele Spagate muß man haben, und von allerhand Farben: grüne, rote, gelbe, blaue und auch gesprenkelte. Ein Glück, daß kein Mangel an bunten Spagaten ist. Und alle echt in der Farbe! Es hat nie eine so produktive Zeit an farbigen Spagaten gegeben, wie die unsere. Das ist ihre höchste Auszeichnung, und deshalb ist es so blöd, immer noch weiter den grauen Naturalisten-Spagat zu verwenden. Ah, geht's doch mit dem! Der ist ja langweilig geworden. Ein naturfarbener Spagat! Was hat naturfarbener Spagat mit Kunst zu tun? Hängt euch daran auf, wenn euch nix bessers einfallt. Bei uns in Wien war er nie zu brauchen und wird nie

zu brauchen sein. Mich haben sie schön damit anbracht, — und mit Recht. Aber in Berlin wird er noch Furore machen! Paßts auf! Wenn wir uns bloß noch alte Hosen damit flicken, werden die Berliner entdecken, daß ein Kartoffelsack, der aus nix besteht wie aus tausend solcher grauen Spagate, einer wie der andere, das einzig würdige Gewand für die moderne Muse ist."

Ihm wäre noch stundenlang derlei eingefallen, wenn sich dann nicht andere zum Worte gemeldet hätten.

Zumal die von den Honraderschen Spitzen Getroffenen mußten sich entladen, wenn sie nicht platzen wollten.

Da war ein gleichfalls mit Hermann gleichalteriger, aber gut um zehn Jahre älter aussehender, höchst streitbarer Kritiker und Novellist, der mit viel Talent den Marat der literarischen Revolution mimte und den Namen „Wanzentod" führte, weil er die „Mastbürger" als Wanzen bezeichnete, die man allesamt zerquetschen müsse. Eher sei an eine Besserung der literarischen Zustände nicht zu denken. Vielleicht hatte infolge der intensiven Beschäftigung mit diesem grausamen Bilde sein Antlitz so etwas Zerquetschtes, Ineinanderlaufendes bekommen, wie auch seine Sprechweise eine Art Wortezerquetschen war, demzufolge die Worte auch phonetisch wie Fladen zutage kamen.

Der setzte sich nicht linde zur Wehr, d. h. er wurde, denn er konnte nicht anders, sofort persönlich:

„Quatsch! Gut zureden? Denen? Gar noch Danke schön sagen, weil sie sich den Bauch vollschlagen mit Heyseschem Zuckerwasser und ordentlichen Sprit stehen lassen, bis er fuslig wird? Unser berühmtes Oberhaupt hat ein allerliebstes Talent, sich mit dem wohlgesalbten Hintern auf die reichlich mit Schmierseife bestrichene schiefe Ebene zu setzen, um sanft und lieblich ins Parterre zu den Gemästeten zu rutschen. Mit solchen direkt verräterischen Anschauungen ist man nicht mehr literarischer Revolutionär, sondern ein Nationalliberaler der Literatur, ein intinuenter Aspirant auf den hoffentlich bald vakanten Hofratsposten des Herrn Rudolf von Gottschall, der auch einmal recht zeitgemäß als Revolutionär dicke getan hat. Man kennt das! Es ist immer derselbe Schlag: Die Girondisten. Worauf läuft Honraders ganzes Schalmeigetute hinaus? daß er sich von der Schmach reinwaschen möchte, in die wir ihn täglich mehr versinken sehen, von der Schmach der Mitarbeiterschaft an gutzahlenden Mastbürgerblättern. Da muß man freilich reden, wie denen der Schnabel gewachsen ist. Mir ist das Freßorgan dieser Bande zu dreckig, als daß ich es mir zum Muster nehmen möchte."

„Nun weiter!" rief Hermann lachend aus; „wer rennt mir jetzt die Lanze lauterer Überzeugung in den vollgeschlagenen Bauch?"

Und es lächelte ein Gambrinusantlitz sardonisch, ein backfischrosiges, blondumbartetes, mit zwei Gretchenaugen lieblich ausgestattetes

Gambrinusantlitz, zu dem sardonisches Lächeln paßte wie die hängende Unterlippe der Weltverachtung zum fröhlichen Gesichte eines Spieltenors, der den Postillon von Lonjumeau singt.

Das Gambrinusantlitz aber gehörte dem gewaltigen Dichter an, dessen Bedeutung durch einen Spitznamen nicht erschöpft schien: Er hatte deren drei. Man nannte ihn je nach Bedarf den Dalailama, die Weltesche Ygdrasil oder das Zentralsonnensystem.

Jeder wußte, welches Wort den dreimal Göttlichen wenn auch nicht verwundet, so doch geritzt hatte: Goethe.

Und die Weltesche Ygdrasil rauschte gedämpft: „Ich könnte, um die knabenhafte Entgleisung des Herrn Honrader, der ja ein ganz brauchbarer Journalist sein mag, über Angelegenheiten der dichterischen Psyche aber doch lieber nicht mitreden sollte, gebührend zu brandmarken, am einfachsten auf meine Geschichte der Weltliteratur, Band IV, Seite 580, hinweisen, wo das Phänomen Goethe für jeden Verständigen entgültig erledigt wird, aber es ist mir eben eine neue Fassung eingefallen, die diese ganze Chose vielleicht noch um einen Grad schärfer packt. Dieser ganze Goethe-Rummel in der neueren deutschen Literaturgeschichte läßt sich mit dem Bismarck-Rummel in der Gegenwart vergleichen. Wie man neben der vierschrötigen Pseudogenialität des Kürassierkanzlers ganz die viel höhere Bedeutung des Kaisers Wilhelm über-

sieht, so neben dem zwar höchst talentvollen Eklektiker Goethe, dem aber die eigentlich schöpferische Ader, d. h. das wesentlich Geniale fehlte, den bewußt kulturschaffenden Karl August. Ein Genie war freilich auch er nicht, wie natürlich auch der Kaiser kein Genie ist. Die Zeit ist immer nur imstande, ein Genie hervorzubringen. Die damalige hatte sich in Napoleon erschöpft."

Da das Zentralsonnensystem derartige Andeutungen häufig von sich gab, selbst durch die Buchdruckpresse, so hatte die Schlußperspektive nicht den vollen Erfolg, der ihr eigentlich zukam. Man lächelte bloß, während sich Dalailama den weichen Bart strich, als hätte er nur ganz beiläufig einen Gemeinplatz von sich gegeben, an dessen Richtigkeit kein Mensch zweifeln konnte.

Nur Einer lachte laut und schallend mit fürchterlich belustigtem Hohn. Das war ein junger, gleichfalls blondlockenbärtiger Mann mit einem durch gewaltige Glatzenausbildung zu monumentaler Wirkung gebrachten Schädel. Im übrigen stand auch sein mehr hausbacken schülerhaftes als bedeutendes Äußere in einem drolligen Gegensatze zu dem tiefüberzeugten Ernste, mit dem er von sich wie von dem Inbegriff alles Außerordentlichen zu reden pflegte. Da es ihm aber an der Gabe gebrach, seiner monströsen Selbsteinschätzung einen irgend wie nach besonderem Geist schmeckenden Ausdruck zu geben, so besaß er das Interesse des „Misthaufens"

nicht in dem gleichen Maße, wie sein in jeder Hinsicht begabterer Konkurrent. Man nannte ihn das „heimliche Licht" und schätzte ihn als harmlosen Dilettanten ein, der sich zum Misthaufen verirrt hatte, während er eigentlich mehr in einen Lesezirkel ungefährlich begabter Primaner gehört hätte, die gleich ihm die Weltgeschichte periodenweise dramatisierten. Er seinerseits fühlte gleichermaßen, daß er zu diesen Leuten nicht paßte, die ihm sämtlich ganz unverständlich waren, da in jedem, auch dem geringsten, wenigstens ein Stück Künstler steckte, während er lediglich ein krankhaft selbstbewußter Wälzer von Banalitäten war, die er nicht einmal in wirksame Worte zu fassen wußte. Aber verirrt hatte er sich zum Misthaufen nicht. Er hatte sich jetzt hier, wie früher in München, den Jungen bewußt angeschlossen, weil er in ihnen die Welle zu sehen glaubte, die bestimmt war ihn einmal emporzutragen. So ganz harmlos, wie ihn die anderen nahmen, war er also nicht. Sie glaubten in ihm einen der zahlreichen Mitläufer zu sehen, die sich überall einstellen, wo eine geistige Bewegung rege ist, und er — belächelte sie. So talentlos er als selbstständiger Gestalter war, so überlegen war er ihnen, und das war bei seinem völligen Mangel an Selbstkritik höchst seltsam, an Einsicht in die komischen Seiten ihres Wesens. Er, der ernsthaft nicht einmal geschickt nachahmen konnte, war ein glänzender Imitator ihrer Schwächen,

und hatte sie mit der Langweiligkeit seines Umgangs schon manchmal durch derartige groteske Imitationen versöhnt, denen zur Parodie nur das Verständnis für das ernsthaft Wesentliche fehlte, aus dem die imitierten Schwächen schließlich hervorgegangen waren.

„Was lacht da so praatschig!?" brauste ihn die Weltesche Ygdrasil bedrohlich an. „Glaubt das vielleicht über ernsthafte Leute lachen zu dürfen, weil man seine Hanswurstspäße be-lacht hat?"

Der Dalailama verabscheute das Heimliche Licht grimmig, weil ihm dessen Größenwahn wie eine Travestie seines eigenen vorkam, und weil er in den Genieallüren eines offenkundig Talentlosen eine ungeheuerliche Usurpation erblickte.

Das Heimliche Licht dagegen verstand das Wesen des dreimal Gewaltigen noch am ehesten, weil in ihm am wenigsten Künstlerisches, ja eine gewisse Verwandtschaft mit seiner eigenen, freilich um vieles niedrigeren Art war, aber das monumentale Selbstgefühl des Mannes, den er im besten Falle als seinen Johannes anzuerkennen bereit war, erschien ihm unsäglich absurd.

Er stellte sein Lachen ein, erhob sich, warf die Glatze zurück und sprach in einem dumpf grollenden Tone:

Einsam in meiner Größe,
Groß
In meiner Einsamkeit!
Nackig in meiner Blöße,
Bloß

In meiner Nackigkeit!
Ich schüttle meine Mähne,
Ich brülle durch das Feld;
Es zittert die Hyäne,
Wenn meine Stimme gellt:
Borowuh!

„Borowuh!" scholl es im Echo wieder, und Alles lachte. — Auch das Zentralsonnensystem.

„Nicht übel!" sagte es; „auf diesem Gebiete kann das Heimliche Licht noch einmal Tüchtiges leisten, wenn es ihm auch kaum gelingen dürfte, Herrn Fritz Mauthner zu erreichen. Es fehlt ihm an dem Distanzgefühl, das den richtigen Parodisten auszeichnet. Der richtige Parodist muß sich selber bewußt als Äffchen empfinden, das eine über ihm stehende Erscheinung zur Belustigung dieser selbst nachmacht. Ein solches Äffchen ist jeder Größe willkommen als eine Art Hofnarr, der selbst zur Majestät des Genies Vetter sagen darf. Nur soll es sich nie erdreisten, zu glauben, es habe — Kritik geübt, wenn es seines Herren Strümpfe umwendet und über seine Affenpfoten als Handschuhe zieht, wo sie natürlich immer drollig wirken werden. Und, vor Allem: der Affe soll Affe bleiben und nicht wie im Falle unseres übel beratenen Heimlichen Lichtes selber etwas machen wollen. Ich überlasse ihm gerne alle meine abgelegten Strümpfe zu Handschuhen, wenn es sich ernstlich entschließt, keinen deutschen Kaiser mehr dramatisch zu travestieren."

Auch jetzt lachten Alle. — Aber das Heimliche Licht lachte nicht mit. Es erbleichte bis auf die Glatze und kam erst nach geraumer Weile dazu, sich mit dem Gedanken zu trösten, daß alle wirklich großen Geister eine Prüfungszeit der Demütigung durch die Kleinen durchzumachen haben. — Selbst dieser winzigste und gar verachtete Bestandteil des Misthaufens, dieser in die Literatur verschlagenen Philister, war fest davon überzeugt, daß ein Tag kommen werde, bestimmt, seinen Namen leuchtend zu machen über ganz Germanien. In seinem Kopf war vornehmlich ein Wort Honraders haften geblieben: das vom Wüstenheiligen, der mit dem Engel des Herrn kämpft. Aber seine Wüste war weiter, als die der anderen, die wenigstens auf dem „Misthaufen" nicht einsam waren. Er war auch hier allein mit seinem Genius. Viele Gläser voll des schrecklichen Leipziger Lagerbieres, das ihm, dem Münchener, bitter zuwider war, mußte er in sich versenken, um seines Einsamkeitsgefühles Herr zu werden, während die anderen immerzu weiter redeten von Dingen, die zu keiner einzigen seiner zahlreichen philosophischen Trilogien und zu keinem seiner historischen Dramenzyklen in irgendeinem Zusammenhange standen. — Wie gerne hätte er wenigstens einige davon zur Vorlesung gebracht! Aber als er einmal damit begonnen hatte, war schon nach dem Vorspiele der gesamte „Misthaufen" spurlos verschwunden gewesen, und auch der

Kellner hatte anderweitige Geschäfte vorgeschützt.

In der letzten Zeit hatte er sich an Henry herangemacht, hoffend, in diesem Jüngsten einen ausdauernden Zuhörer und, da der junge Mann ja reich sein sollte, vielleicht auch den Mäcen zu finden, der das Geld vorschösse, ohne daß keiner dieser bornierten modernen Verleger seine Dramen zum Drucke befördern wollte. Aber, so bescheiden und geduldig Henry alles anhörte, was der tönereiche Misthaufen sonst verlauten ließ, so heftig widersetzte er sich dem Jambengehäckſel des Heimlichen Lichtes. Drei Szenen hatte er einmal leidlich ruhig über sich ergehen lassen, während der vierten war er unruhig geworden, und nach der fünften hatte er erklärt, ins Kolleg zu müssen: zu Wundts Grundriß der Psychologie. In Wahrheit war er zu Honrader gestürzt, ihn entsetzt zu fragen, was denn um Gottes willen diese stümperhaft dialogisierten Geschichtsauszüge mit moderner Poesie zu tun hätten.

„Gar nichts," hatte der geantwortet, „auch nichts mit unmoderner".

— Ja, aber warum dann der Misthaufen langweilige Megalomanen duldete?

— „Es kann uns als Symptom nur willkommen sein, daß auch schon eine reine Schulmeisternatur bei uns Morgenluft wittert. Wer in Deutschland die Schulmeisternaturen für sich hat, hat die Gewähr des Erfolges. Das Heimliche Licht ist der erste Philister, der zu uns stößt.

Freilich ein größenwahnsinniger, und so wird es nicht leicht sein, aus ihm einen Menschen zu machen, der einmal in ein Verhältnis zur Kunst gelangen kann. Aber auch in schwierigen Fällen muß man hoffen. Wenn irgendwo, so wird er bei uns zur Einsicht seines Unvermögens kommen, und es ist schon als Verdienst anzusehen, wenn wir ihm das Dichten abgewöhnen. Er hat, wie seine amüsanten Parodien beweisen, einige Anlage dazu, fremde Schwächen zu sehen. Gewinnt er auch noch Blicke für die eigenen, so kann am Ende einmal ein brauchbarer Kritiker aus ihm werden. Kein bedeutender freilich, denn er ist eine grundlederne Natur und ohne allen Enthusiasmus, während ein rechter, wirkender Kritiker immer von äußerst beweglichem Aufnahmevermögen, also nicht ledernen, sondern elastischen, spannkräftigen Geistes und wie zum scharfen Nein, so auch zum enthusiastischen Ja befähigt sein muß. Dazu ist die Seele des Heimlichen Lichtes zu karg. Aber auch der ruhig belehrende Kritiker, wenn er nur Einsicht in die Kunst und den ehrlichen Willen hat, ihr zu dienen, ist etwas, das uns sehr not tut. Wäre das Heimliche Licht ein Halbtalent, das es freilich immer wieder einmal jucken müßte, sich selbst zu versuchen, so würde ich diese Hoffnung nicht hegen. Da es aber wirklich gar kein Talent besitzt, sondern einstweilen nur den gewissen Geniewahn, den man ja nicht selten bei Dilettanten findet, bis die schmerzliche, aber

heilsam gründliche Enttäuschung über sie kommt, so kann es nach Überstehung dieses Schmerzes recht wohl einmal im Ausmaß seiner Kräfte ein ganz schätzbarer Kritiker der Mittelstufe werden. Indem es die gar nicht gemeine Kraft zur Selbstkritik bewährt und durch überzeugten Verzicht auf alles eigene Schaffen betätigt haben wird, wird es ja den bündigsten Befähigungsnachweis zum kritischen Amt erbracht haben. Und wir haben jetzt ordentliche, ehrliche, anständige und gescheidte Kritiker nötiger, als Dichter."

Wie in diesem Falle, so war auch sonst Hermann Honrader jetzt das Orakel Henrys, und seinen Sprüchen war es zu verdanken, daß der sonst leicht durch große Worte und blendende Radikalismen zu Bestechende sich an die mehr stetig und bewußt arbeitenden Elemente des literarischen Zirkels hielt und sich durch die anderen, die ihm leicht hätten gefährlich werden können, nicht in dem Streben beirren ließ, seinen künstlerischen Anschauungen eine feste Grundlage zu geben, sich betrachtend zu bilden und nicht als wild Mittuender, sondern als still Aufnehmender zu einem soliden Verhältnis zur Kunst zu gelangen.

Fünftes Stück: Frau Christine

Dieses Semester, in das Henry als das „große Aas" geschritten war, um es dann als bescheidener, schweigsamer Hospitant des „Mist-

haufens" zu beschließen, hatte ihm doch eine gewisse Haltung gegeben. Es war im Grunde die Haltung Hermanns, obwohl es dieser ausdrücklich abgelehnt hatte, sein offizieller Mentor im Sinne Fritz Böhles zu werden.

„Es freut mich herzlich," hatte er gesagt, „daß du damals abends zu mir gekommen bist, aber ich habe das immer als ein Zudirkommen betrachtet, und ich kann nichts weiter tun, als immer weiter zu versuchen, dich auf dem Standpunkte zu erhalten: vergiß einstweilen, daß du Millionär bist und denke immer daran: ich bin meiner Mutter Sohn, der Sohn einer Künstlerin, die auch nie an ihre Millionen gedacht, sondern immer nur das Wertvolle in sich gepflegt hat: ihre stille, gütige, klare Seele und die Kunst, die deren Ausdruck war. — Du willst, ich soll mich dir in weiterem Umfang widmen, ich soll dich, wie du sagst, auf deinen Beruf als Millionär vorbereiten. Dazu, lieber Henry, bin ich untauglich, obwohl eine solche Aufgabe für mich etwas sehr Verlockendes hat. Noch vor ein paar Jahren hätte ich mich nicht lange geziert. Gott weiß, was alles für Pläne ich aufs Tapet gebracht hätte, wie du deine Millionen im Dienste der Menschheit zu sozialen Experimenten ausgezeichnet hättest verwenden können. Heute, wo ich nicht mehr an die Möglichkeit glaube, daß man der sozialen Frage mit sozialen Experimenten zu Leibe rücken könnte, heute, wo ich überzeugt bin, daß

diese Frage nur von der Masse selbst gelöst werden wird, weil auch sie eine Machtfrage ist, und wo ich mir gar nicht einmal mehr sicher darüber bin, ob diese Lösung, wenn sie eintritt, so aussehen wird, wie ich es mir einstmals eingebildet habe, — heute kann ich dir eigentlich nur Goethe zitieren und sagen: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Im übrigen habe ich an mir selbst noch so viele Probleme zu lösen, daß ich ganz und gar nicht den Mut aufbringen kann, mich an ein so fremdes Problem zu wagen, wie es das deine ist, wenn du aus deinen Millionen durchaus einen Beruf machen willst. Diese Absicht hat gewiß viel für sich, denn warum sollte man nicht auch aus seinem Reichtum einen Beruf machen, gerade so gut wie ich aus meiner Begabung einen mache? Aber ich bin zu sehr auf Ausbildung innerer Güter angelegt und daher geneigt, äußere zu unterschätzen. Ich würde dir immer und ewig nur wiederholen: baue dich selbst nach allen Seiten aus, sieh zu, daß du ein ganzer Kerl wirst, dann werden dich deine Millionen nicht genieren, und du wirst selber immer wissen, was du jeweils mit ihnen anzufangen hast. Damit ist aber das eigentliche Problem des Reichtums ignoriert, ja, ich lehre dich schließlich, es zu ignorieren. Ich wiederhole: einstweilen kannst du in der Tat nichts Besseres tun, und meine Meinung bleibt: Es wird das Beste für dich sein, wenn du immer bei diesem Einstweilen bleibst."

Henry hatte sich damit zufrieden gegeben, weil ihm der Zustand dieses ruhigen Dahinlebens wirklich wohlgetan hatte nach seinen Wüstereien, und weil er in der Tat eine Festigung seines Innern verspürt hatte, indem er sich an Hermann ein Beispiel nahm und nach und nach ganz in dessen Fahrwasser geriet. Seine Eitelkeit schien ganz ausgeschaltet, wie auch seine Sinnlichkeit. Es genügte ihm offenbar, der anerkannte Lieblingsjünger desjenigen zu sein, der für ihn hoch über allen andern stand, und er fühlte sich dadurch selber schon auch ein bißchen über die sonstigen Misthäufler erhöht.

An die Stelle seiner wilden Sinnlichkeit aber war wieder einmal eine ritterlich-platonische Verehrung getreten: für Hermanns Frau. Er wußte wohl, denn alle wußten es, daß diese, bevor Hermann sie zu sich genommen hatte, keineswegs als reine Madonna auf Wolken gewandelt, vielmehr mit wilder Lust durch ein zügelloses Leben geschritten war. Aber er wußte es auch gleich allen anderen, daß ihr jetziges klares, reines Leben, das von der Liebe zu ihrem Manne und von der treuen Inbrunst erfüllt war, ihm heiter und herzlich zu dienen, hoch über jedem Verdacht stand.

Frau Christine Honrader war eine der sehr seltenen echten Magdalenennaturen, die in überströmender Jugendkraft Liebe wahllos nehmen und geben, aber imstande sind, eines Tages

alle ihre Liebesfähigkeit einem Einzigen zu weihen, dessen reineres und höheres Wesen alles Vergangene für sie auslöscht, indem es ihnen als Verkörperung edler Männlichkeit entgegentritt.

Solche Frauen, die sich wohl haben gemein machen können im Sinne äußerlicher Sittengesetze, innerlich aber ebensowenig gemein geworden sind, wie etwa ein liederlicher junger Mann, der mit dem Überschuß seiner Lebenskraft nicht haushielt: solche höchst seltenen Frauen von heißem und leichtem Blute ohne eigentlichen Dirnencharakter haben es, wenn das Glück ihnen den rechten Mann von hoher Art und großem Sinne zuführt, nicht nötig, Büßerinnen zu werden. Sie haben nichts abzubüßen, weil sie im Innersten nichts zu bereuen haben. Ihr ungestümes Triebleben hat sie von der Masse ihres Geschlechtes emanzipiert mit der Kraft reiner Natur, die durch keinen Moralkodex zu brechen und so vollkommen Natur ist, daß diese aus guten Gründen und mit allem Fuge errichteten Schranken nicht einmal in der Vorstellung für sie existieren. Sie sind ebensowenig lasterhaft, wie das Genie, das alte Formeln mißachtet, und sie werden, wie das Genie, wenn es den ihm gemäßen Gegenstand gefunden hat, zu Harmoniegestalterinnen, treffen sie auf ein Leben, das reich und groß genug ist, ihr Wesen aufzunehmen.

Alles dies empfand Henry, ob auch nicht klar, gegenüber dieser einst so wilden, jetzt so

ſtillen, in ihrer geſetzten Ruhe aber grundfröhlichen Frau, die einen großen Anteil daran hatte, daß Hermann Honrader in ſeinem Leben und in ſeiner Kunſt klar und ſtetig geworden war. Sie hatte, vielleicht noch mehr, als Hermann ſelbſt, zu der Beruhigung beizutragen, die ihn jetzt hob und führte. Ihre großen braunen Augen ſtrahlten Zuverſicht, ihr Lächeln tröſtete, ihre Stimme begütigte. Es war eine Atmoſphäre von heiterem Frieden um ſie. Die einfachſten Worte von ihr wieſen Wege. Ihr Händedruck machte feſt. Und hinter all dieſem ſtand doch nicht der goldene Hintergrund, von dem ſich das Bild einer Heiligen abhob, ſondern die Nebelwand einer wilden Vergangenheit. Das war nicht, wie früher in ſeiner Einbildung Berta: die Dame, das Produkt vorſichtig hütender Züchtung; das war die wirklich reine vornehme Frau, ſchlackenloſe weibliche Natur, ausgeglüht vom Leben ſelbſt.

Alles Gute in Henry, ſein ſchöner Trieb zumal, ſich Gegenſtände der Verehrung aufzurichten, erwachte in der Gegenwart Frau Chriſtinens. Die Erinnerung an ſeine Mutter, die ihn in ihr Haus getrieben hatte, blieb lebendig, ſo lange er in dieſem Hauſe verkehrte. Die Einbildungen, die ſich an den Ring mit der ſchwarzen Perle, an den Koſaken, an den ſeidenen Mantel knüpften, ſchwanden davor zurück. Hier war er in keinem Sinne verwaiſt, und hier trieb ihn nichts über ſich hinaus. Er fühlte ſich geborgen.

So war denn Henrys Verehrung für die Frau Hermanns um vieles begründeter, als es seine Verehrung für Berta gewesen war, und sie war auch tiefer. Wohl gerade deshalb, weil keine Spur von Verliebtheit in ihr war. Es handelte sich nicht um eine Dame, jetzt zum Anschwärmen und später zum Heiraten, sondern es handelte sich um eine zwar noch junge und reizende, aber doch mütterliche Freundin. Diese von allem Geschlechtlichen freie Reinheit des Verhältnisses schloß auch jede Beeinträchtigung des Hermannschen Einflusses aus, und dies umsomehr, als Frau Christine geistig völlig von ihrem Manne abhing.

Sie wiederholte Henry immer wieder Eines: „Halten Sie sich an Hermann! Wenn er nicht ausdrücklich Ihr Führer sein will, so geschieht dies nur deshalb, weil er nicht will, daß Sie sich selbst aus der Hand verlieren, und weil er weiß, daß nur der selbständig Folgende gewinnt, wenn er mit ans Ziel kommt. Seit Sie damals freiwillig zu ihm gekommen sind, liebt er Sie. Hören Sie ja immer auf ihn! Auch, wenn Ihre unglückseligen Millionen nicht mehr von anderen bewacht werden. Und dann erst recht! Denn es wird dann wenige geben, die, wie er, bloß an Sie, nicht an die Millionen denken. Und, nicht wahr: wie er es Ihnen immer predigt: denken auch Sie nicht an die Millionen, sondern an sich selbst!“

Sechstes Stück: Die Stimme aus dem Grabe

Zu seinem Geburtstage, an dem Henry volljährig wurde, reiste er nach Hamburg.

Im Hause Kraker war eigentlich böses Wetter, weil Karl es trotz aller Ermahnungen verabsäumt hatte, mit dem Vetter in Berührung zu treten, und weil man nun fürchtete, es werde zu unerwünschten Dingen kommen. Auch machte man sich entsetzliche Vorstellungen, in welchem Zustande der junge Wüstling erscheinen, und wie er alles durch ein abscheuliches Betragen brüskieren und in Aufregung bringen werde.

Aber Henrys Auftreten verjagte die düsteren Wolken.

Man sah zum allgemeinen Erstaunen einen sehr gesetzten, kräftig gesunden, einfach gekleideten, durchaus artigen jungen Mann, der die Verwandtschaft mit Herzlichkeit begrüßte und, was als das Merkwürdigste erschien, selbst darum bat, während seines Aufenthaltes sein altes Zimmerchen bewohnen zu dürfen.

Zeichen und Wunder!

Man hatte doch keineswegs von christlichem Umgange vernommen, sondern von einem Leben im Sodom und Gomorrha der Weltlust und geistiger Zügellosigkeit . . . ?

Das Erstaunen wuchs und wurde zur Ergriffenheit, als Herr Jeremias nach Erledigung des Geschäftlichen mit Henry, während dieser sich mit dem Briefe seines Papas in sein Zim-

mer begeben hatte, den Entschluß des jungen Erben verkündete, alle nach dem Tode der Eltern aus seinem Vermögen erflossenen Zinsen als nicht Schenkung, nein: als schuldige Dankabtragung dem Hause Kraker zu überlassen.

„Es sind fast drei Millionen Mark!" sagte Herr Jeremias, und setzte sich erschüttert nieder.

„Ist es die Menschenmöglichkeit?" hauchte entzückt und heftig vertattert Frau Sanna, indem sie Gott weiß unter dem Einfluß welcher geheimnisvollen Instinktverschränkungen ihrem Gatten einen Kuß gab, den ersten seit gut fünfzehn Jahren.

„Das hätte ich ihm nicht zugetraut," erklärte, nicht ohne eine Nüance von Hochachtung im Tone, Fräulein Berta.

„Sehr angenehm," meinte Karl, „aber ein Beweis dafür, daß Seine Lordschaft augenblicklich in schlechten Händen ist."

„Was soll das!?" rief Herr Jeremias aus und sah seinen lieben Sohn unwillig erstaunt an.

„Dieser etwas blödsinnige Edelmut," antwortete der, „ist eine Improvisation des erlauchten Krösus, die zweifellos nicht erfolgt wäre, wenn ihn nicht Leute beeinflußten, die vom Werte des Geldes keine Ahnung haben."

„Oder die," setzte Herr Jeremias den Satz mit strenger Betonung fort, „einen höheren Begriff vom Werte moralischer Güter haben, als du. Es scheint, daß du über seinen Umgang sehr falsche Kunde erhalten hast. Diese Hand-

lung sieht nicht nach Wüstlingschaft und naturalistischer Literatur aus, deutet vielmehr, wenn schon Einflüsse anzunehmen sind, auf den Umgang mit Leuten von gediegenster Denkungsart hin."

Karl kniff die Lippen zusammen und lächelte. Dann sagte er: „Ich kenne Henrys Umgang ganz genau. Leute, die in Hamburg Pastor Südekums Predigten besuchen würden, sind nicht darunter. Aber es bleibt sich ja gleich. Die Hauptsache ist, daß ich nun vielleicht nicht weiter nötig haben werde, Jurisprudenz zu studieren, und daß du mir, als einem künftigen Millionär, von jetzt ab wohl den Monatswechsel wenigstens verdoppeln wirst."

Herr Jeremias sprang auf. Herr Jeremias trat vor seinen Sohn hin. Herr Jeremias funkelte ihn an. Herr Jeremias setzte sich wieder. Herr Jeremias sprach: „Dem künftigen Millionär wird nicht ein Pfennig mehr monatlich gegeben werden, als er bisher empfangen hat, und der künftige Millionär wird weiterhin Jurisprudenz studieren. Dieses Geld soll meinem Hause zum Segen gereichen und nicht zum Fluche. Ich danke meinem Schöpfer, daß ich Henrys Absicht, die Summe euch beiden zu schenken, dahin gemodelt habe, daß sie mir überlassen werde. Denn ich sehe nun, daß zum mindesten du einen verhängnisvollen Gebrauch davon gemacht haben würdest."

Karl, wie er das vernahm, daß soeben

anderthalb Millionen ihn gestreift hatten, durch väterliche Gewalt aber von ihm abgelenkt worden waren, fühlte sich außerstande, diesen Schlag mit christlicher Demut hinzunehmen. Er verließ, um es nicht zu einer Szene kommen zu lassen, mit rotem Kopfe das Zimmer. Draußen aber konnte er nicht umhin, die Fäuste zu ballen und zu murmeln: „Idiot!".

Auf wen bezog sich dieser Titel? Auf den Vater? Auf Henry?

Nein. Er bedachte sich selbst mit diesem Titel, denn er fühlte in diesem Augenblicke, wie falsch er damit gehandelt hatte, daß er Henry fern geblieben war. Er beschloß, ihn inskünftig keinem fremden Einflusse mehr zu überlassen.

Was helfen mir, sagte er sich, die anderthalb Millionen nebst Zinsen, wenn ich sie erst Gott weiß wann erhalten und bis dahin wie ein Hund leben soll? Und: was wird aus der Hauptsumme, über die dieser Tölpel jetzt zu verfügen hat, wenn er weiterhin ähnliche Edelmutsanfälle haben sollte, und zwar mit anderer Adresse? Jetzt gilt es, ihn festzulegen an's Halseisen und mir sofortigen Mitgenuß zu sichern.

Er stieg sofort zu Henry hinauf und klopfte an die Türe.

Sie war aber verschlossen, und Henrys Stimme ertönte hinter ihr nicht ohne Feierlichkeit: „Ich bitte, mich jetzt allein zu lassen. Ich lese das Vermächtnis meines Vaters."

„Oh! Dann bitte ich tausendmal um Entschuldigung," antwortete Karl, ließ aber im Tone seiner Worte nichts von dem Hohne erkennen, der dabei um seine Mundwinkel spielte.

Henry saß an seinem Schülertische und las, den Kopf auf beide Hände gestützt, den Brief seines Vaters genau in der Stellung, wie er hier so oft über den Schulbüchern gesessen hatte, wenn er Schwieriges zu erfassen hatte.

Der Brief aber lautete so:

„Mein lieber Sohn! Indem ich jetzt zu Dir, dem Einundzwanzigjährigen, rede, der Du noch nicht bist, während Du als Knabe mir gegenüber sitzt und mir beim Schreiben zusiehst, ist mir wunderlich zumute. Und so wird auch Dir wohl wunderlich zumute sein, wenn Du einmal diese Zeilen liesest, die dann wie aus dem Grabe zu Dir sprechen werden, während sie doch in Deiner lebendigen, jungen Gegenwart geschrieben sind, unter Deinen noch kindlich ahnungslosen, kindlich rätselhaften Augen.

Ich will sie Dir öffnen, mein Sohn. Das soll mein Lebenswerk sein. Und, wenn ich es unbeendet verlassen soll, will ich sie Dir nach meinem Tode noch öffnen.

Dies ist der Zweck dieses Briefes, den Du lesen sollst, wenn ich am Tage Deiner Mündigkeitserklärung nicht mehr unter den Lebenden weilen sollte.

Wie wird es an diesem Tage wohl um Dich

ſtehen, kleiner Henry Felix? Wirſt Du bereits Der geworden ſein, den ich aus Dir bilden will, oder werden Dich fremde, Dir und mir fremde Einflüſſe von der Bahn abgelenkt haben, die ich Dir vorzeichne, zu deren ſicherer Beſchreitung und Durchwanderung ich Dich feſt und tüchtig machen will?

Deine Züge, wie ich ſie jetzt betrachte, beſtätigen mir auf's neue, daß Du für dieſe Bahn geſchaffen, daß Du ein Menſch biſt, beſtimmt und geeignet, ein ſtolzes, glückliches Herrendaſein zu führen, das Leben eines freien, kühnen, umfaſſenden Genießers aller der Gaben, die einem Wohlgeborenen die Erde und ſeine eigenen Anlagen bieten, wenn er, wie Du es ſein wirſt, mit den äußeren Machtmitteln des Reichtums ausgeſtattet iſt.

Doch ich will ja nicht zu Dir, mein Junge, reden, der davon noch nichts weiß, ſondern zu dem mündigen Erben meines Vermögens, der hoffentlich auch der Erbe meiner Anſchauungen ſein wird. Denn ſo bald werde ich doch wohl nicht von Dir genommen werden, daß ich Dir nicht wenigſtens das Weſentliche der Grundſätze hätte einflößen können, die die Richtſchnur Deines Lebens ſein ſollen.

Dies ſetze ich voraus, indem ich jetzt zu Dir ſpreche, junger Mann und Herr. Sollte es anders kommen, ſollte ich Dich dieſer um alle natürliche Ordnung und Vernunft gekommenen Welt überlaſſen müſſen, ehe ich

Dir habe einprägen und klar machen können, daß ein volles, großes, ganzes Dasein unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur noch möglich ist für einen im Gegensatz zu den giltigen Pöbellehren zum Ausnahmemenschen erzogenen Reichen, der sich mit Bewußtsein als Gegenfüßler seiner Zeit empfindet und auf eigene Faust als souveräner Herr lebt im Sinne einer Zukunft, die um so sicherer ist, jemehr solcher Ausnahmemenschen jetzt schon herangebildet werden und sich selbst weiter ausbilden — dann werden Dir meine Worte unverständlich sein, und es wird auch keine Bedeutung für Dich haben, was ich Dir über Deine persönlichen Verhältnisse mitzuteilen schuldig bin. Dann wirst Du einfach ein zufällig mit ein paar Millionen ausgestatteter junger Mann gleich vielen anderen sein, in die Herde verschlungen trotz Deiner höheren Anlagen und mit der Herde fühlend trotz Deiner Millionen. Du wirst Dich von der Masse nur äußerlich unterscheiden, im Grunde aber armselig sein, wie sie. Denn das Geld macht noch keinen Herrn, wie auch eine Krone noch keinen Fürsten macht. Nirgends habe ich so viele Sklaven gefunden, wie unter den Reichen. Unsere Zeit ist geradezu die Zeit des gebundenen Reichtums. Die äußeren Werte sammeln sich an, vervielfältigen sich in den Händen einzelner, aber diese Hände werden dadurch nicht stark.

Was Waffe sein sollte, wird Last. Es ist eine Wut des Addierens über die Welt gekommen, eine verrückte Manie, aufzustapeln, zu admassieren. Die Leidenschaft, Geld zu verdienen um des Geldes willen, hat alle vornehmen Leidenschaften erstickt. Der eigentliche Sinn des Reichtums ist fast verloren gangen, verschüttet vom Unsinn des „Kapitalismus". Nur dadurch war es möglich, daß sein Gegenunsinn, die Sozialdemokratie, ihr Haupt so mächtig erheben konnte. Sie hat dem heutigen Kapitalismus gegenüber recht. In ihr protestiert Lebendiges gegen Totes.

Du sollst kein Kapitalist sein, mein Sohn. Merke Dir dieses Wort. Es soll Dir nicht genug sein, Geld zu besitzen als sicheren Rückhalt; das ist eine Art Feigheit und Faulheit. Du sollst aber auch nicht wähnen, eine vernünftige Tätigkeit zu entfalten, wenn Du darauf aus bist, Dein Vermögen zu vergrößern; das ist, da Du völlig genug hast, um aus ihm alle Mittel gedeihlichen Genusses zu ziehen, Unverstand. Aber Du sollst Dein Vermögen auch nicht verringern. Denn, um ein Herr in dem Sinne zu bleiben, den ich in Dir voraussehe, mußt Du reich sein und bleiben.

Ich sehe in Dir einen Menschen der Sinne und nicht der Gedanken, also wirst Du nicht als „erlauchter Bettler", wie Goethe die Philosophen genannt hat, Dein Genüge daran

finden, Dir im Reiche der Ideen eine Herrschaft zu gründen, sondern Du wirst, und das hoffe ich, Macht reell genießen wollen. Darum: entäußere Dich der Macht nicht! Wirf Deine Waffe, den Reichtum, nicht weg! Achte und hüte ihn, wie der Ritter sein Schwert! Stoße rücksichtslos jede Hand beiseite, die Dir daran rühren will! Jede! Auch eine Frauenhand!

Der Tag, da Du dies lieſest, drückt Dir die Waffe in die Hand, deren gute Führung Dir die Macht gewährleistet, ein freier Herr zu sein in einer Zeit, deren Merkmal allgemeine Fronschaft ist. Aber, ich wiederhole es: die Freiheit ist nur scheinbar und äußerlich, wenn Du nicht auch innerlich frei bist von der Knechtschaft dieser Zeit. Rufe Dir noch einmal alles ins Gedächtnis zurück, was ich Dir als Sinn Deines Lebens, als den Sinn eines Herrenlebens eingeflößt habe. Es steht jetzt, da ich es erst als Vorsatz empfinde, schon vor mir gleich einer hohen, breiten klar gegliederten Architektur. Du wirst, ich zweifle nicht daran, indem ich jetzt in Dein entschlossenes, feurig klares Knabenauge blicke, würdig sein, in diesem Palast zu wohnen, und wirst glücklich in ihm hausen, obwohl er auf einsamer Höhe liegt und keine Reize des Gemütlichen hat. Gemütlichkeit liegt im Engen. Ich denke, Du wirst nie Verlangen danach empfinden. Sie

gehört nicht zu Deiner Art und Herkunft. Denn Du bist nicht mein leiblicher Sohn.

* * *

Hier wirst Du Deinen Blick von diesem Blatte erheben. Richte ihn ruhig empor! Das Geheimnis, das über Deiner Abkunft liegt, und das ich Dir weder enthüllen will, noch darf, schwebe immer über Dir, lenke immer Deinen Blick nach oben, — im Sinne meiner Lehren. Du bist von edlem Blute! Dies zu wissen, sei Dir genug. Mehr zu wissen, wäre Dir nicht gut. Empfinde es als Auszeichnung, daß ein Geheimnis über Dir ist, und forsche ihm nicht nach. Es wäre auch vergeblich. Denn, was Du auch erfahren würdest (und es würde nicht an „Aufklärungen" fehlen), — es würde nie die Wahrheit sein.

Es gibt nur einen Aufschluß über Dich, und der liegt in der Richtung der Lehren, mit denen ich Dich, mein kleiner Henry Felix, an den ich mich nun wieder wende, erfüllen will, — getreu den Kräften, die in Dir selber sind als Erbgaben Deiner wirklichen Eltern.

Und nun, junger Herr, ins Leben hinein, dein Geheimnis über, Deine Wahrheit in Dir, und die gute Waffe des Reichtums in Deiner Hand!

Henry Hauart."

Siebentes Stück: Der Mann mit der goldenen Maske

Diesen Brief las Henry dreimal, — den geheimnisvollen Schluß aber so oft, daß er ihn auswendig herzusagen wußte bis an sein Lebensende.

Es war ihm jetzt völlig klar, daß seine Phantasien auf der Reise nach Jena das Rechte geahnt hatten, daß sie eine Erleuchtung gewesen waren.

Er entnahm sofort den seidenen Schlafrock dem Koffer, legte ihn an und stellte den reitenden Kosaken vor sich auf.

Man rief ihn zum Abendessen, das ihm zu Ehren feierlich gestaltet werden sollte. Er bat, ihm eine Tasse Tee aufs Zimmer zu schicken und ihn zu entschuldigen, da er nach Kenntnisnahme des Vermächtnisses seines Papas außerstande sei, unter Menschen zu gehen.

„Was habe ich mit diesen Leuten zu schaffen!" sagte er laut zu sich selbst und streichelte den Kosaken, den er mit dem Titel Kamerad beehrte.

Er hätte am liebsten Goldmünzen mit seinem Porträt prägen lassen. Wenn er nicht soeben die Millionen verschenkt hätte, so hätte er es jetzt sicherlich getan — aber mit mehr Allüre und Applomb nicht so knabenhaft bescheiden; und mit Dankesfloskeln.

Er dachte allen Ernstes daran, für „seinen väterlichen Freund und Lehrer Henry Hauart"

ein Denkmal in Auftrag zu geben. Der „Papa" war zum Hofmeister geworden. An die Mama aber dachte er mit Gefühlen einer wunderlichen Rührung, die nicht ohne Sentimentalität war. „Die arme Frau! Ich war nicht einmal ihr rechtes Kind, und doch hat sie mich so geliebt."

Seine Empfindungen waren überhaupt mit einer sonderbaren Art Sentimentalität untermischt. Ich bin ein Prinz, sagte er sich, und bin es doch nicht. Ich bin so etwas wie der Mann mit der eisernen Maske. Nur, Gottlob, meine Maske ist aus Gold.

Ob wohl, außer der geheimnisvollen Frau (er küßte die schwarze Perle) jetzt irgend wer um mein Geheimnis weiß?

— War die herrliche Frau etwa von einem — Hofe gesandt? . . .

— Warum erscheint sie mir heute nicht?

Er hätte sich nicht im mindesten gewundert, wenn sie plötzlich hinter den Gardinen seines Zimmers hervorgetreten wäre.

Seine Phantasie war jedem Wunder gewachsen.

Dennoch phantasierte er nicht bloß.

Er stellte auch ganz ruhig Betrachtungen über sein Verhältnis zu den Menschen an, zu denen er Beziehungen hatte.

Dieses Verhältnis, sagte er sich, ist von nun an nicht mehr dasselbe. Im Grunde hat überhaupt niemand ein Verhältnis zu mir — außer jener Frau. Ich stehe außerhalb aller normalen

Verhältnisse. Meine Heimat ist in einer Höhe und Weite, die keinerlei Berührung mit den Kreisen hat, in denen ich etwa verkehren werde. Ich bin ein versprengtes Stück aus fremden, hohen Sphären. Ich muß ewig einsam sein.

Selbst der Mann, dessen Namen ich führe, hat mich nicht gekannt. Wie hätte er es sonst für nötig halten sollen, mir Ratschläge zu geben, die Selbstverständlichkeiten sind? Alles dies lebt ja ohnehin in mir. — Ich brauche keines Menschen Rat, seitdem ich weiß, woher ich bin.

Er dachte an die Familie Kraker und lächelte. Damit war sie erledigt.

Er dachte an Hermann und Frau Christine — und sann nach.

— Wie habe ich nur jemals glauben können, mit diesem zwar sehr talentvollen, aber doch grundplebejischen Menschen verwandt zu sein! sagte er bei sich. Welten liegen zwischen mir und ihm. Und Frau Christine? — Das alles war ein Abglanz von Mama. Aber auch mit Frau Klara habe ich ja innerlich nichts zu tun.

— Auch dieses Leipziger Leben war eine Verirrung, nicht weniger, als die törichte Farce in Jena!

— Aber es war die letzte. Von nun ab kann es solche Irrtümer nicht mehr geben. Der Mann mit der goldenen Maske muß überall bewußt der Herr sein, keiner Institution untertan, keines Meisters Jünger.

— Welche unwürdige Rolle habe ich unter

diesen törichten Literaten gespielt! Selbst dieser aufgeblasene Dummkopf, das Heimliche Licht, hat wenigstens mehr prästiert.

— Und ich konnte mich dabei wohlfühlen?!

— Das war eigentlich noch schlimmer, als Jena, wo ich doch wenigstens Empfindung für meine Entwürdigung hatte.

— Was aber nun?

— An irgend etwas anknüpfen muß ich. Meine Bestimmung ist es, mir einen Thron zu errichten, und sei's auf dem Misthaufen.

— Mit dem bescheidenen Zuhören ist es vorbei, meine Herren! Jetzt wollen wir mal sehen, ob ihr Talent habt, nach meiner goldenen Pfeife zu tanzen!

Achtes Stück: Quitt

Die Art, wie Henry am folgenden Morgen die Familie Kraker begrüßte, erregte bei dieser nicht bloß Befremden, sondern auch Besorgnis. Die zwar gemessene, aber liebenswürdige Haltung, mit der er das christliche Ehepaar sowohl wie die unchristlichen Geschwister am Tage vorher überrascht hatte, war einer eisigen Förmlichkeit gewichen, einer stark hautainen Höflichkeit, die zu sagen schien: bitte, Distanz halten!

Das alte wie das junge Paar wurde die Befürchtung nicht los: In dem Vermächtnis steht irgend etwas, das ihm die Schenkung hat leid werden lassen.

Insbesondere Herr Jeremias Kraker war überzeugt davon. Er dachte an des verstorbenen Vetters Zeilen, an seine Adresse und sagte sich: wenn der Brief an Henry ähnliches enthält, so wird der Notar heute ein Geschäft weniger zu tun haben. Der Bursche (Henry war schon wieder ein Bursche) wird einfach sagen, „der Wunsch meines Vaters muß mir heiliger sein, als ein unbedacht gegebenes Versprechen", und ich werde kaum etwas anderes tun können, als schweigen. Die letzte Prüfung! Gott helfe mir, sie zu bestehen.

Frau Sannas Gedanken waren heftiger und gingen weiter. Dieser infame Judenjunge, dachte sie sich. Das, gestern, war nichts als tückische Verstellung und Bosheit. Er hat nie im Ernste daran gedacht, sich so edel zu benehmen. Er wollte sich nur einen schändlichen Spaß mit unserer Gutgläubigkeit machen. Aber wart nur, du Bastard! Hältst du dein Versprechen nicht, so darf ich auch meines brechen, das mir bisher den Mund verschlossen und mich abgehalten hat, es laut zu verkünden, daß du ein Judenbankert bist.

Fräulein Berta sagte sich bloß: Schade, aber es wundert mich nicht. Wie sollte der Neger dazu kommen, so vornehm zu handeln? Es war eine seiner vorübergehenden anständigen Anwandlungen; nichts weiter.

Aber Karl lächelte verbissen und schwur sich: Es wird dir nichts geschenkt, Elender, und auch ohne die Abschlagszahlung soll alles dort hin-

fließen, wohin es gehört. Es ist sogar gut so und mir ganz recht, daß ich auf keinen Edelmutsdilettantismus Rücksicht zu nehmen brauche. Auch werde ich unter diesen Umständen leichteres Spiel mit dir haben, denn du wirst dir nicht einbilden dürfen, daß mich, pfui Teufel, — Dankbarkeit zu dir drängt.

So verlief denn das Frühstück nicht sonderlich heiter, und es wäre kein Wunder gewesen, wenn bei dieser drohenden Gewitterstimmung die Milch geronnen wäre.

Doch, wie die Sonne Wolkenballen vertreibt, so machte es alle Gesichter wieder hell, als Henry sprach:

„Wenn es dem Onkel recht ist, fahren wir gleich zum Notar, um meine Angelegenheiten und die Kleinigkeit in Ordnung zu bringen, die ich gestern bereits angedeutet habe."

Nun war er nicht mehr der Bursche, nicht mehr der Judenbankert, nicht mehr der Neger, — aber der Elende für Karl blieb er.

„Wohnt ein Goldschmied in der Nähe des Notars?" fragte Henry.

— Die Opalkette! dachte sich Fräulein Berta.

Aber sie irrte sich. Henry bedurfte eines Goldschmiedes, um unter dem Postamente des reitenden Kosaken einen goldenen, dreimal aufs komplizierteste verschlossenen Kasten anbringen zu lassen, in dem der Brief des väterlichen Freundes und Lehrers seinen Platz finden sollte.

* * *

Auf der Fahrt zum Notar holte Henry Herrn Jeremias darüber aus, was er von seiner Herkunft wußte.

„Ich habe kein Recht, zu dir davon zu sprechen," antwortete der Onkel feierlich, der in der Hauptsache an die Schenkung dachte, „auch weiß ich vermutlich weniger davon als du, seitdem du deines Adoptivvaters letzte Zeilen an dich gelesen hast."

„Ich weiß," antwortete geheimnisvoll Henry, „daß was dir berichtet worden ist, eine Verschleierung der Tatsachen darstellt, und ich muß deshalb zur Bedingung meiner Stiftung machen, daß du zu niemand, wer es auch immer sei, davon sprichst."

— Aha, die Jüdin! dachte sich Jeremias und antwortete: „Ich werde diese Erklärung für mich und meine Frau abgeben. Außer uns weiß niemand davon. Du könntest mir übrigens ruhig die wirkliche Wahrheit mitteilen. Damit würden ja die einzigen Personen, die, wie du sagst, nicht die Wahrheit über deine Herkunft wissen, sondern eine Tatsachenverschleierung erfahren haben, in vielleicht auch für dich erwünschtere Weise aufgeklärt werden, und es bestände keinerlei Möglichkeit mehr, daß diese Verschleierung an den Tag kommt, — und sei es auch nach meinem Tode in Gestalt des Briefes, den ich von deinem Adoptivvater in Händen habe."

„Es ist mir nicht erlaubt, mich zu irgend wem darüber zu äußern," entgegnete bestimmt Henry, „ja, es ist mir sogar verboten, den falschen Fährten nachzugehen, die Papa geflissent-

lich hat legen müssen. Selbst wenn eine Adoptionsurkunde vorhanden wäre, würde ich nicht Einsicht nehmen wollen und dürfen, da auch sie nach Lage der Dinge nicht die Wahrheit fixiert. Es interessiert mich auch in der Tat nicht, was Papa dir oder sonst wem kund getan hat. Jenen Brief an dich mußt du aber vor meinen Augen vernichten."

Auch damit war Herr Jeremias Kraker einverstanden. Die anderen Papiere waren ihm beträchtlich wertvoller. Es war ihm in diesem Augenblicke sogar recht gleichgiltig, ob die verschleierte Mutter Henrys eine Jüdin, Heidin oder Türkin war.

Er schloß nach abgemachten Geschäften seinen ehemaligen Pflegesohn christlich innig in die Arme und nahm es nicht weiter übel auf, daß der auf seine dabei sehr paßlich angebrachten Zitate aus dem alten und neuen Testamente nichts andres zu erwidern hatte, als die wenig herzlichen Worte: „Es war meine Schuldigkeit, und ich will und darf niemand etwas schuldig bleiben."

In dem selben kühlen Stile nahm Henry von den übrigen Mitgliedern des Krakerschen Hauses Abschied.

Neuntes Stück: Die goldene Pfeife

Auch in Leipzig überraschte Henry nicht wenig durch sein verändertes Auftreten.

Hermann und Christine kamen ihm mit der alten, ruhigen Herzlichkeit entgegen, er aber

tat wie Jemand, der eine Staatsvisite macht und gleichzeitig in Geschäften kommt.

„Es scheint, die Millionen haben dich schon ein bischen verdüstert," sagte Hermann mit leisem Lächeln.

„O nein," antwortete Henry betont, „ich glaube vielmehr, daß sie mich aufgehellt haben. Ich bin über allerhand mit mir ins Reine gekommen. Ich kenne jetzt mein Verhältnis zu den Menschen. Ich weiß, was ich soll."

„Und das wäre?" frug Hermann, jetzt schon ohne Lächeln.

„Laß doch!" meinte Frau Christine, „das läßt sich wohl nicht mit ein paar Sätzen sagen."

„Doch," entgegnete Henry, „sogar mit einem Satze: Ich muß wirken."

„Nicht erst lernen?" fragte Hermann, und diese Frage klang wie ein Verweis.

Henry, der das wohl fühlte, und mit großem Unbehagen, ja Widerwillen fühlte, entgegnete: „Wenn du wüßtest, was ich jetzt in Hamburg erfahren habe, aus dem Grabe her erfahren habe, würdest du es nicht für nötig halten, mich zu schulmeistern. Es gibt Dinge, persönliche Aufschlüsse durch das Leben, die den Menschen reif machen. Wer das Wesentliche über sich selbst weiß, hat es nicht mehr nötig, zu lernen."

„Allerdings nicht," sagte Hermann; „deshalb kommt den Menschen diese Wissenschaft gewöhnlich auch erst in den Meisterjahren."

— „Napoleon wußte es schon als Leutnant."

— „Die Weltesche Ygdrasil bereits im Steckkissen, und das Heimliche Licht bestimmt schon im Mutterleibe."

Frau Ehristine bemerkte das Anschwellen der Zornesadern bei Henry, und sie suchte zu begütigen: „Ihr wollt Euch doch nicht etwa zanken, Kinder? Wie wärs, wenn ihr euch dahin einigtet, daß man auch beim Wirken lernen kann? Ohne zu kochen, hätte ich mein Lebtag nicht das Kochen gelernt."

„Also soll er in Gottesnamen kochen," lachte Hermann, „wenn nur was Genießbares dabei herauskommt."

Henry runzelte noch immer die Brauen. Er sagte schroff: „Es ist besser, wir lassen die Bildersprache. Ich habe vor, eine literarische Revue des jüngsten Deutschland herauszugeben."

„Da wirst du zwar keine Abonnenten, die zahlen, aber umsomehr Mitarbeiter haben, die bezahlt sein wollen," sagte Hermann. „Auch diese Art, zu „wirken" ist löblich."

„Ich hätte erwartet," entgegnete Henry, „daß du meinen Plan unter einem etwas idealeren Gesichtswinkel beurteilt hättest. Daß ich dabei nichts verdienen, sondern der Sache nützen will, dürfte doch wohl klar sein."

Hermann stand auf und ging ein paarmal im Zimmer hin und her. Dann faßte er Henry scharf ins Auge und sagte: „Dein Ausdruck

vom idealen Gesichtswinkel ist nicht bloß stilistisch falsch. Wenn ich es für löblich erkläre, daß du uns etwas zu verdienen geben willst, ohne daß wir, wie ich annehme, gezwungen sind, Rücksichten auf den gütigen Gastgeber zu nehmen, wie es im allgemeinen der Fall ist, wenn unsereins gegen Honorar schreibt, so erkläre ich das nicht so ganz aus materiellen Gründen, wie du anzunehmen scheinst. Unsere junge Literatur wird um so schneller und sicherer zu ihren idealen Zielen gelangen, je schneller sie aus dem gegenwärtigen Zustande herauskommt, daß das Eigentliche und Beste, was sie leistet, nicht honoriert, ja zurückgedrängt und beeinträchtigt wird durch das, was wir, um leben zu können, gegen Honorar invita Minerva schreiben müssen. Dieser Zustand ist auch deshalb tief schädlich, weil unter dem beklemmenden Drucke gemeiner Alltagssorgen die freie Schwungkraft künstlerischer Anlagen immer gelähmt wird und schließlich überhaupt eine gedrückte Stimmung Platz greift, die, wie wir es erlebt haben und immer aufs neue erfahren, zur Schilderung ähnlicher Zustände, ja dahin drängt, das ganze Leben als einen ächzenden, knarrenden Mechanismus anzusehen und abzumalen, hinter dem als kümmerliche Seele der Geist der Unzufriedenheit, Verdrossenheit, im besten Falle der Rebellion hockt, während wir alle doch nach und nach zu der Überzeugung gekommen sind, daß eine befreiende, große, tröstende Kunst not tut,

die sich über den Werkeltag und seine rußige Düsternis erhebt zu den freien Höhen eines intensiver lebendigen, reineren und bedeutenderen Weltbildes im Rahmen der Schönheit. Keuchenden Seelen ist der große, strömende, hinreißende Rhythmus versagt, ohne den es keine Kunst von ersprießlichem Einfluß auf das Leben gibt. Denn, was wir auch immer geredet haben, und zwar geredet aus diesem unseren unheilvollen Zustande der Unfreiheit heraus: Nicht die Kunst erfüllt ihre wahre Aufgabe, die unzufrieden mit dem Leben macht, indem sie seine gemeine Jämmerlichkeit abschildert, und auch nicht die, die sich auf Schlagworte resigniert, wie l'art pour l'art, sondern einzig die, die das Lebensgefühl des Empfangenden in demselben Maße erhöht, wie sie aus einem ins Freie, Große erhöhten Lebensgefühl des Schaffenden hervorgegangen ist. Ich nenne dir, im Andenken an die Frau, die uns vereinigt, an deine Mutter, nur einen Namen: Mozart. Alle Stunden zusammengenommen, die die Kunst dieses Einzigen verklärt, aus dem Wirrsal der Erbärmlichkeit herausgehoben hat, — es ergibt ein Jahrhundert des Glückes. Wer je diesem großen Schenker geholfen hat, auch nur auf eine Stunde so frei von seinen Lebenssorgen zu werden, daß sie ihn nicht hinderten, sie im Rausche des schaffenden Schenkens zu vergessen, dem sind wir einen Teil des Glückes schuldig, das wir Mozart verdanken. Er starb bettel-

arm. Was tuts? Hatte er doch wenigstens fast immer die Aussicht, sich mit seiner Kunst heiter durchzuschlagen. Doch er ist kein Beispiel, denn er war ein Genie. Unter uns ist keiner von dem Reichtum und der Kraft seiner Gaben. Wie manchen unter uns sah ich schon brüchig, ja sogar abtrünnig werden, weil ihn die kleinen Notwendigkeiten mürbe machten. Somit tust du ein gutes Werk, wenn du tüchtigen Leuten, fein organisierten Künstlernaturen hilfst, freier zu schaffen, indem du ihr Schaffen so gut bezahlst, daß sie davon leben und wohl auch ein wenig Genuß über das Notwendige hinaus haben können. — Nur, ich fürchte, du meinst das Wirken noch anders. — Wenn du neben der persönlichen Genugtuung, zu fördern, auch noch eine Art öffentlicher Anerkennung dafür erstrebst, so ist dagegen nichts einzuwenden. Sie käme dir mit Recht zu, denn du hättest ja auch für die Öffentlichkeit gewirkt und bewiesen, daß du kein gewöhnlicher reicher Jüngling bist, dem es genügt, durch die üblichen noblen Passionen aufzufallen. Dieser Ehrgeiz wäre berechtigt, und du solltest dich ganz ausdrücklich zu ihm bekennen, gleichviel, ob man ihn als solchen anerkennt, oder grüne Jugendeitelkeit heißt. Nur müßtest du ihn dann auch bewähren, d. h. du müßtest auch in dem Falle bei der Stange bleiben, wenn du für deine Gründung fürs erste nicht nur keine Anerkennung, sondern vielmehr Hohn ernteſt. Was durchaus das Wahr-

scheinliche ist. Denn Hohn wird improvisiert, wie ein Witz, während Anerkennung langsam wächst, wie Überlegung. Und hier liegt der Hohn so nahe, daß Neid und Übelwollen bloß die Feder ins Tintenfaß zu tunken brauchen, um ihn herauszufischen: ‚Ein junger Mann, der zwar kein Talent, aber Geld hat, wünscht mühelos berühmt zu werden und setzt seinen Namen auf ein Literaturblatt. Er kann sichs leisten, andere für sich dichten zu lassen. Er redigiert mit dem Portemonnaie.‘ Und so fort. Wenn du dem Stand hältst: Respekt! — Doch das wäre einstweilen meine geringere Sorge, denn sie geht nur dich, nicht die Sache an. Für die Sache aber fürchte ich, um nun auf das Wichtigste zu kommen, daß du auch noch einen unberechtigten Ehrgeiz hast, nämlich den, bestimmenden Einfluß zu nehmen. Ich sage dir ganz offen, daß dies mit Recht Hohn herausfordern würde. Ich weiß aus Proben, die du mir letzthin gezeigt hast, daß du nicht ohne lyrische Begabung bist, und ich habe dir bereits gesagt, daß mir deine Gedichte trotz ihrer Mängel gefallen, ja, daß ich an eine Entwicklung deines Talentes glauben würde, wenn ich an deinen Ernst bei seiner Betätigung glauben könnte. Aber das würde dich höchstens berechtigen, hie und da ein Gedicht von dir in dein Blatt einzurücken, nie aber, auf reifere und größere Talente bestimmend wirken zu wollen, ja auch nur, dir maßgebenden Einfluß auf die

Redaktion zu vindizieren. — Da hast du meinen ganzen ‚Gesichtswinkel'."

Noch vor ein paar Tagen hätte Henry das Vernünftige dieser Worte ohne weiteres eingesehen; jetzt hörte er sie kaum mit Aufmerksamkeit an, und er war weit davon entfernt, ihnen beizustimmen. Wenn er ihnen nicht direkt und entschieden widersprach, so geschah das aus Berechnung, weil er ohne Hermanns Förderung das Blatt nicht glaubte ins Leben rufen zu können.

Daß dies ein Irrtum war, stellte sich bald und deutlich genug heraus.

Der ganze Misthaufen brannte vor Entzücken lichterloh, als Henry seinen Plan entwickelte, und es stellte sich heraus, daß, ganz abgesehen von den unendlichen Dramenketten des Heimlichen Lichtes, mit denen man allein ein paar Jahrgänge hätte füllen können, eine so unabsehbare Masse von Beiträgen vorhanden war, daß man imstande gewesen wäre, allwöchentlich einen Bibelband zu edieren.

Die Bedenken des gewissenhaften Hermann: daß man mit äußerster Peinlichkeit sichten, ein Redaktionskomitee einsetzen und vor allem darauf bedacht sein müßte, die Beiträge systematisch so auszuwählen, daß das Publikum Schritt für Schritt in das moderne Schaffen eingeführt würde, wurde mit Halloh hinweggefegt.

„Was brauchen wir im eigenen Hause Rücksicht auf das Publikum zu nehmen!" hieß es.

„Es genügt vollkommen, wenn wir gedruckt, und somit der Zukunft aufbewahrt werden!"

— „Und in der Gegenwart honoriert!"

— „Man sollte sogar eine Warnung aufs Titelblatt setzen: Nichts für Philister!"

— „Nein, schon der Titel selbst sollte alle Banausen abschrecken. Ich schlage vor: Gift!"

Über den Titel entspann sich eine wilde Debatte, in der sich die verschiedenen Geschmacksrichtungen und Temperamente aufs kräftigste kundgaben.

— „Sternentänze."
— „Neugeburt."
— „Sturmvögel."
— „Lichtwetter."
— „Die Arche Noä."
— „Phallus am Meere des Lebens."
— „Die phrygische Mütze."
— „Runen und Räusche."
— „Der Regenbogen."
— „Sturmflut."
— „Leipziger Allerlei."
— „Die poetische Hebamme."
— „Der rote Hahn."
— „Protuberanzen."
— „Die Gemeinschaft der Unheiligen."
— „Krieg."
— „Der Turm."
— „Die Einsiedelei."
— „Der Lustgarten."
— „Die Tafelrunde."
— „Wir!"

— „Ich."
— „Die Kommenden."
— „Meteore."
— „Das Chamäleon."
— „Die spanische Fliege."
— „Feuerwerk."
— „Wollust."
— „Die ultraviolette Rose."
— „Die schwarze Königskerze."
— „Die grüne Pomeranze."

So zog einer dem andern einen unmöglichen Titel aus dem Gedankenfache, und es war bald nicht mehr zu unterscheiden, welcher ironisch und welcher ernst gemeint war.

Hermann, der wohl bemerkte, daß die ganze Sache nicht sehr ernst genommen wurde, weil man Henry nicht ernst nahm, meinte ärgerlich, man sollte das Blatt füglich nennen: „Henry Felix Hauarts Menagerie". Damit käme am besten zum Ausdrucke, daß es sich um ein Privatvergnügen des Herausgebers handle, dem er dann empfehlen werde, sich nicht als verantwortlichen Redakteur, sondern als „verantwortlichen Tierbändiger" zu zeichnen.

„Doch ich will ernst reden," fuhr er fort. „Ich richte an meinen Freund die Frage: ‚Ist es dir ernst mit dieser Gründung? Ernster, als den übrigen Freunden, die offenbar an deinen Ernst nicht glauben?' Nur dann bin ich für die Sache zu haben, und ich hoffe, daß auch noch andere, wie ich, denken."

Henry erwiderte zum allgemeinen Erstaunen mit einer wohlgesetzten, sehr ernsthaften und bestimmt programmatischen Rede, aus der man entnehmen durfte, daß sein Plan das Resultat reiflicher Überlegung sei. Vieles davon war der letzten Ansprache Hermanns an ihn entnommen. Hinzu fügte er aber dies: „Doch ich will der neuen Literatur nicht bloß mit meinen materiellen Mitteln helfen. Ich will ihr eine Art Organisation geben. Mein Ehrgeiz als Dichter ist gering. Dafür habe ich einen anderen. Ich will, und nicht bloß für heute und morgen, sondern auf lange hinaus, in meinem Organ, dem ich den Titel „Der Morgenstern" geben werde, den modernen literarischen Bestrebungen einen Mittelpunkt schaffen, von wo aus eine jede frei nach ihrer Richtung hin wirken möge. Dies hat aber zur Voraussetzung, daß der Mittelpunkt selbst feststehe. Damit will ich sagen: die Leitung muß einheitlich in der Hand einer Person sein. Ich habe ursprünglich gedacht, sie meinem Freunde Hermann Konrader übertragen zu dürfen. Indessen habe ich sehen müssen, daß er dem Plane nicht das Interesse entgegenbringt, das ich vorausgesetzt habe, und so muß ich selbst diese Arbeit auf mich nehmen. Ich würde mir nicht zutrauen, dieses Amt zu übernehmen, wenn ich nicht als ruhiger Zuhörer und Beobachter in Ihrem Kreise mir einen Überblick über das Ganze Ihrer Bestrebungen angeeignet hätte. Natür-

lich steht es jedem von Ihnen frei, mir trotzdem die Qualifikation zu einer leitenden Stellung abzusprechen. Wen seine Überzeugung dazu zwingt, braucht ja nicht mitzutun. Wer aber mittut, muß mir schon die Rechte einräumen, die überall dem Herausgeber einer Zeitschrift zustehen."

Diese Worte räumten mit der Ulkstimmung sofort auf. Es war zwar keiner da, der mit Überzeugung daran glaubte, daß der entschiedene Redner wirklich der Mann sei, berufen und befähigt, als Herausgeber einer repräsentativen Zeitschrift die Fäden der ganzen Bewegung in seiner Hand zu vereinigen, aber jeder sagte sich leichten Herzens: Man kann's ja versuchen.

Nur Hermann stand auf und empfahl sich.

Selbst seine näheren Freunde waren geneigt, persönliche Aigriertheit als Grund dafür anzunehmen, daß er dem „Morgenstern" schon vor seinem Aufgange den Rücken drehte. Auch sie dachten ja gar nicht daran, sich dem reichen jungen Herrn zu unterwerfen. Aber er redete wohl bloß so diktatorisch und würde, wenn es an die Arbeit ginge, froh genug sein, Rat zu erhalten.

Sie irrten sich nicht.

Henry hatte im Grunde nur so bestimmt gesprochen, weil er Hermann damit zu imponieren geglaubt hatte. Es genügte ihm vollkommen, als souveräner Herr des Morgensternes behandelt zu werden, während er tatsächlich immer die Meinung des Letzten hatte, der ihm ein Manuskript

überlieferte und, nach empfangenem Honorar, das Ziel feststellte, das der „Morgenstern" verfolgen müßte.

Seine Wohnung wurde ein literarischer Taubenschlag, er selbst ein literarischer Audienzerteiler. An Allüren dafür gebrach es ihm nicht. Er trat stets mit großer Gemessenheit, ja streng auf. Da es sich aber bald herausstellte, daß man schließlich alles bei ihm unterbringen konnte, wenn man ihm nur die Meinung ließ, daß er mit kritischer Selbständigkeit entschied, so nahm man weiter keinen Anstoß an seiner Würdehaftigkeit und half sich mit dem Spitznamen darüber hinweg, den man ihm anheftete, indem man ihn das „Gottschedchen" nannte. Auch konnte er zuweilen bestrickend liebenswürdig sein, zumal, wenn es einer über sich gewann, sich begönnern zu lassen. Aber auch die bekannteren Mitarbeiter an seinem Blatte, die sich nicht so liebedienerisch gebärdeten, hatten schließlich wenig Grund, mit ihm unzufrieden zu sein. Sie behandelte er wie ein junger Fürst seine alten Paladine, kordial und doch respektvoll.

Es war eine angenehme Zeit für Henry. Er kam sich wichtig vor und war, ohne daß er eigentlich zu arbeiten brauchte, beschäftigt.

Seine kleine Wohnung hatte er natürlich mit einer größeren vertauscht. Da gab es ein Wartezimmer; etwas feierlich, für junge Dichter beklemmend. Dann kam das Zimmer des Buchhalters und Kassierers; hier stand, ein bedeutender Anblick,

der Geldschrank. Dann kam die Redaktion. Hier saß ein unscheinbares Männchen, das aber doch eigentlich die Sache machte. Denn wer hätte sie sonst machen sollen? Sollte etwa Henry täglich zehn Schock Gedichte, Dramen, Novellen, Romane, Essays lesen, die Korrekturen besorgen, die Hefte versenden? Nein, dazu war das anonyme Männchen da. — Zwischen ihm und dem Gebieter lag noch ein Zimmer. Da saß ein zierliches Fräulein, gewärtig, auf jeden Wink mit dem spitzen Bleistift zur Hand zu sein und nachzustenographieren, was dem Herrn des Morgensterns etwa einfiel. Ihr Gehirn glich bald einer Schachtel mit Mehlwürmern. — Dann erst kam der Salon der Audienzen. Ganz in Schwarz und Gold; Ledertapeten, Lederstühle, eine Bronzebüste Napoleons, Porträts von Mitgliedern des Erzhauses Österreich in alten Stichen, auf einem Postament für sich der reitende Kosak, aber nun vergoldet.

Hier empfing, in seinem seidenen Schlafrock, der Organisator Gründeutschlands.

Die Zeitschrift selbst sah unscheinbar aus, fast dürftig, denn sie war nach dem Geschmacke des anonymen Männchens hergestellt worden. Aber Henry nahm keinen Anstoß daran. Ihn interessierte begreiflicherweise, was darin stand, denn, da er schließlich vor lauter Audienzerteilen auch nicht mehr Zeit hatte, die Aushängebogen zu lesen, war jedes neue Heft eine Überraschung für ihn, auf die er stets sehr gespannt war.

Die Öffentlichkeit interessierte sich weniger für das Blatt, und vergeblich abonnierte sich Henry auf alle größeren Tagesblätter und Zeitschriften, in ihnen einen Widerhall dessen zu finden, was er bereits gewöhnt war, „seine Bestrebungen" zu nennen. Es blieb alles stumm und still, als wäre der Morgenstern nie aufgegangen.

Dieser Umstand dämpfte das Interesse Henrys an der Sache gar sehr, und es tröstete ihn wenig, wenn ihm seine Paladine sagten, dies sei das Schicksal aller neuen Blätter. Erst wenn sie etwa fünf Jahre bestünden, begänne die öffentliche Meinung, sich darüber zu äußern. In zehn Jahren aber seien sie eine Macht, die selber öffentliche Meinung mache.

— Fünf Jahre! Zehn Jahre! Entsetzlich! — Henry sah eine Perspektive der furchtbarsten Langenweile vor sich und fand, nicht mit Unrecht, daß bis dahin ein Meer von Makulatur sich um ihn ausdehnen würde.

Er begann dem anonymen Männchen Vorwürfe zu machen. „Sie sorgen nicht für Abwechselung! Sie sind zu behutsam! Sie bringen nichts, was Aufsehen macht! Der Morgenstern muß wilder sein! Extravaganter! Meinethalben verrückt!"

Also stellte das Männchen wilde Nummern zusammen, indem er den tollsten Unfug jugendlicher Dschingiskhane der Poesie veröffentlichte, Erzeugnisse rasend gewordener Federhalter, die es bisher im Hintergrunde der Regale ängstlich

verborgen hatte, nicht begreifend, wie man derlei hatte annehmen können. — Es erschienen Gedichte, deren Originalität darin bestand, daß jeder Sinn ängstlich vermieden war und der Unsinn zum qualvollen Rätsel dadurch wurde, daß man das einzige Mittel, sich irgendwo festzuhalten, wegließ: die Interpunktion. Es half nichts. — Es erschienen Gedichte, die im Gegensatz dazu fast nur aus Interpunktionen bestanden. Das freute die Setzer, aber es half auch nichts. — Es erschien eine Proklamation des Heimlichen Lichtes, in der der unselige Verfasser die ganze Blödheit seines megalomanen Gehirnes entblößte, indem er erklärte, Shakespeare sei nur als Vorbereitung zum Genuß seiner, des Heimlichen Lichts, Dramatik, von einer gewissen Bedeutung. Niemand hielt sich darüber auf. — Das anonyme Männchen gab mit zitternden Händen Kritiken aus der Feder des „Wanzentods" in die Druckerei, die ganz Deutschland als eine ungeheure Jauchenpfütze hinstellten, weil Paul Heyse immer noch im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sei. Die Jauchenpfütze geriet nicht in die geringste Bewegung.

Der Morgenstern stand am literarischen Himmel, aber niemand wollte ihn sehen.

Aber eines Tages waren aller Augen ihm zugewandt, und es erschallte ein fürchterliches Gelächter, das Henry durch Mark und Bein ging.

Ein Leipziger Blatt hatte es ans Licht ge-

bracht, daß ein im Morgenstern abgedrucktes, in sehr schwungvollen Versen geschriebenes Lobgedicht auf Henry, das ihn aufforderte, aller Mißgunst zum Trotz die Standarte des Morgensterns hochzuhalten, ein Akrostichon war, dessen Zeilenanfangsbuchstaben, zusammengesetzt, folgendes ergaben: „Gottschedchen, Du kompromittierst uns! Die Literatur ist kein Spielzeug für wichtigtuende junge Millionäre. Henry steck den Morgenstern ein!"

Niemand wußte, wer der Verfasser des unter einem Pseudonym eingereichten Gedichtes war, dessen Akrostichonsinn wie ein Wildfeuer durch die gesamte Presse lief und ein wahres Hagelwetter von höhnischen anonymen Briefen zur Folge hatte.

Wäre Henry der Mann gewesen, den er spielte, der Mann, dem es um die Sache zu tun war, der für sie arbeitete und lebte, so hätte er das Urteil über diese Niederträchtigkeit ruhig den anständigen Leuten überlassen und wäre erst recht den vorgesetzten Weg weitergegangen. Er hätte auch mit Recht darauf hinweisen können, daß sein Blatt neben einigem Unreifen, Geschmacklosen, Törichten, in der Hauptsache tüchtige Leistungen der talentvollsten jungen Schriftsteller enthielt. Es liefen auch in der Tat Zuschriften ein, die bewiesen, daß die Gemeinheit des Akrostichonverfassers dem Blatte bei zwar wenigen, aber wertvollen Leuten genutzt hatte.

Indessen: Henry fühlte nichts als wütende Beschämung und wandte seine ganze Wut ge-

rade gegen diese Sache. Hohn statt Anerkennung! Und zwar Hohn von seiten der Literatur selbst. Denn, wer konnte dieses hundsföttische Gedicht geschrieben haben, als einer aus der Literatenbande?

— Aber wer!? Wer!?

Wie ein Blitz fuhr der Gedanke in ihn: Hermann! Und wurde sogleich zur Überzeugung.

Sinnlos vor Wut stürzte Henry zu ihm und überschüttete ihn mit rasenden Schimpfworten, als letzten Trumpf fast brüllend herausstoßend: „Und so sollst du es auch wissen, daß du gar nicht mein Bruder bist, daß ich gar nicht der Sohn deines Vaters bin, daß ich mehr bin, viel mehr: ein Mensch von so hoher Abstammung, daß ich mich durch mein Herabsteigen in euren Literatursumpf beschmutzt habe!"

„Also wisch dich ab und troll dich," antwortete ruhig Hermann. „Wie froh ich bin, mit dir nichts Verwandtes zu haben, kann ich dir nicht sagen, und auch nicht, wie froh ich sein werde, wenn du deine faulen Finger künftig von Dingen läßt, die zu gut sind für dich. — Das Gedicht ist eine Gemeinheit, weil es aus dem Hinterhalt kommt. Aber recht hat der Sinn seiner Anfangsbuchstaben. — Gib dich mit Ballettmädchen ab, oder mit fashionablen Vierfüßlern. Posiere auf Gebieten, für die dein Poseurtalent ausreicht. — Und jetzt mach, daß du hier hinauskommst, oder ich werfe dich die Treppe hinunter! — Da du, Gott sei Lob und

Dank, nicht der Sohn Frau Klaras bist, wird es mir ein Vergnügen machen dich abwärts zu befördern, obwohl ich mich sonst nicht gerne an faulem Fleische vergreife."

Nur die Dazwischenkunft Frau Christinens verhütete es, daß die beiden aneinandergerieten

* * *

Am Abende desselben Tages erschien der Verfasser des Akrostichons bei Henry, um ihn mit dem Tone herzlichen Bedauerns über die Gemeinheit zu trösten, der er zum Opfer gefallen war, weil er sich mit diesem Literatengesindel abgegeben hatte.

Es war Karl.

DRITTES KAPITEL
Der Hofmeister

Erstes Stück: Der zweite Stern

Karl hatte mit dem Organisator Gründeutschlands kein schweres Spiel gehabt. Da seine Berechnungen gestimmt hatten, stimmte nun auch das Fazit. Henry, ohne es im mindesten zu fühlen, wie blöde er handelte, indem er folgsam tat, was das Akrostichon ihm geraten hatte, und ohne die leiseste Ahnung zu haben, wem er ins Garn gelaufen war, steckte den Morgenstern in der Tat und sofort ein, schloß Wartezimmer, Kasse, Redaktion, Stenographiegemach und Audienzsalon, ließ sämtliche Restbestände des Zentralorgans einstampfen und verschwand mit Karl aus Leipzig.

Daß das eigentlich eine Flucht war, ein schmähliches Zurückweichen vor dem ersten Anhauche der öffentlichen Meinung, die er doch immer en grand seigneur zu verachten beteuert hatte, spürte er gar nicht, glaubte vielmehr, sich einen sehr vornehmen Abgang verschafft und gleichzeitig wirksame Rache an der Krapüle von

Literaten genommen zu haben, die er nun durchaus vom Standpunkte Karls her beurteilte.

Dieser war jetzt vollkommen über ihn im Bilde, und vermied fürs erste sorgfältig alle früheren Fehler in seiner Behandlung. Er schonte seine Eigenliebe und nährte seine Großmannssucht.

Von seinem Geheimnis hatte ihm Henry nichts verraten; dies behielt er streng für sich als Stütze auch dem Vetter gegenüber; aber die Lehren aus des Papas Vermächtnis produzierte er häufig genug als seine eigensten, innersten Überzeugungen. Daran knüpfte Karl um so leichter an, als sie mit den seinen genug Berührungspunkte hatten, — nur daß er es im Grunde seiner Seele für eine maßlose Unverschämtheit dieses „Tölpels" hielt, sie für *seiner* angemessen zu halten. Er erblickte in diesem Umstande direkt ein Symptom beginnenden Größenwahnes und begann das abgedankte Gottschedchen rein pathologisch zu nehmen und seine Pläne darauf zu gründen.

Da er jetzt nicht mehr die Befürchtung hegte, daß Henry seiner Schwester gefährlich werden könnte, schloß er diese in seinen Plan ein.

Der Zufall wollte es, daß Berta gerade jetzt wieder nach Genf in ihr Pensionat reisen mußte, und daß Karl zu ihrem Begleiter bestimmt war. Nun reiste auch Henry mit.

Herr Jeremias und Frau Sanna wären mit dieser Reise zu dritt kaum einverstanden ge-

wesen, denn sie ging auf recht kavaliermäßige Weise vor sich.

Gleich in Dresden, wo man sich traf, stattete Henry seine schöne Cousine, die nun eine wahrhaft blendende Erscheinung geworden war, mit Toiletten aus, die, auf ihre etwas englische Art gestimmt, ihr das Ansehen einer jungen Lady aus den exklusivsten Kreisen der Aristokratie Old-Englands verliehen. Alle Angaben zu diesen Toiletten rührten natürlich von Karl her, der sich und Henry in dem gleichen Stile anglisierte. Er sorgte auch für einen Kammerdiener, der einmal bei einem englischen Herzog bedienstet gewesen und somit befähigt war, wo Karls Instinkte für high life nicht ausreichten, mit seiner Erfahrung einzuspringen. Ihm, der sich nicht ohne innere Berechtigung seit seinem Wirken in London und Plumkake-Kastle (wir wollen den wahren Namen aus Respekt vor seiner Erlauchtheit nicht verraten) John nannte, obwohl er ursprünglich ein ganz gewöhnlicher Johann aus dem Plauenschen Grunde gewesen war, ihm, diesem Lehrmeister schon mancher anderer junger Herren gemein deutscher, aber zahlungstüchtiger Herkunft, war es zu verdanken, daß sogleich auch Henrys Kofferwesen reorganisiert und auf die Höhe modern englischer Reisekunst erhoben wurde. Nur Elefantenleder! Nichts als Elefantenleder und Bronzeverschlüsse! Ein wahres Glück, daß Dresden, dank seinem englischen Viertel, mit Lieferanten versehen war,

die genug von diesen imposanten Reisemöbeln auf Lager hatten. — Es war auch John, der die Parfüms up to date, den einzig möglichen Stiefelschnitt und darin Bescheid wußte, wann ein weicher, wann ein steifer Hut de rigueur war. Henry wäre imstande gewesen, einen grauen Zylinderhut zu einem Frackanzug zu tragen, eine Entgleisung, der Karl nie anheimgefallen wäre, da er die großen Grundsätze der Kunst, sich anzuziehen, mit der Gabe sicherster Intuition erfaßt hatte. Aber in Einzelheiten war auch er noch nicht taktfest. — Woher hätte er, der bis vor kurzem noch immer nur seinen alten, furchtbaren Abiturientenfrack zur Verfügung gehabt hatte, es auch wissen sollen, daß damals nur rundgeschweifte Frackschöße gentlemanlike waren? Auch spielten ihm noch gewisse weibliche Tendenzen seines Wesens in Geschmacksdingen manchmal einen Streich. Er hatte z. B. eine damals durchaus unstatthafte Neigung für samtene Westen und würde ohne Johns respektvollen, aber bestimmten Einspruch in der Tat eine solche Weste getragen haben.

Man wohnte, wie es sich am Rande versteht, im ersten Hotel Dresdens, reiste in einem Extrakupee erster Klasse und unterbrach die Reise in jeder Stadt, wo man ein Hotel ersten Ranges vermuten durfte.

Um die dadurch verzögerte Ankunft Bertas in Genf den Eltern plausibel zu machen, telegraphierte Karl ihnen, gleichgiltig gegen die Wahrscheinlich-

keit, sie dadurch in Besorgnis zu versetzen; daß die Schwester erkrankt sei. — Ihm lag gerade daran, die Reise nach Möglichkeit zu verlängern, denn einmal sonnte er sich selbst geradezu in der durch die prächtigen Kleider aufs Vorteilhafteste gehobenen Schönheit Bertas, und dann wünschte er sehr, daß sich in Henry das Bild seiner Schwester recht tief einprägte, so tief und dauerhaft, daß alle die Damen anderer Art, die er ihm von nun an in reichlicher Abwechslung zu präsentieren gedachte, nicht imstande wären, dieses Bild auszulöschen.

Diese Absicht glückte vollkommen. Sonnte sich Karl an Bertas Schönheit, so berauschte sich Henry an ihr.

Er hätte ewig so reisen mögen, dieses auffällig schöne, aber bis in die Fingerspitzen distinguierte Mädchen zur Seite, nach dem sich alle Köpfe drehten, und um das ihn, wie er überzeugt war, jeder Mann beneidete. — Daß man ja ebensogut glauben konnte, es gehöre zu Karl, kam ihm gar nicht in den Sinn. Der Vetter war für ihn im Grunde eine höhere Art John — ein Hofmeister. Er fand ihn eigentlich etwas komisch in der Peinlichkeit seiner Eleganz und in der allzu krampfhaften Art, sich vornehm zu bewegen. Und der Eindruck war auch in der Tat der, daß Henry, trotz häufiger Verstöße, der sicherere war. Selbst seine Unarten nahmen sich läßlicher aus, als Karls etwas ängstliche Korrektheit. Henry konnte, in dem Gefühle des Übermutes, das ihn jetzt zu-

weilen überkam, sich direkt jungenhaft benehmen; — es wirkte immer doch als aristokratische Flegelei, während Karls mühsam tadellose Haltung immer etwas den Kaufmannssohn verriet, der eine gute Anstandsschule durchgemacht hat.

Selbst Berta bemerkte das, und sie war nicht ganz einverstanden damit, daß ihr angebeteter Bruder so ängstlich darauf bedacht war, seine geistige Bedeutung hinter einem Äußeren zu verbergen, das ihm eigentlich nicht ganz gemäß war, ja ihn oft genug nahe an die Linie der Lächerlichkeit brachte. Mochte er Henry taillormadisieren; ein Mensch wie dieser, bloß Äußerlichkeit und Erscheinung, bedurfte der Uniform der exklusiven Herrenwelt, um nach etwas auszusehen; Karl aber hätte allein durch seinen Kopf gewirkt, und, wie sie fühlte, um so mehr, je weniger er sich dem Durchschnitte der höheren Eleganz äußerlich anähnelte. Ein Genie, meinte sie, durfte es sich wohl herausnehmen, entgegen der Mode samtene Westen zu tragen, und, vor allem, ein Genie hatte es nicht nötig, mit innerer Angst und heimlichem Beben das äußere Gebaren von Leuten zu kopieren, die offenbar alles andere eher waren, als Genies. Sie, die so stolz auf den Geist ihres Bruders war, und so fest davon überzeugt, daß neben ihm einmal alles verschwinden werde, was um Ruhm und geistige Machtstellung rang, hätte es so gerne gesehen, daß jetzt schon jedermann bei seinem bloßen Erscheinen aufgeblickt hätte, wie berührt von etwas

Außerordentlichem. Statt dessen mußte ihr scharfer weiblicher Blick bemerken, daß alle Augen mit einem sonderbaren Lächeln schnell über ihn wegglitten und an Henry haften blieben. Das empörte sie innerlichst, und auch ihr eigenes Gefühl, daß Henry viel mehr vorstellte, als Karl, war mit Empörung gemischt. Wie konnte dieses Nichts sich unterstehen, auch nur äußerlich ihren Bruder zu übertreffen und neben ihm deutlich als der Herr zu wirken! — Oh, sie haßte ihn! Und doch gefiel er ihr auch. Nicht umsonst war er, trotz allem Geschehenen, in ihren Träumen geblieben seit jener Nacht, als er sie gepackt und zum Bette getragen hatte. Aber gerade das stachelte auch ihren Haß wieder an.

Es begann das alte, böse Spiel zwischen den beiden.

Denn auch Henry geriet wieder in ihren Bann. Nur schwärmte er jetzt nicht aus der Tiefe, sondern bewahrte auch ihr gegenüber das Gefühl des Drüberstehens. Seine Blicke, wenn er sie groß und hingerissen ansah, hatten nichts knabenhaft Flehendes mehr, sondern es war herrisches Begehren, ja Drohung in ihnen. Aber auch Verheißung.

Bertha verstand sie wohl. So jungfräulich sie war, so unkeusch von Grund aus war sie. Diese pralle Frucht da gedachte sie einmal zu genießen bis auf den Rest und dann wegzuwerfen. — Das würde nicht ohne Kampf vor sich gehen. Aber es war ihr keinen Augenblick zweifelhaft, wer der Stärkere sei.

Als man sich in Genf trennte, war Henry kaum imstande, seine innere Glut und Erregung zu verhehlen, während Bertha sich nicht völlig verstellte, indem sie ihm einen Abschiedsblick gönnte, der ihn an einen zweiten Stern glauben ließ neben dem, den er über sich fühlte als den Stern seiner geheimnisvollen Bestimmung. Den Morgenstern aber hatte er schon ganz vergessen.

Zweites Stück: Vorbereitungen

Das Pensionat, in dem Bertha ein recht ödes Dasein verbrachte, weil es ihr durchaus nicht gegeben war, sich an andere junge Mädchen, törichte Gänschen in ihren Augen, anzuschließen, lag in einem hübschen Garten am See.

Nur eine halbe Stunde davon entfernt lag ein anderes, gleichfalls in einem hübschen Garten in der Nähe des Sees, gleichfalls sehr respektabel aussehend in seiner vornehmen Verborgenheit zwischen hohen Bäumen und hinter weißen Mauern: eine Art Empiretempelchen mit vorgebautem Portikus aus pompejanisch rot bemalten Säulen, ehemals die Villa eines napoleonischen Generals, der sich nach den heroischen Gewaltwettern der großen Zeit hierher zurückgezogen hatte, Rosen zu züchten und gutes Obst zu essen. Es gab wunderbare Rosenspaliere hier, wahre Triumphbogen von Rosengängen, und runde, hohe Lauben aus Rosen, Rosen, Rosen. Dazu standen, sauber gepflegt,

große, alte, aber immer noch kräftige, in jedem Herbste schwer beladene Edelobstbäume rings herum, und auch an südlichen, immer grünen Gewächsen fehlte es nicht, deren dunkelgrünes, mildmetallisch glänzendes Laub das hellere Grün des übrigen nur um so leuchtender erscheinen ließ.

In diesem Pensionat hätte sich Fräulein Bertha Kraker aus Hamburg vermutlich weniger gelangweilt, als bei Madame Petitjean; denn bei Madame Adele ging es ausbündig kurzweilig zu. Die in diesem Internate vereinigten jungen Damen waren nicht da, um ihr Französisch zu vervollkommnen und sich, neben einer genaueren Kenntnis der Literatur-, Kunst- und Weltgeschichte, den feineren Gesellschaftsschliff anzueignen, sondern sie übten eine Kunst aus, zu der es erweiterter Sprachkenntnisse so wenig bedarf, wie der Beherrschung irgend welchen Lehrstoffes. In der Kunst des Umganges mit Männern von Welt aber waren sie geborene Meisterinnen.

In lauen Sommernächten trugen sie nichts, als hochstöckelige Atlasschuhe, durchbrochene seidene Strümpfe und reich chiffonierte, mit Spitzen und Bändern geschmückte seidene Nachthemden von allerhand Farben. Um Hals und Arme hing Geschmeide, das Haar fiel lose über die nackten Schultern.

Es gab anmutige Künstlerinnen des Gesanges und Tanzes, auch der Gitarre, unter ihnen, aber auch üppige Faultierchen, die außer ihrer

eigentlichen Kunst nichts weiter konnten, als schön auf dem Diwan liegen. Diese nannte man Ladies. Doch stammten die meisten aus Schwaben.

Im übrigen waren fast alle Nationalitäten Europas vertreten, sodaß Madame Adele nicht mit Unrecht behauptete, fleißige Frequenz ihres Etablissements erspare die Strapazen einer Reise von Lissabon bis Moskau.

Da Henry vorhatte, mit Karl eine soche Reise zu unternehmen, konnten die allnächtlichen Besuche, die er im Verlaufe einer Woche in der Villa Monrepos abstattete, wohl als Vorbereitung dazu gelten, und er kannte sich in der Tat nach Absolvierung dieses Kursus im Verkehre mit Damen der verschiedensten Zungen wohl aus.

Jetzt erst kam ihm ganz zum Bewußtsein, wie sinnlos er seine Zeit im Verkehr mit Dichtern vergeudet hatte, wie untreu er seinen besten Gaben gewesen war, indem er den Abschein des Lebens gepflegt hatte, an Stelle des Lebens selber.

Wenn er hier, am rechten Arme Pirotschka (violettes Hemd, bordeaurote Strümpfe), am linken Dolores (saffrangelbe Strümpfe, schwarzes Hemd) durch die Rosengänge schritt und den Abendstern über sich sah am tief dunkelblauen Himmel, dann konnte er, zum erschreckten Staunen seiner liebenswürdigen Begleiterinnen, laut auflachen und ausrufen: „O ich Esel vom Morgenstern! Wie konnte ich nur so blöde sein, mich mit dem grünen Gemüse der deutschen Poesie

abspeisen zu lassen, während mir das lebendigste Fleisch aller Nationen der Welt zur Verfügung steht! Mögen sich Hungerleider, wie der große Hermann Honrader, ihr blasses Blut noch mehr verdünnen durch ewige Salatdiät! Menschen, denen es versagt ist, an den Brüsten des Lebens zu liegen, mögen Literatur treiben! Nicht ich! Literarischer Ehrgeiz ist das kümmerliche Aushilfsmittel von Leuten, denen es am Reellen fehlt, seis im Portemonnaie, seis in den Lenden. Wenn Pirotschka und Dolores die Glieder verschränken, — das geht über alle Worteverschränkungen, und ich lerne den Sinn des Lebens bündiger daraus, als aus der ganzen Lyrik von Portugal bis China."

Auch zu Karl sprach er in diesem Sinne. Der aber machte sein verkniffenstes Gesicht dazu und sagte: „Ich wünsche dir weiterhin viel Vergnügen bei deinen Weiberaffären, und ich will dir dabei sogar behilflich sein, denn du brauchst sie zur Entfaltung deiner Persönlichkeit" (was Henry für bare Münze nahm), „aber ich möchte dich bitten, über dieses Thema nicht mit mir zu sprechen. Ich gebe dir ja auch keine Referate über meine Aventüren. Denn ich finde nämlich, daß es zu den auszeichnenden Eigenschaften des vornehmen Menschen gehört, nicht über Dinge zu reden, die zur Kammermusik des Lebens gehören. Weshalb die gesamte sogenannte Liebeslyrik eine grundordinäre Gattung der Poesie ist."

Henry machte sich weder jetzt noch späterhin viel

Gedanken darüber, warum Karl in diesem Punkte so empfindlich war, und fand es schließlich auch nicht weiter auffällig, daß der Vetter, der später so geschickt war, für ihn überall die blendendsten Erscheinungen der gefälligen Damenwelt ausfindig zu machen, selber scheinbar den Verkehr mit Frauen vermied, obgleich er doch offenbar das lebhafteste Gefühl für deren Reize hatte. Denn niemand konnte, wie er, entzückt außer sich geraten über einen schönen Frauenkörper, elegante Damenkleider und spezifisch weiblich weltmäßiges Wesen.

Henry dachte sich höchstens: Gott weiß, was für ein besonderes Gusto der gute Karl hat. Er scheint eine sonderbare Neigung für ältere Damen zu haben, die übermäßig gepolstert sind; wahrscheinlich geniert er sich deshalb, mich zum Mitwisser seiner Genüsse zu machen; übrigens ist es ganz gut, daß er nicht versucht, mir ins Gehege zu kommen, obwohl ich ihn als Rivalen auf diesem Gebiete wahrhaftig nicht ernst nehme.

Daß Karl in Genf an Henrys Studien nicht teilnahm, konnte diesem schon gar nicht auffallen, da der Vetter andere Vorbereitungen zu treffen hatte. Er umgab sich mit Atlanten und Reisebüchern, die ganze Fahrt in die Welt im Grundrisse festzulegen, die sie nun unternehmen wollten.

Während Henry sich einen Vorgeschmack der Genüsse verschaffte, die für ihn in allen Sprach- und Literaturgebieten von Ost nach West, von Nord nach Süd die wichtigsten waren, saß Karl,

sehr zufrieden in seinem luxuriös behaglichen Hotelzimmer, angetan mit einem bequemen eleganten Hausanzug von gesteppter, dunkelblauer Seide, und verschaffte sich, hier und da einen Schluck starken Süßweines zu sich nehmend, einen Überblick über die Herrlichkeiten der Welt, die nun er genießen wollte. Henry sollte sich nur ja recht fleißig in den Balllokalen, Bordellen, Cabinets particuliers und ähnlichen Lokalen herumtreiben, wo man schnell Lebenskraft los wird und dafür, wenns Glück günstig ist, allerlei Andenken zum Entgelt erhält, die die Lebensgeister auch nicht gerade auffrischen. Auch über die besten Gelegenheiten dazu orientierte sich der gewissenhafte Hofmeister in der gewissen einschlägigen Literatur, die ihm sonst zuwider war, wie wollene Unterwäsche. Aber in der Hauptsache dachte er doch an sich und seine Bedürfnisse. Er studierte die Kataloge der Kunstsammlungen und ließ es sich nicht verdrießen, ein Studium der gesamten Kunstgeschichte daran zu knüpfen. Sein phänomenales Gedächtnis und seine außerordentliche Gabe, überall sofort auf den Kern der Dinge, auf das eigentlich Bedeutende zu kommen, ohne am Wust des Drum und Dran hängen zu bleiben, befähigte ihn in unglaublich kurzer Zeit, mühelos zu einem sicheren Überblick zu gelangen, so daß er in Genf schon im Louvre, im Britischen Museum, in der Eremitage, im Prado und kurz überall zu Hause war, wo große Kunst hauste. Desgleichen eignete er sich gute Kenntnisse der

verschiedenen Architekturen und Städtebilder an, unterließ aber auch nicht, sich darüber zu informieren, auf welchem Gebiete jede einzelne große Stadt das beste an Gegenständen für verfeinerte Lebensbedürfnisse hervorbrachte. Er legte Tabellen an über Goldschmiedearbeiten, Parfümerien, Seidenarbeiten, feine Flechtarbeiten, Poterien jeder Art, Bronzen, Porzellane, Holzschnitzereien, Delikatessen, Liköre, Galanteriegegenstände, edle Papiere, feine Gläser, kostbare Antiquitäten. Die Adressen der vornehmsten Klubs jeder Stadt wurden auch nicht vergessen und natürlich nicht die der besten Schneider und Schuhmacher.

Schon jetzt, in der Phantasie, genoß er nicht minder intensiv, als Henry in den Armen seiner spanischen, russischen, englischen, französischen usw. Freundinnen. Zuweilen ließ er Buch und Stift fallen und rieb sich mit einem Gefühle innigsten Vergnügens die schönen, weißen, nur allzu weichlichen Hände. Endlich hatte er erreicht, was er wollte. Henry war in seiner Hand und folgte ohne Besinnen, wie seinen eigenen Trieben, so Karls Absichten, und er selber, der kluge Mentor, durfte gleichzeitig alle Vorteile des Reichtums auf seine Weise genießen, ohne als Schmarotzer empfunden zu werden oder sich gar selber als solcher empfinden zu müssen. Denn Henry beteuerte ihm, und ohne Phrase, immerzu, wie dankbar er ihm sei, daß er ihn leitend begleite und ihm alles abnehme, was eine Reise irgendwie Lästiges mit sich bringe.

O, wie gerne übernahm der dienstbereite Vetter diese Lasten. Wie gerne ließ er alle Bestimmungen, Anordnungen, vom allgemeinen Reiseplane bis zur Wahl der Hotels und Lieferanten, sich zur Bürde werden. Sie war ihm nicht nur deshalb angenehm, weil damit ja eigentlich er zum Reisenden, Henry aber zum Begleiter wurde, sondern vornehmlich auch deswegen, weil er damit hoffen durfte, den anderen immer abhängiger von sich machen zu können und schließlich überhaupt unfähig, ohne den Mentor auszukommen.

— Wir müssen dahin gelangen, sagte er sich, daß ich ihn einmal direkt tyrannisieren kann, ohne daß er wagt, aufzumucken, bis er schließlich so leer und haltlos ist, daß er es überhaupt nicht mehr empfindet, mein Hündchen Kuschdich zu sein. Und von da, bis zu dem Momente, wo er überhaupt fertig ist, wird die Weile nicht lange währen.

Karl fand jetzt, daß dieser in die Familie hereingeschneite Adoptivvetter im Grunde eine Gabe des Schicksals sei: Ohne ihn würde das Geld Onkel Hauarts nun irgendwo auf einer Bank liegen, von Papa Jeremiassens harten Händen so unangreifbar festgehalten, daß die Genußtalente des, Gott sei Dank, gründlich aus der Art geschlagenen Sohnes keinerlei Unterstützung davon erhoffen durften. Er wäre unweigerlich bis zu Papas Tode schmählich kurz gehalten worden, während er jetzt über Henrys

Zinsen fast so frei verfügen konnte, als wären sie schon jetzt, was sie nach nicht allzu langer Zeit unbedingt einmal sein würden, die seinen, — unbedingt, das heißt, auch ohne ein Recht Papas darauf. Diese Zuversicht stand in ihm fest, wie das Gefühl seiner turmhohen Überlegenheit über Henry und damit der Berechtigung, sich mit allen Mitteln das Geld zu sichern, das dieser ihm und seiner Schwester dank einem blöden Scherze des blinden Zufalls, hatte wegnehmen dürfen. Mit allen Mitteln, — soweit sie nicht ihm selber gefährlich werden konnten.

Karl war so zufrieden mit seiner Lage, daß es ihm nicht einmal schwer fiel, den Widerwillen, den er gegen den „Neger" jetzt eben so heftig empfand, wie früher, zu verhehlen. Er war die Liebenswürdigkeit und Toleranz selber zu ihm und umgab ihn, ohne eigentlich je ein schmeichlerisches Wort zu brauchen, mit einer süßen Weihrauchwolke dienstbeflissener Schmeichelei.

Nur Eins beeinträchtigte die linde Glätte und angenehme Fülle seines jetzigen Daseins: daß er einem vorübergehenden Bruche mit den Eltern kaum ausweichen konnte. Denn es war klar, daß weder Papa Jeremias noch Mama Sanna mit der Aufgabe seines Studiums einverstanden sein würden, weil er Henry durch die Länder Europas begleiten mußte.

Indessen: schwer trafen ihn die heftigen Briefe des zornigen Alten nicht, und die christlichen Abmahnungen aus der mütterlichen Feder

las er mit beträchtlich geringerem Interesse, als den letzten Bericht über des Prinzen von Wales neuste Jackettform.

Drittes Stück: Querweltein

I. Der Gymnasiast der Liebe

Da die Umgangssprache der Villa Monrepos das Französische war, und Henry sich dort genug Kenntnisse in der langue d'oui angeeignet hatte, um bei entsprechendem Anlasse ein mon dieu oder eh bien oder oh la la einfließen lassen zu können, so fand er, daß es kein sonderliches Wagnis sei, direkt von Genf nach Paris zu reisen, zumal da John über einen beträchtlich größeren Sprachschatz verfügte, und auch der schnell lernende Karl trotz seiner Vorbildung auf einem deutschen Gymnasium, auf dem besten Wege war, sich bald in der Sprache des Erbfeindes glatt verständlich machen zu können.

Und Henry hatte recht gehabt: die mangelhaften Sprachkenntnisse hinderten ihn nicht wesentlich daran, in Paris alle die Amüsements zu finden, die er suchte, und die aufs leichteste durch die internationale Sprache des Goldes vermittelt werden. Zudem hat das Französische mit den Französinnen von der gefälligen Horizontaltendenz das gemein, daß es sich leicht und angenehm anschmiegt.. Henry hatte erst

zwei kleine Übungsverhältnisse hinter sich, als er sich bereits mit Fug und Recht sagen konnte, daß es ihm im Verkehr mit Kellnern, Kutschern und Kokotten am nötigen Wortschatze nicht mehr gebrach. Und mit allzuviel Vertretern anderer Berufsgattungen kam er ja nicht zusammen. Selbst für das Verständnis der scharf überwürzten Couplets in den großen Variététheatern, die zu besuchen er weitaus vergnüglicher fand, als etwa die Frequenz der Comédie Française, reichten seine Kenntnisse hin, und er brauchte bald nicht mehr bloß deshalb zu lachen, weil ihm das übrige Publikum das Signal dazu gab.

Anfangs führte er sich noch durchaus schülerhaft auf und ließ jeden eigentlich weltmännischen Zug in seinen erotischen Betätigungen vermissen. John mußte die Adressen besserer „maisons" eruieren, sie dem Droschkenkutscher mitteilen und Henry setzte sich einfach in die Droschke und fuhr los, von maison zu maison, wie sie Johns Liste gerade zusammengestellt hatte. Das war entschieden dilettantisch und unwürdig eines jungen Herrn, der sich eine Privatgeliebte halten konnte, die ein eigenes „Hotel" besitzt. Aber dahin kam Henry so schnell und von selbst nicht. Einmal hatte er seit Ahala und Ahaliba eine pietätvolle Neigung für „maisons"; es spielten gewissermaßen Kindheitserinnerungen mit, die, wie man weiß, von großer Dauerwirkung auf das menschliche Herz

sind. Henry fühlte sich in öffentlichen Häusern immer wie zu Hause. Der mit Parfüms der suggestivsten Art geschwängerte Duft der Ausdünstungen zahlreicher teils gar nicht, teils nur geringfügig bekleideten Frauenkörper heimelte ihn an, und die bis zum Primitiven vereinfachte Technik der Anknüpfung, die für ihn anfangs in den Worten viens! oder allons! bestand, entsprach durchaus seiner Geschmacksrichtung. Und dann liebte er, mehr und mehr in eine wütende und wahllose Begierdenraserei geratend, das, was er selber den Engrosbetrieb nannte. Das „große Aas" von Leipzig wachte in ihm auf. Von niemand zurückgehalten, von Karl vielmehr immer aufs neue dazu angestachelt, nichts tuend als üppig zu essen, scharf zu trinken und pornographische Bücher zu lesen, die gleichfalls Karl überallher zusammenzutragen wußte, verfiel er einer so wilden Satyriasis, daß sein ganzes Wesen von nichts eingenommen war, als geilen Vorstellungen einer schließlich monströsen, ja grotesken Obszönität.

Aber auch hierbei verließ ihn nicht, was er immerzu wieder in sich aufsteifte und wie eine Art inneren Idols mit Hingebung pflegte: der Wahn, daß alles, was er tat, Ausfluß einer auf das Außerordentliche gerichteten, alles Maß mit angeborenem Rechte überschreitenden Ausnahmebestimmung sei.

Er kam sich wie ein Herkules des Geschlechtes vor, nannte sich, da er nicht ein Kronenträger sein könne, einen Phallusträger

von Gottes Gnaden und meinte, was er treibe, bedeute mehr, viel mehr und jedenfalls etwas ganz anderes, als landläufige Ausschweifung: Es sei das Hinauswachsen einer mit unerschöpflichen Kräften begabten Natur über die Sittengesetze der Mittelmäßigkeit: Priapismus in einem antik priesterhaften Sinne.

Karl bemerkte das mit großem Vergnügen. Er, der mit dem schlendernden Behagen eines reichen Müßiggängers von Geist bald durch die elegant belebten Straßen schritt, wo das vornehme Paris sich zeigt, bald durch die Galerien, wo Meisterwerke alter und neuer Kunst zu seinem immer sicherer werdenden Geschmacke sprachen und sein ganzes Wesen befruchteten und erweiterten, er, der, ohne sich auch nur das geringste an äußeren Genüssen entgehen zu lassen, sich unablässig an inneren Werten bereicherte und es auch nicht an Steigerungen seiner dichterischen Fähigkeiten fehlen ließ, fühlte mit einem kaum verhehlbaren Entzücken, als wie richtig sich die Voraussetzungen seines Planes zur Depravierung Henrys erwiesen. Zwar deutete sich noch in nichts eine Abnahme der körperlichen Kräfte Henrys an; doch das hatte Karl auch nicht so schnell erwartet. Aber wichtiger und verheißungsvoller erschien ihm der Umstand, daß Henry, je mehr er sich ausschließlich auf geschlechtliche Wüstereien beschränkte, um so deutlichere Symptome des Fortschreitens gewisser megalomaner Züge zeigte. Die zu-

nehmende Leerheit seines ganzen Wesens schien in der Tat nur die Bestimmung zu haben, der Ausbreitung seines Größenwahnes Platz zu bereiten.

Dieser Prozeß wurde wirksam dadurch unterstützt, daß „Elles" sehr bald heraus hatten, auf welche Weise diesem jungen Herrn aus dem Lande der Pickelhaube am leichtesten beizukommen war. Teilweise glaubten sie es wirklich, und teilweise stellten sie sich so an, es zu glauben, daß er ein deutscher Prinz sei, und so fand er sich hier überall aufs genaueste so behandelt, wie es ihm angenehm war: nicht bloß als Mensch von großer Leistungsfähigkeit im Punkte der „Liebe" und des Portemonnaies, sondern auch als Mensch aus geheimnisvollen Höhen der Geburt.

— „Nicht wahr, mein Prinz, wenn du wieder zu Hause bei deinen Sauerkrautessern bist, schickst du mir einen netten Orden?"

— „Willst du mich nicht als deine Pompadour mitnehmen? Eure deutschen Frauen verstehen die Sache ja doch nicht, und ich verspreche dir, mich nicht in die Regierungsangelegenheiten deines Landes zu mischen, denn das würde dir Schwierigkeiten bei Herrn von Bismarck bereiten."

— „Oh, wenn ich dich doch mal in Uniform sehen könnte, mit der Pickelhaube, und die ganze Brust voller Orden! Du bist doch natürlich auch wie die anderen deutschen Prinzen gleich als Leutnant auf die Welt gekommen und jetzt gewiß schon mindestens Regimentsinhaber!"

— „Meine Mutter war eine Petroleuse. Aber dir zuliebe werde ich Royalistin!“

Und Henry selbst ging nicht ungeschickt auf diesen Ton ein. Als ihm einmal die Besitzerin eines der größten Etablissements dieser Art, eine Dame, die täglich vierspännig in einer glänzenden Equipage durch das Bois fuhr, Vorwürfe darüber machte, daß er den ganzen Betrieb ihrer Maison störe, indem er regelmäßig sämtliche Damen mit Beschlag belege, antwortete er stolz: „Que voulez-vous, Madame? La Maison? La Maison c'est moi!“ Ein Wort, das ihm mit Recht den königlichen Spitznamen Louis quattorze einbrachte.

Als Kaiser Wilhelm am 9. März 1888 gestorben war, erfuhr er es in einem der Salons, in denen sich seine Existenz erschöpfte, und er wußte auch in diesem Augenblicke nichts anderes zu tun, als seine Rolle zu spielen. Er stand, scheinbar ergriffen, auf und empfahl sich mit düsterem Gesicht.

Dieses Gesicht behielt er auch bei, als er dann mit Karl über das Ereignis sprach. Aber er hatte nicht das mindeste Gefühl für die Bedeutung, die das Ableben des ersten Kaisers als äußerer Abschluß einer wichtigen Periode der Geschichte seines Vaterlandes hatte. — Was ging ihn das Haus Hohenzollern an? Was bedeuteten für ihn Angelegenheiten von nationalem Interesse? War er etwa ein — Deutscher? Ja, wenn er legitim gewesen wäre, würde ihm

Fürstenpflicht irgend eine nationale Führerschaft auferlegt haben, — so aber, als Bastard, durfte er sich auch von diesem Zwange frei fühlen.

Schade, daß Karl ihm diese Gedanken nicht vom Gesicht ablesen konnte. Er würde die innigste Freude darüber empfunden haben. — Ihm war die Bedeutung dieses Tages sehr bewußt. Er fühlte sich als Glied einer Generation, die nun bald die führende sein würde, wenn nach dem fast täglich zu erwartenden Tode Kaiser Friedrichs Kronprinz Wilhelm auf den Thron käme. Damit würde eine neue Periode anheben: die Periode der Erben, die zur Macht die Kultur fügen würden.

Karl gab sich im Umkreise dieser Gedanken sehr bestimmten Erwartungen auch ganz persönlicher Natur hin. Er fühlte sich bedeutend genug, auch äußerlich einmal eine Rolle spielen zu können. Berlin würde ein machtvolleres Weimar werden. Der verjüngte Kaiserhof, einen tatkräftigen, jungen, modernen Monarchen zum Mittelpunkt, würde es sich an der politischen Führung nicht genug sein lassen; wie Ludwig XIV. nicht bloß die Politik Europas diktiert hatte, sondern auch der große Maßgeber der Kunst Frankreichs und damit Europas gewesen war, so würde der kommende Kaiser gleichfalls seine Bestimmung darin erblicken, die lebendigen Kräfte des neuen künstlerischen Geistes in Deutschland mächtig fördernd zusammenzufassen und mit

ihnen eine bestimmende ästhetische Kultur deutschen Gepräges zu begründen. — Es konnte nicht anders sein: die Logik der Entwicklung zwang dazu. An eine expansive Politik Deutschlands war nicht zu denken, und ganz sicher dachte der Meister Europas, Bismarck, nicht daran, der mit dem Abschluß des Dreibundes den deutlichen Willen kundgetan hatte, ein Bollwerk des Friedens zu errichten. Und Frankreich, das hatte Karl wohl bemerkt, besaß zwar noch Elemente genug, die zum Kriege drängten, war aber in der aufsteigenden Generation durchaus frei von Revanchegelüsten und überdies auf dem Wege zur völligen Demokratisierung. Und die Republik würde es sich wohl überlegen, sich selbst mit einem Kriege aufs Spiel zu setzen. Es stand eine durchaus friedliche Zukunft bevor, und so konnte der zweite Wilhelm nicht an Siege auf dem Schlachtfelde denken, sondern an Siege auf dem Felde der Kultur. Und dafür war alles bereitet. Der Reichtum wuchs und mit dem Reichtum das Geschlecht, das schon von früh auf Luxusbedürfnisse kennen gelernt hatte. Noch fehlte freilich der Geschmack, und selbst die neuen Geister in Literatur und Kunst ließen ihn vermissen. Aber das waren ja auch zumeist Leute aus der Hefe des Volkes, verkappte Sozialdemokraten, idealistische Agitatoren mit naturalistischer Technik. Gerade im Gegensatz zu diesen, die, wie Karl sie ansah, im Grunde

gar nicht modern, sondern die letzten Ideologen waren, würde von oben her eine neue aristokratisch-ästhetische Kultur ihre Förderung finden. Karl, der Generation nach zu jenen Ideologen gehörig, fühlte sich durchaus als Vorläufer eines kommenden, feineren Geschlechtes, und so gedachte er, dessen voranschreitender Führer zu werden, der Erste, der die neuen Ziele laut und feierlich verkündete.

Es schwebte ihm eine Ode zur Thronbesteigung Kaiser Wilhelms des Zweiten vor, den er im Gegensatze zu Kaiser Wilhelm dem Alten als Kaiser Wilhelm den Jungen anreden wollte, eine Art strenggliederigen Tempelbaus in Worten, glatt und leuchtend wie Marmor, altgoethisch-kurial gemessen, aber voll pindarischen Schwungs — das absolute Gegenstück zur Formlosigkeit der Gründeutschen und im Inhalte eine schneidende Kriegserklärung an diese. Diese Ode sollte eine prunkvolle Verherrlichung der Monarchie sein und die Kulturwidrigkeit aller demokratischen Instinkte mit stolzer Klarheit aufdecken. Alles, was Macht besaß durch Geburt, Stellung, Reichtum, Geist, sollte aufgerufen werden zu einem Adelsbunde gegen die Masse, der die Huld des Odendichters übrigens panem et circenses als notwendige Voraussetzung zur Bildung einer nicht störenden Statisterie gerne zugestand.

So verfolgte Karls Geist im Grunde dieselben Gedankengänge, in denen Henrys Wahn sich drehte. Aber während das faule Gehirn

des besinnungslosen Priapisten immer leerer wurde, nahm die Gedankenwelt Karls an Fülle und Festigkeit stetig zu. Er war sehr glücklich in diesem Gefühle des Reifwerdens und nahm es gelassen hin, daß er im Elternhause als verlorener Sohn betrachtet wurde. Dies um so leichter, als Berta, die einzige Mitwisserin seiner Gedanken, es nicht unterließ, ihm fast täglich glühende Briefe hingebender Verehrung zu schicken.

Indessen wüstete Henry weiter.

Als ihm die Maisons langweilig geworden waren, pürschte er die Ballsäle und Cafés ab. Es schien, als hätte er sich das Ziel gesteckt, die gesamte käufliche Weiblichkeit von Paris zu besitzen. Er brachte es fertig, gegen Erlegung einer erklecklichen Summe, kleine Cafés nach seinem Eintritt schließen zu lassen, um sodann Orgien zu entfesseln, in denen auch die Alphonse ihre Rolle zu spielen hatten. Jede Nacht kam er mit einer ganzen Schar immer anderer Frauenzimmer nach Hause. Selbst die würdige Dame, die schon seit zwanzig Jahren die Schnur in seinem Hause zog und gewiß bereits ein Armeekorps von Kokotten nächtlicherweile an sich hatte vorüberziehen sehen, erschrak vor diesem Massenaufgebot und brachte es in die Runde, daß ein wahres Ungeheuer von Wollust in dem von ihr bewachten Hause sein Wesen trieb, ein Weiberfresser, — kein Mensch mehr, sondern ein Affe.

Es wäre vielleicht das Unglaubliche geschehen,

und man hätte Henry das Quartier gekündigt, wenn nicht Karl dem Wesen ein Ende gemacht hätte.

So glücklich er sich auch fühlte: er war nicht imstande, allnächtlich es mit anzuhören, was Henry, nur durch eine Wand von ihm getrennt, an wüsten und wilden Szenen aufführte.

Er nahm sich den Vetter vor und erklärte ihm, wie unvornehm es sei, gleich irgend einem jungen Studenten oder Künstler Weiber auf der Straße aufzulesen und bandenweise in sein Haus zu schleppen.

— „Ich begreife dich nicht. Du solltest nach und nach doch feinere Bedürfnisse bekommen haben. Nimm dir eine anständige Maitresse, mit der du Figur machen kannst, und von der du Lebensart lernst. Du wirst dadurch auch mit besseren Herrenkreisen in Berührung kommen und für eine spätere Ehe Erfahrungen sammeln."

— „Ach was; ich danke. Eine Maitresse, das ist schon eine Art Ehefrau. Ich bin nicht monogam veranlagt. Jedenfalls bin ich noch nicht genügend alt, um mit Einer genug zu haben. Auch sind mir die großen Kokotten zu langweilig, zu förmlich."

— „Eben: Die Form sollst du von ihnen lernen, die Eleganz. Wenigstens in der Liebe. Bilde dir doch nicht ein, daß du über die Anfangsgründe der Technik weg bist. Du hast noch nicht einmal Sinn für Nuance, geschweige denn für Finessen."

Henry lachte höhnisch auf: „Hast du 'ne Ahnung! Nihil artis amatoriae alienum a me

puto. Auf diesem Gebiete habe ich nichts mehr zuzulernen."

— „Meinst du? Ich würde es doch auf den Versuch ankommen lassen. Die großen Künstlerinnen der Liebe laufen nicht auf der Straße herum. Denn sie sind ebensowenig für den Pöbel da, wie sonst große Kunst. Die feinsten Koloraturen der Wollust beherrschen nur wenige, aber ich habe mir sagen lassen, daß diese seltenen Primadonnen des Spiegelbettes Effekte haben, zu denen sich Kaiser und Könige drängen. Wenn ich wie du wäre, würde ich mir hier in Paris, wo die hohe Schule dieser höchsten angewandten Kunst ist, diese Genüsse nicht entgehen lassen. Du ißt ja auch nicht in den Garküchen, beim marchand de vin, sondern bei den besten Traiteurs, wo auf Silber serviert wird."

Und nun entwarf er ihm, Gott weiß, wie er zu der Intuition kam, ein Bild von den Reizen eines Kokottenschlafzimmers höchster Gattung bis ins Allereinzelnste der Einrichtung, und desgleichen von der Toilette und Wäsche und überhaupt von allem, was geeignet war, Henry neugierig zu machen und aufzuregen.

— „Diese modernen Phrynen hätten es nicht nötig, sich bis zur Nacktheit zu entkleiden: schon ihre Dessous würden jedes Tribunal hinreißen."

Henrys Widerstand war gebrochen. Er beschloß (mit Karl zu reden) das Gymnasium der Liebe zu verlassen und die Universität zu be-

ziehen. Die Wahl der Maitresse überließ er dem Vetter, weil ihm die Präliminarien zu lästig waren. Er war so faul und initiativelos geworden, daß er auch Lebendiges serviert bekommen mußte.

II. Liane

Karl, der schon Bekanntschaften in der jüngeren „Welt" hatte, machte bald eine Dame ausfindig, die nach seinem Urteile wohl geeignet war, Henry um den Rest seines Verstandes zu bringen, und die übrigens auch ihm gefiel.

Liane de Rompolles (ihr wirklicher Name klang weniger voll) war bis vor kurzem die Maitresse eines ganz zum Pariser gewordenen deutschen Standesherrn aus fürstlichem, ehemals souveränem Hause gewesen, das mit einer ganzen Reihe noch regierender Familien verschwägert war. Daß sie den Prinzen von Wales persönlich kannte, wollte nicht viel heißen: Dieses Vorzugs rühmten sich, ohne zu renommieren, Dutzende ihrer Sphäre; aber ihr kleines, mehr als bloß geschmackvoll ausgestattetes „Hotel", in einem sehr vornehmen Stadtviertel gelegen, hatte auch weniger populäre Fürstlichkeiten aus- und eingehen sehen. Meist ältere, denn auch ihr Paul Adalbert war schon ein recht altes Männchen gewesen. Aber ein sehr vornehmes und auch gescheites. So gescheit, daß es, im übrigen wenig dazu angelegt, Größe zu begreifen und zu verehren, einen Kultus mit dem Andenken Na-

poleons des Ersten trieb, und zwar gerade deshalb, weil dieses rücksichtslose Parvenugenie den Thron umgestoßen hatte, den zu zieren sonst Paul Adalbert berufen gewesen wäre. Selbst Lianens Palaischen hatte er mit Napoleonsbüsten, Napoleonsbildern, Napoleonsmedaillons, Napoleonsstatuetten ausgeschmückt, und es gab dort sogar eine echte Napoleonreliquie: eine Schnupftabaksdose des Gewaltigen, die ein Geschenk Josephinens gewesen war.

— „Die Fingerspitzen, die in diese Dose gegriffen haben, meine Liebe, waren dieselben, die bloß an den Thron meines Hauses zu tippen brauchten, und er war nicht viel mehr wert als Schnupftabak. Jedenfalls kannst du sicher sein, daß du für diese Dose, die nur der Finger des Gewaltigen berührt hat, mehr erhalten würdest, als worauf ich zu rechnen hätte, wollte ich unsere ehedem souveräne Sitzgelegenheit versteigern lassen, auf der doch durch Generationen hindurch viel umfangreichere Stücke Fleisch meines höchst erlauchten Geschlechtes geruht haben. Merkwürdig, nicht wahr? Eigentlich hätte ich nicht dir diese geweihte Rapp-Chatouille schenken sollen, sondern einem meiner annoch großmächtigen Herren Cousins. Denn du weißt ja aus eigenster Erfahrung, wie schwach es um Souveränitäten bestellt ist, wenn etwas wirklich Mächtiges daran stößt — sei es nun Genie oder Liebe."

Dies als Probe von Paul Adalberts Stil und Sinnesart.

Liane hatte viel von ihm gelernt. Vor allem eins: sie ließ sich durch Titel und Stellung nicht imponieren und empfand ihre Schönheit und die Kunst, mit der sie von ihr Gebrauch machte, als einen mindestens ebenso reellen Machtfaktor, wie sonst etwas, wovor sich die Menge duckt. Sie war stolz auf ihr Metier und hätte auch auf ein Fürstendiadem nicht stolzer sein können.

„Ich bin frei und herrsche", sagte sie, „und meine Herrschaft tut offenbar wohl. Die vornehmsten Männer bewerben sich darum, meine Sklaven zu sein, und es ist mir noch keiner vorgekommen, der mich als seine Herrin nicht auch respektiert hätte. Wäre ich das geblieben, was man ehrbar nennt, so wäre ich heute Sousdirektrice in einem Putzladen und müßte mir die Sottisen dieser Bourgeoismadames gefallen lassen, die nach meinen Erfahrungen zu zwei Dritteln aus Gänsen, zu einem Drittel aus Harpyien bestehen, und ich würde einen Liebhaber oder einen Mann haben, der mich malträtierte, weil ich sein Eigentum wäre. Oh — non! Es ist besser, ich gehöre mir und wähle mir die aus, die mir gehören dürfen, solange es mir gefällt. Und koste alle Genüsse, die es gibt, mit Ausnahme derer, die, wie man sagt, in der Arbeit liegen. Mein Gott, ja, — es mag Menschen geben, die so talentlos sind, daß sie das gute Gewissen der Arbeit brauchen, um zu genießen. Die Herrschenden, habe ich gefunden, gehören nicht dazu. Diese Perversität

wird also wohl den Beherrschten eingebläut worden sein. Gott sei Dank, daß ich diese falschen Lehren vergessen habe. — Übrigens bin ich ja nicht so unnütz, wie viele von denen, die dank ihres Fettes oben schwimmen. Ich wuchere nicht bloß mit meinem Pfunde, ich gebe es hin zur Freude. Ich möchte doch wissen, was es für ein Unterschied ist zwischen mir und einem Künstler. Ich lasse mich für die Schönheit und Lust beschenken, die ich bin; er läßt sich für die bezahlen, die er schafft. Was ist schamloser: seinen Leib zu entblößen vor Einem, oder seine Seele vor Allen? Wobei ich noch bemerken möchte, daß diese Seelen nicht immer so schön sind, wie mein Leib. Ich kannte einen Bildhauer, der ein Stümper war, bis er mich kennen lernte. Durch mich ist ihm seine Schönheit aufgegangen, — meine, s'il vous plait. Durch sie hat er dann auch die alte reiche Rapunzel gewonnen, die jetzt, Gott verzeih es ihm, seine Frau ist. Wenn sein Name unsterblich werden sollte, —: was wird dann eigentlich unsterblich? Ich dächte: meine Schönheit, die so gnädig war, ihm gegenüber keine Scham zu haben. Doch das kümmert mich wenig. Ich habe zu Allem Zeit; nur nicht zum Ehrgeiz. Ein Name — was ist das? Ein paar Silben so oder so. Wir großen Kokotten legen unsere Namen ab und wählen Pseudonyme, wie vornehme Leute, wenn sie unter die Literaten gehen. Nicht aus Scham, sondern weil unser Beruf mit

der gewöhnlichen Ordnung nichts zu tun hat. Liane: das heißt Schönsein, Freisein, Anderssein. Eine Liane darf goldene Reife um die Fußknöchel tragen, darf sich die Nägel ihrer Zehen vergolden lassen, sich frisieren à la Kleopatra und die Knospen ihrer Brust schminken. Und nur eine Liane darf es sich erlauben, Fürsten, die bei ihr geschlafen haben, zu Rittern ihres goldenen Vlieses zu ernennen."

Als diese stolze Dame, die überdies von Paul Adalbert ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte, von einem ihrer Satelliten erfuhr, daß ein komisch steifer junger Herr aus Hamburg, der sich selbst vor den Frauen anscheinend mehr fürchtete, als die Regierung der Republik vor revisionslustigen Generälen, seine vergißmeinnichtblauen Augen auf sie geworfen habe, sie für seinen Vetter, der im Gegensatze zu ihm an Frauenverkehr allzu heftigen Geschmack fand, als Maitresse zu erküren, lachte sie belustigt auf und meinte, diese Kühnheit verdiene Aufmunterung.

„Her mit dem schüchternen Blonden!" rief sie aus, „und her auch mit dem schwarzen Vielfraß! Habe ich bisher nur alte deutsche Fürsten kennen dürfen, die zu meinem Erstaunen nicht die geringste Ähnlichkeit mit Herrn von Bismarck hatten, so verlangt es mich, jetzt ein paar bürgerliche Jünglinge dieser Nation kennen zu lernen, die uns, soweit ich urteilen kann, kaum besiegt haben würden, wenn ihre jungen Bürger nicht aus einem etwas derberen Holze gewesen

wären, als meine glänzenden Besucher mit teutonischem Akzente. Die Söhne der Sieger von 1870 und 71 sollen mir willkommen sein, und ich will an ihnen, wenn es möglich ist, Revanche für Sedan nehmen."

Und Karl und Henry kamen, eingeführt von einem Herrn mittleren Alters und ältesten Vendée-Adels, der hier und da von den besseren Lianen der schönen, aber ach von jeher nicht sehr vendéemäßig gesinnten Kapitale für derartige Einführungen ein anständiges Trinkgeld erhielt. Karl schwitzte vor Aufregung am ganzen Körper und sah aus wie alter fromage de monsieur Fromage. Der Neger, der als Türhüter fungierte, beneidete ihn sehr um diese Gesichtsfarbe, aber die kleine Chinesin Hsiaonü-örl, die den Herrschaften Hut und Mantel abnahm, fand Henry hübscher, weil er so große, schwarze, kugelige Augen hatte, wie die verliebten chinesischen Kaiser in den Bilderbüchern des blumigen Reiches der Mitte, die man Frühlingsbücher nennt, weil sie von den Frühlingstrieben der Menschen handeln.

Liane empfing die Herren im moosgrünen Salon, der zu ihrem mattroten Haar ausgezeichnet stimmte. Sie trug sich à la Directoire mit seitlich geschlitztem, dicht unter der nackt herausgewölbten Brust gerafftem Kleide aus einem Stoffe, der weich und fließend wie Seide war, aber doch auch etwas vom Reize allerfeinster leichtflockiger Wolle hatte. Ein breiter, massiv goldener Gürtel,

nach pompejanischem Muster gefertigt, war es, der dieses kostbar schlichte Gewand unter der Brust hielt. Ein ebensolcher Reif bändigte das künstlich wirr gehaltene Haar, und auch um die Knöchel des linken Armes und Fußes hatte sie solche Spangen gelegt. Dafür trug sie Hals und Hände ohne jeden Schmuck. Aber die Sandalen und auch die bis über die nackten Waden hinaufreichenden kreuzweis gelegten Sandalenbänder waren wiederum vergoldet.

Kein Wunder, daß Karl sowohl wie Henry bestürzt waren beim Anblick dieser Erscheinung, die ihnen wie ein lebendig gewordenes Bild aus der „Ikonographie des klassischen Altertums" gymnasialen Andenkens vorkam.

Karls erster Gedanke war, daß vor dieser Frauengestalt selbst Berta zurücktreten müßte. Das antik Degagierte und doch schön Gemessene in Haltung und Bewegung hätte die Hamburger Miß in der Tat auch bei äußerster Bemühung nicht erreicht, und sie hätte auch nicht so . . . ja, wie nur . . . Karl fand nicht leicht das bezeichnende Wort . . . ja: so pariserisch hellenisch lächeln können, so hinreißend liebenswürdig echt und geistreich, mit einer reizenden Überlegenheit schnell musternd und nicht ohne ein klein wenig Verlockung einladend.

Es fiel Karl schwer aufs Herz, daß er Schönheit dieser Art nur ästhetisch genießen konnte. Er war sich des letzten und tiefsten Sinnes dieser Schönheit vollkommen bewußt, er verstand, was

diese Brust, diese Glieder, diese Augen, Lippen, Bewegungen sagten, aber, wenn er auch den Sinn dieser ihm fremden Sprache verstand, er wußte wohl, daß er nie in ihr antworten konnte. Es waren Stimmen aus einem Paradiese, zu dem er nie Einlaß finden würde. Nie. Trotz seines Dranges danach und trotz seiner so unseligen unfruchtbaren Gabe, diese Stimmen zu verstehen.

So gebärdete er sich, innerlichst ergriffen, entzückt und gepeinigt, noch steifer und förmlicher, als es ohnehin seine Art war, und machte vor sich selbst und den Anderen eine recht schlechte, ja alberne Figur.

Henry hingegen, wohl auch verwirrt durch so viel Schönheit, Pracht, Eigenheit, und keineswegs Herr der Situation, vielmehr aufs äußerste unsicher bei dem qualvollen Gedanken, ob hier sein Boulevardfranzösisch ausreichen werde, fühlte im Innersten seiner Gefühle festen Grund und vermochte daher seine äußere Unsicherheit besser zu verbergen. Er hatte den verschlingenden Blick der hingerissenen, wenn auch äußerlich gebändigten Begierde, und in diesem Blick, ob er auf Momente auch noch unstet abirrte, war Entschluß und Zuversicht.

Auf derlei verstand sich Liane, und sie wußte sofort, daß ein Elementargeist von vielen Graden aus diesen Kugelaugen sprach. Die Revanche für Sedan würde hier nicht leicht fallen, sagte sie sich, aber der Versuch würde sich verlohnen. Nach den mageren Jahren mit dem

mehr passiven Paul Adalbert fühlte sie sich ihm doppelt gewachsen, und es würde mehr als eine bloße Abwechslung, es würde ein frischer, fröhlicher Krieg sein, Stoß und Widerstoß, höchste Anspannung der Kräfte, volle Ausnutzung aller Mittel, ein grimmig starkes Vergnügen. Darum: En avant!

Es war nicht Lianens Art, viel Federlesens zu machen, wenn die Stimme des Blutes so vernehmlich sprach und überdies alle sonstigen Voraussetzungen stimmten. — Der edle Herr aus der Vendée und auch Karl wurden bald fortgeschickt. Der Stil des Direktoire machte dem Stile der Natur Platz. Man verließ unter dem Geleite der leuchtertragenden, auf ihren Humpelfüßchen seltsam watschelnden Hsiao-nü-örl den moosgrünen Salon und begab sich ins bordeauxrote Schlafgemach.

Hsiao-nü-örl setzte die schwersilbernen Leuchter auf eine golden kanelierte Säule aus schwarzem Marmor, strich mit beiden Händen, wackelnd sich verbeugend, flach an Brust und Unterleib hinab und verschwand.

Henry blieb unschlüssig, ob auch keuchend vor wilder Aufregung, auf dem dicken gelben, spanischen Kirchenteppich stehen, mit dem der Boden des fast feierlich prachtvollen Gemaches ausgelegt war, und sah Liane halb zaghaft an.

Die aber richtete sich in ihrer Nacktheit hoch auf, umfing ihn mit den Blicken einer wollüstigen Sibylle und streckte den rechten Arm gebieterisch aus und rief: Ins Bett!!!

* * *

Schon in dieser ersten Nacht gingen Henry die Augen gewaltig darüber auf, wie recht Karl gehabt hatte, als er ihm im Verkehr mit großen Damen der Liebe eine wesentliche Erweiterung seiner Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten auf seinem Spezialgebiete vorausgesagt. Er kam auch noch eine geraume Weile nicht aus dem Staunen heraus, und erst als er dieses Staunen überwunden hatte, stellte sich sein erotisches Selbstbewußtsein allmählich wieder her.

In der Schule Lianens vergaß er selbst seinen Größenwahn. Was hätte er, vom Eigentlichen seiner Betätigung ganz abgesehen, auch damit anfangen wollen gegenüber einer so königlich selbstbewußten Person, die von Fürsten sprach wie von kaum Ihresgleichen, und in deren Schooß gekrönte Häupter geruht hatten, wenn sie auch bei dieser Gelegenheit ohne Krone gewesen waren? Sie lachte ihn einfach aus, wenn er es sich nicht versagen konnte und das eine oder andere Mal große Worte machte von Herrenrecht und fürstlichen Prärogativen und derlei mehr.

Oder sie sagte etwas, wie: „Aber mein Kleiner, was redest du da? Diese Nippesfiguren stehen so lange fest, als der Tisch nicht wackelt, auf dem sie stehen, — das Volk. Bei euch scheint er ja noch nicht zu wackeln, zumal da bei euch komischerweise sogar die Tatgenies, wie Herr von Bismarck, dafür sorgen, daß er nicht ins Wackeln kommt. Nun, ihr seid eben sonderbare Käuze, ihr Deutschen. So wenig ihr sonst

auf Äußerlichkeiten Wert legt, in diesem Punkte habt ihr höchst dekorative Bedürfnisse. Es hat ja auch was für sich, wenn die armen Teufel, die so ohne Schmuck und Luxus dahinleben müssen, hie und da ein Zipfelchen Hermelin zu sehen bekommen, von dem sie sich mit einigem Rechte sagen können: das gehört auch mir. Es ist das ja der einzige Luxus, den sie sich gestatten können. — Aber du? Ich begreife diese Regungen nicht bei einem Menschen, der zehnmal freier und fürstlicher leben kann, als die, die doch eigentlich bloß Macht repräsentieren."

Sie begriff ihn in der Tat ganz und gar nicht, wie sie auch Karl nicht begriff, der fast täglich zum Tee mit Henry bei ihr war, da er sich immer mehr auf seine Weise in ihre Schönheit verliebte. Er wurde nicht von Eifersucht, sondern von direktem Neid auf seinen Vetter zerfressen, der diese Schönheit besaß, ohne sie gleich ihm inbrünstig schätzen zu können. — Wenn er so oft mit zu Liane ging, so geschah es auch zu dem Zwecke, ihr dies zu zeigen, ihr zu zeigen, wie hoch er über Henry stand, nicht bloß an Geist überhaupt, sondern auch besonders an Verstand für ihr Wesen. Er sprühte von Witz, Schärfe, Bosheit, Phantasie am Teetische Lianens und es fehlte dieser durchaus nicht an Sinn für die Reize dieser Pyrotechnik des Geistes, obwohl sie ihm oft genug das Wort abschnitt, indem sie etwa sagte: „Hören Sie auf, Sie furchtbarer Teutone! Es ist nicht gesund, wenn der

Mensch bloß Gehirn ist, weder für ihn, noch für andere. Ihre Weisheit blitzt unaufhörlich, aber sie macht Alles dunkel ringsum. Endlich weiß ich doch, was die deutsche Philosophie ist: Selbstilluminierung. Ihr macht euch so hell inwendig, daß euch alles um euch herum natürlich dunkel erscheint. Was hat mir doch der Kleine für ein hübsches deutsches Wort gesagt? Richtig: „den Wald vor Bäumen nicht sehen". Sie, mein lieber Charles, sehen gerade den allerschönsten Wald nicht, in dem es sich am lustigsten spaziert."

Nein, sie begriff Karl nicht.

Wie hätte sie ihm sonst mit aller Gewalt eine — Freundin anschaffen wollen können?

Er war außer sich über diese Idee und erklärte, außer ihr kein Weib zu lieben.

— „Aber mein Lieber, Sie lieben mich ja nicht im geringsten."

— „Doch!"

— „Wie machen Sie denn das, ohne daß ich dabei bin?"

— „Lassen wir das, Madame."

— „Wir tun ja nichts, was wir lassen könnten!"

— „Ach!"

— „Mein Gott, jetzt werden Sie sentimental!"

— „Sie quälen mich!"

— „Ich? Sie quälen sich! Was für eine Idee, die Maitresse seines Freundes zu lieben. Das ist, entschuldigen Sie, erstens nicht nett, und, wenn schon, dann muß man wenigstens gleich — ordentlich nicht nett sein. D. h. —: ich mache Ihnen

keine Avancen. Sie sind mir zu — weise, und Henry gehört zu den Göttern, die ein Recht haben, keine anderen neben sich zu dulden!"

— „Ich bin auch weit davon entfernt, mit diesem — Gott rivalisieren zu wollen! Vielleicht ist er mir nicht — göttlich genug."

— „Gott sei Dank. Henry, freu' dich: du wirst anerkannt. Aber, Charles, sagen Sie mir doch: Ist denn die Jungfernschaft ein so unerhörtes Vergnügen?"

Karl litt qualvoll bei diesen Reden, die sich öfter und öfter wiederholten. — Und einmal konnte er es nicht mehr ertragen. Er stand auf und flüsterte hastig: „Da Sie mich nicht verstehen, haben Sie auch kein Recht, mich zu peinigen. Ich leide ohnehin schon genug. Aber ich war in der Tat ein Narr, da ich glauben konnte, eine Frau könne mehr haben, als Sinn für das, was an den Männern gemein ist."

„Oh la la!" sagte Liane, als er hinaus war. „Dein weiser Cousin ist nicht so glücklich, ein Narr zu sein, mein Freund. Er ist ein unglücklicher Bursch! Schade um ihn! — Merkwürdig, daß ich es nicht gleich gefühlt habe. Eine Frau spürt das doch sonst direkt auf der Haut!"

— „Was denn?"

— „Mein Gott, du Lamm! Er gehört zu denen, die schief gewickelt aus der Manufaktur gekommen sind. Er ist ein Mann, ohne als Mann fühlen zu können. — Ich begreife nur nicht, daß er sich dann nicht einen Freund sucht!"

— „Du meinst ...?

— „Ich bins überzeugt. — Aber der Fall ist besonders bös. Der gute Charles hat nicht einmal das gute Gewissen seiner Verkehrtheit, oder, noch schlimmer, es fehlt ihm auch an Leidenschaft nach der verkehrten Seite hin. Mein Gott! Daher diese maßlose Weisheit! Es hat sich bei ihm alles aufs Gehirn geschlagen. Gräßlich!"

Henry wurde nachdenklich, empfand aber nicht das geringste Mitgefühl für Karl. Eher eine Art hämischer Genugtuung. — Siehe da! Das also war des Pudels Kern! Und es fiel ihm allerhand ein ... Bertha! ...

Er lächelte recht unangenehm verächtlich.

— „Du scheinst nicht gerade viel Mitleid für deinen Cousin aufzubringen, Henry."

— „Mitleid? Ich finde das widerlich."

— „Oh! Warum? — Es ist — fatal und nicht gerade sympathisch. Das ist wahr. Man hat was dagegen, wenn man anders, das heißt, richtig angelegt ist. Nun ja. Vorstellen darf man sichs gleich gar nicht. — Außerdem hat es etwas Englisches. Du weißt doch: drüben gehört's zum guten Ton. Es ist ein übles Volk. Ich mag sie nicht, diese korrekten Heringe. — Aber man muß darüber wegkommen, wenn ein Mensch sonst wertvoll ist. — Du solltest ihm Courage machen, mein Freund, daß er wenigstens resolut ist, was er ist. — Suche ihm einen Freund, wie er dir mich gesucht hat. Revanchiere

dich! Einen schönen rotbäckigen Lord etwa, weil er ja doch auf diesen Unsinn etwas gibt."

— „Ich danke ergebenst. Er würde mich vergiften, wenn er merkte, daß ich was gemerkt habe. So gewiß ich jetzt weiß, positiv weiß, daß du recht hast, so gewiß und positiv weiß ich, daß ihm nichts entsetzlicher wäre, als zu wissen, daß du, oder ich, oder sonst wer die Sache auch nur ahnt."

— „Aber ich bitte dich: ein so gescheiter Mensch! Ein Mensch, der sich täglich über alle Moral lustig macht. Ein Philosoph! Ein deutscher Philosoph! Wozu in aller Welt ist denn eure kostbare Philosophie da, wenn sie nicht einmal imstande ist, einem Menschen seine Natur begreiflich zu machen und ihn zu lehren, daß er nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht hat, ihr nachzuleben, und wenn sie tausendmal Unnatur wäre?"

— „Du vergißt, daß es unkorrekt ist, Päderast, entschuldige das unangenehme Wort, zu sein. Auch wenn bei uns nicht Gefängnis auf diese Façon, selig zu werden, stünde, würde er, der ewig die Harmonie im Normalen, Anerkannten, Anständigen predigt, sich lieber umbringen, als zugeben, daß er zu diesen Anhängern einer unkorrekten Liebe gehört. — Übrigens braucht er unser Mitleid gar nicht. Du sagtest es ja: er hat alles, was ihm sonst abgeht, im Gehirne. So gewiß er mich um dich beneidet, so gewiß verachtet er mich auch deswegen, weshalb er mich beneidet. Er ist wie manche Bucklige, die

ihren Höcker heimlich streicheln und auf alle Fälle den Trost dahin haben, daß sie seelisch und geistig um so schöner gewachsen sind. Und so ist er auch boshaft, wie alle Verkrüppelten. Boshaft, boshaft! Ich bin recht froh, zu wissen, warum er so boshaft und mißgünstig ist."

Es wurde Liane nicht schwer, zu merken, daß die Liebe zwischen den zwei Vettern einen kleinen Wurm hatte. — Sie machte sich keine weiteren Gedanken darüber, aber eines fiel ihr auf: So unangenehm ihr im Grunde die von ihr entdeckte Eigenschaft Karls war — sie stand mit ihrem Gefühl eher auf seiner, als auf Henrys Seite. Die Tücke in dessen Gefühllosigkeit, die plumpe Genugtuung, mit der er die Schwäche des ihm sonst so überlegenen Vetters geradezu begrüßte, war ihr zuwider.

* * *

Sie begann überhaupt, an einigen seiner Eigentümlichkeiten Anstoß zu nehmen.

Fing er doch an, herrische Allüren zu zeigen, seitdem das erste Staunen, der Reiz ihrer Schönheit und das Gefühl der stolzen Genugtuung, sich mit einer der bekanntesten Schönheiten der Halbwelt von Rang zeigen zu können, im Abdampfen begriffen war. Er zeigte Launen, wurde formlos, konnte heftig werden und gebärdete sich in ihrem Hause, als sei er der Herr.

Seit er durch sie hinter Karls besondere Veranlagung gekommen war, nahm dieses Betragen

deutliche Merkmale von Hochnäsigkeit an. Selbst seine äußeren Manieren ließen zu wünschen übrig. Er konnte direkt respektlos werden, selbst in Gegenwart Hsiao-nü-örls, die dann ein unendlich erstauntes Puppengesicht machte und ihre Herrin ansah, als wollte sie sagen: Wie ist das nur möglich? Ist Madame keine Dame mehr?

Liane fragte sich selbst, warum sie ihm noch nicht den Laufpaß gegeben habe.

Liebte sie ihn etwa? fragte sie sich nicht ohne Schrecken. — Das wäre freilich eine böse Sache gewesen. Aber dann hätte sie ihn ja erst recht wegschicken müssen. Und sie hätte ihn dann auch zweifellos längst schon weggeschickt. — Denn so etwas hatte außerhalb des Hauses vor sich zu gehen. Wie es schon einigemal geschehen war: Mit einem entzückenden kleinen Kerl von Kommis aus dem Louvre, den sie jede Woche einmal in seinem kümmerlichen Zimmer besucht hatte, — selig, selig, selig; und dann mit dem närrischen Burschen, dem Flötisten in den Folies Bergères, der sie heiraten wollte, aber voller Entsetzen nach Nancy floh, als er merkte, „was für eine" sie war, — auch selig, selig, selig; und dann das mit dem hübschen olivbraunen Italiener, der Gipsfiguren verkaufte, was das Komischste gewesen war, weil er eines Tages mit den Statuetten des Präsidenten der Republik gerade in dem Augenblicke an ihr Haustor kam, als sie aus dem Wagen stieg. Er ließ seine sämtlichen Präsidenten fallen vor Schreck und machte

ein so dummes Gesicht, daß sie ihn seitdem nicht mehr lieben konnte.

— Aber nein, Gott lob, sie liebte Henry ganz und gar nicht. Es war das ganz richtige Verhältnis mit ihm, wie sichs gehört; gar keine Gefühlssache.

— Warum aber ließ sie sich dann seine schlechte Lebensart gefallen? Das war ja geradezu pervers.

— Nun gut: er war jung, stark, feurig und in gewissen Momenten brutal, wo es auf Lebensart nicht ankommt. Aber war das so etwas — Bindendes? — Es schien fast, als ob es das wäre.

Und Liane fühlte, daß sie auf einem Abwege war, auf dem Wege, dilettantische Fehler in ihrer Kunst zu machen, nicht mehr Herr über ihre Mittel zu sein.

Und sie beschloß, bei nächster Gelegenheit ein Ende zu machen.

* * *

Der Frühsommer meinte es in diesem Jahre mit Paris besonders gut. Obgleich es erst Mitte Juni war, herrschte bereits eine solche Hitze, daß die Gesellschaft und die mit ihr liierte Halbwelt schon auf die Flucht an die See dachte. Und doch war dieses Paris in Rosen so schön, daß man sich eigentlich nicht gerne von ihm trennen wollte. Das Bois war belebter denn je. Man zeigte bereits die Toiletten, die für Trouville und Spaa bestimmt waren, und, wie die Damen ganze Blumengärten auf den Hüten

trugen, so waren auch die edlen Pferde vor den eleganten Wagen nicht ohne Blumenschmuck.

Lianes Rappen trugen Marschall Niel-Rosen, und Liane selbst setzte die Modekorrespondentinnen aller Länder in lebhafte Tätigkeit durch immer neue, immer kühne und doch immer distinguierte Kunstwerke der höheren Damenschneiderei. Eine ganz neue Nuance von Grün, unmöglich zu sagen, ob mehr apfelgrün oder moosgrün, war auf ihren Namen getauft worden. „Que voulez-vous?“ sagte Liane, „es ist ein tapferes Grün, ein Grün des Willens; nicht vordringlich, aber sehr entschlossen. Es kommt, glaub ich, in der Natur nicht vor; es ist rein genial. Der Mann in Lyon, der es erfunden hat, verdiente, in die Akademie aufgenommen zu werden, denn er hat die Welt des Auges bereichert. Und das will was heißen. Schade, daß es kein Parfüm gibt, das dazu paßt. Eine winzige Ahnung, aber nur eine Ahnung Veilchen müßte darin sein, und ein Spürchen Geruch aus einer Äpfelkammer; dann aber auch etwas Trockenes, etwas aus dem Walde, wenn er ganz, ganz heiß ist, aber ohne alles Harzige, Holzige und auch nichts vom Laube; höchstens vom Laube aus dem vorigen Jahre, das trocken auf dürrem Moose liegt. Enfin: dazu brauchte es nun wieder Genie.“

Henry verstand derlei nicht, und auch dieses mangelnde Verständnis für Nuance, wie hier, so überhaupt, fing Liane an, unbequem zu werden.

Sie war von Paul Adalbert her gewöhnt, nicht bloß Monologe zu halten, sondern, wenn sie ihrer lebhaften Phantasie und ihrem sehr amüsanten, feinen, kapriziös bewegten Geiste die Zügel schießen ließ, wenigstens ein sanft und gefällig flüsterndes Echo zu vernehmen. — Auch Karl war ein guter Zuhörer und gescheiter Fortspinner der Konversation gewesen. Sie hatte ihn dem seligen Entkrönten sogar vorgezogen, weil er allerliebst boshaft ironisch sein konnte und ihre Einfälle manchmal auf eine so virtuos geistreiche Art liebenswürdig ad absurdum führte, daß sie mehr als einmal gesagt hatte: „Gerechter Himmel, jetzt kriegen die Deutschen auch noch Esprit. Was bleibt dann für uns übrig?" Und Karl hatte wohl geantwortet: „Die Grazie, Madame, und der Leichtsinn. Wir Deutschen werden eines Tages sogar wieder Geschmack haben, denn wir haben ihn nur verloren; aber niemals, solange wir an der rasselnden Kette der zwar unsinnig reichen, aber verflucht eichenhölzernen deutschen Sprache hängen, werden wir mit Grazie und Leichtsinn begnadet sein."

Aber Karl kam ja nicht mehr, und sie sah sich auf diesen, wie sie ihn nannte: Trommelstock Henry angewiesen, der entweder verdrossen und dummstolz schwieg, oder einen heftigen, dröhnenden Wirbel eingebildeter, kalbsledern hohler Phrasen schlug. Es war wahrhaftig kein Vergnügen mehr, mit dem ins Bois zu fahren, obwohl ihm der moderne graue Zylin-

der sehr gut stand. Er schien ihr, und das war das Unausstehlichste, mit einem Male imponieren zu wollen; — Gott weiß, womit. Schnitt düster geheimnisvolle Gesichter, markierte, unpassend direkt, Menschenverachtung, hüstelte nach dem Muster des Herzogs von Sagan in die Hand und sagte blödsinnig oft: Bah! — Was blieb ihr übrig, als ihn auszulachen. Aber: half das was? Er zog bloß die Augenbrauen hoch und sah sie hochnäsig von der Seite an mit einem impertinenten Blicke, der sagen sollte: Wer lacht da?

— Nein, das war nicht mehr zum Aushalten. Dieser Knabe fing an, geschmacklos zu werden und ihr auf die Nerven zu gehen.

Eines Tages, als sie aus dem Bois zurückkehrten, wurden auf der Straße Extrablätter ausgerufen. „L'empereur Frédéric mort! L'empereur Frédéric mort!"

„Hast du gehört!?" sagte Liane, „Euer Kaiser ist tot!"

„Bah!" antwortete Henry.

In diesem Momente glaubte er wohl, damit in ihrem Sinne zu reagieren. Aber sie fühlte auch noch einen Untergrund heraus, der ihr heftig mißfiel.

Sie sah ihn mit deutlichem Widerwillen an und schwieg, bis sie ins Haus traten.

Sie bestellte sich ein kühles Bad. Er tat das Gleiche. — Es geschah täglich so nach der Ausfahrt, und sie pflegten dann, nackt wie sie aus dem Bassin kamen, sich in einem kleinen ganz runden Zimmer zum Tee zusammenzufinden, das rings

von Säulen mit verbindendem Mäanderfries umstanden und auch sonst im strengsten Napoleonsstile gehalten war. Zwischen je zwei Säulen stand auf kantigem, vergoldetem Sockel eine Napoleonsstatue. Die Wände waren glattgeschliffener, mit einem dunklen, aber leuchtenden Blau überzogener Gips, der den Eindruck eines wundervollen Steines von seltenster Einfarbigkeit machte. Es gab keine Möbel in diesem Raume außer einem durchaus runden, tief nachgedunkelten Mahagonitische, der eigentlich auch eine Art Säulenschaft mit aufgelegter Marmorplatte war. Dicke Bronzebeschläge in Form von aufeinandergelegten Lorbeerblättern zogen sich in engen Parallelen senkrecht an ihm hinab. Unter der Platte, die nur ganz wenig vorragte, lief ein Fries bronzener Figuren in erhabener Arbeit, die aus den Kämpfen der Ilias entnommen waren. Außerdem gab es noch zwei Stühle in der Art derer, die wir von Statuen römischer Kaiserinnen her kennen. Aber sie waren gleichfalls aus dunklem Mahagoniholze mit schweren Bronzebeschlägen. Auf dem einen lag ein gelbes, auf dem anderen ein blaues Kissen mit mächtigen Goldquasten. Von der runden Decke herab, die von derselben Farbe und Beschaffenheit war, wie die Wände, aber mit bronzenen Nachbildungen antiker Schildbuckel besetzt, hing ein galvanoplastischer Abguß des etruriſchen Kronleuchters von Cordona in vergoldeter Bronze. Als Ganzes etwa wie

eine riesige Sonnenblume wirkend, aber im einzelnen aus Emblemen des Phalluskults bestehend. Die üppigfetten Blätter waren Phallusse, an die sich, mit auseinandergespreizten Beinen kauernd, Satyrn schmiegten. Unter ihnen erotisch stilisierte Delphine und Sirenen; in der Mitte der Kopf einer raffzähnigen Gorgo, eine breite, wulstige, in der Mitte eingeschlitzte Zunge von gewaltigem Umfange aus dem Munde heraushangen lassend.

Keines der mollig einladenden Boudoirs also in dem Stile, wie man ihn in den Behausungen moderner Phrynen vorauszusehen und wohl auch zu finden gewöhnt ist. — Wie Voltaire über eine von ihm erbaute Kirche geschrieben hatte: Deo erexit Voltaire, so hatte Paul Adalbert über die Tür zu diesem ungewöhnlichen Teezimmer einer Pariser Phallusprieſterin schreiben wollen: Dem Genie und dem Geschlechte geweiht von einem Verehrer des einen wie des andern, aber Liane hatte erklärt: „Mais non! Keine Buchstaben! Das Genie und das Geschlecht ist in seinen höchsten Momenten analphabetisch. Voltaire hatte keine Ehrfurcht. Er konnte wieder einmal einen Witz nicht bei sich behalten. Wir aber wollen unsere Andacht — verschweigen."

Da das Zimmer keine Fenster hatte (die Schildbuckel kaschierten die Ventilation), war für reichliche Kerzenbeleuchtung von den Wänden her gesorgt. Von der Spitze eines jeden Phallusblattes aber stach eine blaue, parfümierte Spi-

ritusflamme steilspitz empor, leuchtend wie Sankt-Elms-Feuer.

Henry, der zum Bade nicht zwei Stunden brauchte, wie Liane, hatte auch für diese Stimmungsdinge keinen wirklichen Sinn, obgleich er früher oft genug darüber ergriffen orakelt hatte. Jetzt, da er allein war, ließ er seinen angenehm erfrischten Körper, dem nun wiederum die behagliche Wärme dieses Raumes wohltat, auf dem breiten Stuhl mit dem gelben Kissen nieder, räkelte sich faul behaglich zurecht, stierte zur Decke, fuhr sich mit den Fingern in die Ohren, weil noch Wasser darin war, zündete sich eine Zigarette an, rauchte sie zur Hälfte, legte sie mit einer gelangweilten Bewegung in die große Schale aus böhmischem Rubinglase, gähnte breit auf und lehnte sich hintüber zum Schlafen. Da der Stuhl nicht dazu eingerichtet war, mußte er, um überhaupt Halt zu gewinnen, den Nacken auf die runde Lehne des antiken Gestühles legen, und das ergab eine Spannung der Gurgel, die ein röchelndes Schnarchen zur Folge hatte.

In diesem Zustande traf ihn Liane an, als sie in allen Prächten ihres hüllenlosen, von der Frottage rosigen Körpers ins Zimmer trat.

Der Anblick widerte sie an. Bei nackten Menschen macht sich gemeine Haltung noch schlechter, als bei angezogenen.

„So wach doch auf!“ rief sie laut, indem sie sich Henry gegenüber niederließ.

Henry erwachte, glotzte, und grunzte mehr,

als daß er sprach: „Du hättest mich ruhig weiter schlafen lassen können, bis der Tee da war."

— „Du bist nicht sehr höflich."

— „Ich bin noch halb im Schlafe."

— „Das ist keine Entschuldigung."

— „Soll auch keine sein."

— „So wirst du dich jetzt entschuldigen."

— „Ach?"

— „Gewiß. Ich verlange es."

— „Pflegte sich Paul Adalbert vor seiner . . ., vor dir entschuldigen?"

— „Es war nicht nötig, ihn dazu aufzufordern; er war ein Mann von Welt."

— „Gott ja, ich weiß ja: Standesherr, Fürst, beinahe Großherzog von Gerolstein. Wie mir das imponiert!"

— „Er sollte dir nur als Kavalier imponieren. Übrigens imponiert deiner deutschen Plebejerhaftigkeit jeder prinzliche Esel von Geblüt."

Sie konnte nicht mehr an sich halten. Und als Henry wütend aufsprang und rief: „Was wagst du, mir zu sagen?" entgegnete sie schneidend: „Daß du ein unerzogener barbarischer Tölpel, ein kulturloser Plebejer bist, ein Mensch, der in die Kutscherstube gehört, weil er nicht gelernt hat, sich in herrschaftlichen Räumen einigermaßen entsprechend aufzuführen."

Es wäre gewiß zu einer mehr als lebhaften Szene gekommen, wenn nicht eben Hsiao-nü-örl mit dem Teebrette eingetreten wäre.

Der Umstand, daß die kleine Chinesin den Tee nach ihrer heimatlichen Art sehr zeremoniell und langsam zubereitete, aus verschiedenen runden und vieleckigen Büchsen und Büchschen die Sorten mischend, die Blumen des Teeparfüms abzählend, das kochende Wasser durch den engen mit dem Kraute angefüllten Filtrierzylinder langsam, fast tropfenweise in die breite Kanne aus altem graugelben Porzellane gießend und dann aus diesem in die flachen teerosengelben Schalen schänkend, alles mit einer halb priesterlichen, halb drolligen Würde, zierlich und feierlich: dieser Umstand der Anwesenheit einer dritten, ruhig hantierenden Person ließ selbst in Henrys wütendem Gemüt den Explosivstoff etwas zurückebben. Auch als Hsiao-nü-örl geräuschlos abgewatschelt war, schwieg der tief Beleidigte noch eine Weile. Aber er rührte den Tee nicht an, dessen Duft dem Zimmer ein narkotisch anregendes Aroma mitteilte, ein fast märchenhaftes Aroma, das in der Tat eher zum Träumen und Lieben verlocken mochte, als zu harten Auseinandersetzungen.

Liane schlürfte das köstliche kaum strohgelbe Getränk in kleinen, seinen ganzen fast ätherischen Reiz auskostenden Zügen. Dann lehnte sie sich in ihrem Stuhle zurück, beide Arme in ihrer vollen Pracht ebenmäßiger Schlankheit lässig auf den weitausladenden breiten Seitenlehnen ruhen lassend, den Blick geradeaus auf Henry gerichtet. Ihre vorgewölbte Brust ging ruhig auf und nieder. Der untadelig straffe

faltenlose Leib, dem auch das Korsett keine unnatürlich eckige Linie angeschnürt hatte, hob und senkte sich im schönsten Gleichmaße der Gesundheit; die eng aneinanderliegenden Schenkel waren ein Bild geschwisterlichen Friedens, wie wenn beide ein Gefühl für die Schönheit ihrer nur leise beflorten, sanft ins Hügelige übergehenden Schnittlinie gehabt hätten.

Henry dagegen saß aufgerichtet da, als ob er jeden Augenblick aufspringen wollte. — Sein Körper konnte sich als männliches Gegenstück zu dem Lianens wohl sehen lassen. Noch verunzierte ihn kein reichliches Fettpolster; alles war wölbig fest, Muskel an Muskel sich klar absetzend, ohne athletenhaft wulstig zu sein, aber auch ohne die zu strenge Eckigkeit des Abtrainierten. Immerhin mehr der trunkene Bacchus, als der David Michelangelos. Keine Sehne, keine Rippe wahrnehmbar. Aber das Fleisch noch fest, unter gerade noch richtig gespannter Haut. Dabei glatt, unbehaart und von der schönen Tonigkeit der Leibfarbe brünetter junger Männer, die oft nackt gehen, weil sie fleißig baden.

Leider stimmte bei ihm Kopf und Gesicht nicht so zu dem Körper, wie bei Liane. Abgesehen davon, daß deren Frisur auf Nacktheit gestimmt, antik war, während die seine Frack und Stehkragen zur Voraussetzung hatte, wirkte auch der Ausdruck seiner Gesichtszüge „schlecht und modern". Es fehlte ihm alles Freie, Große,

Klare. Schwer zu sagen, was statt dessen ihm das Gepräge gab. Vielleicht: zuckende Verkniffenheit. Und: Lauern.

Henry hatte durchaus nicht die Absicht, mit Liane zu brechen. Dem Verhältnis mit ihr dankte er es ja, daß er jetzt eine gewisse Rolle in der Pariser Lebewelt spielte, und das bedeutete sehr viel für ihn. Auch war es ihm nicht ganz unbewußt geblieben, daß er auch Wesentlicheres durch sie gewonnen hatte. Er führte jetzt ein geordnetes Dasein, lebte, wenn auch nicht innerlich, so doch äußerlich in einem größeren Stile, dem Stile der tonangebenden Welt; hatte, wenn er wollte, deren Manieren, wenigstens im ungefähren Anschein, und es standen ihm die besten Möglichkeiten offen, Beziehungen anzuknüpfen, aus denen sich für die Zukunft lebenbestimmende Verhältnisse ergeben konnten. — Indessen alles dies, und auch sein sinnliches Verknüpftsein mit Liane nicht, war imstande, den Trieb seiner Natur zurückzudrängen, der darauf ausging, brutal zu dominieren, wo er einmal Fuß gefaßt hatte. Die Uberlegenheit Lianens war ihm höllisch zuwider, einmal als ein Zwang, sich andauernd zusammennehmen zu müssen, und dann als eine Schwelle, über die seine komödiantische, aber ganz zur Natur gewordene Großmannssucht nicht wegkonnte. Es war ihm unleidlich geworden, daß er ihr mit nichts zu imponieren vermochte. Und je wütender er dies empfand, um so lebhafter tauchten seine

großartigen Einbildungen wieder in ihm auf, dieses ganze Gewirre angeflogener, ungewisser geheimnisvoll gepflegter „Überzeugungen", das der einzige Inhalt seiner Leere war.

Und nun hatte sie ihn einen Plebejer genannt, sie, von der er wußte, daß sie die Tochter einer Wäscherin war, einer Furie der Kommune, einer Petroleuse!

Aber das war wohl gerade die rechte Gelegenheit, ihr den Standpunkt klar zu machen. Zwar: sein Geheimnis durfte er auch ihr nicht preisgeben, aber ahnen sollte sie es.

Er begann nach einer Weile: „Du hast recht. Ich habe mich zu entschuldigen. Und ich begreife, daß du außer dir warst über meine Ungezogenheit. Ich bin es noch mehr, als du. Denn gerade ich dürfte nie gegen die Gesetze des Kavaliertums verstoßen."

— „Es darf es niemand, der Anspruch darauf macht, als Kavalier zu gelten."

— „Gewiß. Aber es gibt noch besondere Verpflichtungen."

— „Ja: Man muß sich besonders anständig gegenüber seiner Maitresse aufführen. Es ist die frei gewählte Herrin und die freie Herrin, und nur der Pöbelmensch wird von der niedrigen Idee beschmutzt, daß sie nicht Dame sei. Ist sie es vielleicht nicht immer durch Geburt, so ist sie es doch durch Willen und Verdienst. Schwertadel der Liebe, monsieur, die aus der Tochter einer Wäscherin eine Marschallin von ihren Gnaden macht, wenn

Talent vorhanden ist; wie das Genie Napoleons im gleichen Falle aus Bäckergesellen Marschälle und Könige machte."

— „Aber die Geburt verpflichtet mehr, als das Verdienst."

— „Entschuldige! Ich habe dir schon oft gesagt, daß ich darauf pfeife. Und ich habe das, wie du weißt, auch solchen gesagt, die verteufelt hoch, ja allerhöchst geboren waren, wie man sich recht töricht ausdrückt, da wir ja allesamt aus den Niederlanden kommen. Wenn ich in der letzten Zeit manchmal Vergleiche anstellen mußte zwischen dir und dem guten Paul Adalbert, so geschah es wahrhaftig nicht deswegen, weil ihr von verschiedener Geburt seid. Hatte es mich ja doch anfangs gerade interessiert, mal einen Deutschen kennen zu lernen, der nicht zu der immensen Fürstenfamilie gehört, mit deren Abkömmlingen ihr so sehr die ganze Welt beglückt habt, daß ihr überall rechtschaffen unpopulär seid."

— „Da hast du dich nun freilich geirrt."

— „Was, du auch? Gott steh' mir bei!"

Liane beugte den Oberkörper weit vor und lachte so laut auf, daß ihre Brüste ins Schwanken kamen.

Henry lehnte sich majestätisch zurück und sah sie stolz an.

Er sprach: „Dein Gelächter setzt mich nicht in Erstaunen. Ich kenne ja deine dir angeborenen Anschauungen, und so ist es, abgesehen von tieferen Gründen, ausgeschlossen,

daß ich dir Genaueres über das Geheimnis meiner Herkunft mitteile. Nur muß ich dir für jetzt und künftighin aufs allerdeutlichste sagen, daß Worte wie die, die du dir vorhin mir gegenüber herausgenommen hast, von mir nicht geduldet werden können, weil sie das Innerste meines Wesens verletzen, und weil es angeborene Gefühle gibt, deren Verletzung der Edelgeborene auch einer Dame nicht gestatten kann, selbst wenn sie durch — eigenes Verdienst zur Dame geworden ist."

—„Sacrébleu! Also—Majestätsbeleidigung!?"

Liane lachte noch lauter und lehnte sich, himmlisch belustigt, weit zurück, indem sie die Arme über dem Kopfe zusammenschlug, und damit eine entzückende Straffung der Brüste nach oben verursachte.

Aber Henry war nicht in der Stimmung, für derartige ästhetisch erfreuliche Zufälle Blicke zu haben.

Er sprang auf und rief, daß es dröhnte: „Ich verbiete dir, über diese Dinge zu lachen, die dir zu hoch und mir heilig sind. Entweder: du gewöhnst dich daran, in mir das Geheimnis meiner Geburt zu respektieren, oder du bist meine Maitresse gewesen."

Jetzt sprang auch Liane auf. Sie bebte vor innerer Erregung. Aber sie schrie nicht, als sie sagte: „Entfernen Sie sich, mein Herr! Machen Sie schleunigst, daß Sie mein Haus verlassen, und wagen Sie es ja nicht, mir wieder

unter die Augen zu treten. Ihre knabenhafte Albernheit hat mich amüsiert, Ihre Unverschämtheit macht es mir unmöglich, mir dieses Amusement länger zu gestatten. — Aber so gehen Sie doch!!"

Henry machte in der Tat nicht die mindesten Anstalten, sich zu entfernen. Er stand starr, wie angewurzelt. Er begriff diese Wirkung seiner Worte durchaus nicht. Er fühlte sich geohrfeigt bis zur Bewußtlosigkeit, ja Lähmung.

Als er wieder zu sich kam, war sein erster Gedanke, sich auf Liane zu stürzen und sie zu erdrosseln. Er streckte auch wirklich beide Hände aus und rollte die Augen.

Aber in diesem Momente ertönte die silberne Tafelglocke in Lianens Hand, und es erschien auch augenblicklich Hsiao-nü-örl, denn das gute Chinesenmädchen hatte draußen auf dem Bauche gelegen, das Ohr auf der Schwellenklinze.

„Dem Herrn ist nicht ganz wohl," sagte Liane ruhig, „stützen Sie ihn beim Gehen und helfen Sie ihm sich ankleiden. Auch Sam kann sich dabei nützlich machen. Er ist doch da?"

„Sche, Sche!" antwortete in ihrer Aufregung Hsiao-nü-örl chinesisch: „Sam wu-li-tao. Er ist im Zimmer, Madame."

Henry stürzte ab, — ungestützt. Es sah nicht sehr antik aus, wie sein blankes Hinterteil zwischen den blauen Türvorhängen verschwand.

Sam, der früher im Hamambade Frotteur

gewesen war und tatbereit mitten im Nebenzimmer stand, bedauerte innig, daß er seine Kunst nicht an ihm auslassen durfte.

III. Karl in Betätigung

Henry kam in einem Zustande zu Hause an, der von Tobsucht nicht allzuweit entfernt war.

Er hatte entschieden vor, seine Wut an Karl auszulassen, dem er die Hauptschuld an dem erlittenen Chok beimaß, denn wer anders als Karl war es gewesen, der ihn überredet hatte, sich mit einer Person dieser impertinenten Art einzulassen? — Aber jetzt wollte er es ihm einmal sagen, daß er sich auf diesem Gebiete Ratschläge verböte! Er kümmere sich ja auch nicht um des Vetters erotische Bedürfnisse und Geschmacksneigungen. — Gott behüte ihn davor! Sie seien ihm zu sonderbar.

Und er gedachte, dem erhabenen Herrn jetzt nichts zu schenken, mochte kommen, was da wollte! Er hatte das Bedürfnis, jetzt jemand sich am Boden winden zu sehen.

Aber Karls Türe war verschlossen und wurde nicht geöffnet, obwohl Henry schließlich mit den Füßen dagegen stieß.

— „Laß mich in Ruhe! Ich habe zu tun!"

— „Hast du vielleicht — Damenbesuch?"

— „Schweig! Ich arbeite!"

— „Mit — wem denn?"

— „Laß das unsinnige Gefrage! Ich bin mit einer großen Sache beschäftigt."

— „Ich glaube schon, daß es etwas Sächliches ist."

— „Was soll das! Ich verstehe dich nicht! Du bist, scheints, betrunken!"

— „Ich kann mich auch deutlicher ausdrücken."

— „Bitte: später! — In ein paar Stunden lege ich dir die Sache vor. Sie kann auch für dich Folgen haben. Es ist eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, die für unsere Zukunft entscheidend sein kann."

Es war etwas im Tone Karls, das Henry zwang, stille zu sein, — wenigstens ihm gegenüber. Dafür verübte er in seinen Zimmern einen um so höllischeren Lärm.

Zuerst warf er sämtliche, in kostbaren Bronzerahmen auf seinem Schreibtische stehenden Bilder Lianens gegen einen großen Wandspiegel. Dann feuerte er alles, was zur Hand war, gegen die Wände und Türen. Eine Bronzenachbildung der Statue Lianens, die ihren Schöpfer berühmt gemacht hatte, flog durch die Glasfüllung einer Türe dem würdigen John an den Kopf, der vor Schmerz seine dignitäre Haltung verlor und laut aufbrüllte.

„Schweigen Sie!" herrschte ihn, die Tür aufreißend, Henry an, „und werfen Sie das Ding auf den Kehrichthaufen! Dann packen Sie unsere Koffer, aber schnell! Und nehmen Sie Billets nach London! Lassen Sie die Rechnung

bringen. Schnell! Schnell! Himmelherrgotts-Donnerwetter, Sie verfluchter traniger Lümmel, so stehen Sie doch nicht so untätig da!"

John riß beide Augen zur Weite von Eierbechern auf und murmelte: „Ich bitte um meine Entlassung!"

— „Scheren Sie sich zum Teufel!"

— „Ich bin eine solche Behandlung nicht gewöhnt."

— „Dann werden Sie Präsident der Republik, oder gewöhnen Sie sich daran. Das Leben ist kein Karussellfahren. Aber vorher besorgen Sie, was ich Ihnen befohlen habe."

Henry warf sich in ein Fauteuil und stieß mit beiden Füßen nach dem davorstehenden großen runden Tische, daß er umfiel und den Boden mit zerbrochenen Gläsern, Karaffen, Vasen übersäte. Aber auch der Kosak fiel mit hinunter.

Das brachte Henry augenblicklich zur Besinnung. Er sprang auf, zu sehen, ob seinem Heiligtume nichts passiert sei. Nein, die Erzeugnisse aus russischem Phosphoreisen vertragen einen Puff. Aber das goldene Kästchen darunter, mit dem Briefe Papa Hauarts, hatte eine Einbeulung erfahren.

Henry stellte den Tisch wieder auf und setzte den Kosaken in die Mitte. Er starrte ihn ausdruckslos an und versank in ein Gewühle von dumpfen Empfindungen. Wut kämpfte mit Ekel. Erst wars nur Wut auf Liane, Ekel über seine klägliche Haltung ihr gegenüber.

Dann wandte sich Wut und Ekel gegen sich selbst, gegen sein ganzes Leben, und der übliche Umschlag kam: Selbstanklagen, jämmerliche Verzweiflung, dumpfes Sichselbstsinkenlassen. Liane erschien hoch, königlich: eine römische Kaiserin. Was sein Blick während der Szene vorhin beim Tee leer gestreift hatte, sah er jetzt in aller Majestät himmlischer Fülle und Schönheit.

„Verloren! Verloren! Weg!" brüllte er auf. „Hätte sie mich doch geschlagen, gepeitscht, getreten!"

Er bohrte sich wollüstig in diese Vorstellung ein, malte sie sich aus, sah und fühlte Hieb auf Hieb, Tritt auf Tritt, und wimmerte keuchend vor sich hin in einer scheußlichen Entzücktheit und Verlorenheit.

So traf ihn Karl an, als er nach zwei Stunden seit Henrys Heimkunft ins Zimmer trat. Er trug in der linken Hand einen vierarmigen brennenden Leuchter, in der rechten eine mit altem japanischen Goldbrokat überzogene Mappe, war in Frack und weißer Halsbinde, und sah sich aufs Äußerste erstaunt um, als er nach und nach gewahrte, in welchem verwüsteten Zustande sowohl das Zimmer, wie sein Bewohner war.

„Du hast, scheints, einen kleinen Wahnsinnsanfall gehabt," sagte er ruhig; „nun, du kannst dirs leisten. Einem weniger Bemittelten würde ich vorschlagen, eine Gummizelle zu beziehen. Vandalismus ist heutzutage ein kostspieliger Sport. John ist übrigens auch nicht mehr ganz

und dürfte nur gegen ein Schmerzenstrinkgeld von 1000 Francs zu bewegen sein, in deinen etwas lebensgefährlichen Diensten zu bleiben. Ich rate dir, ihm das Pflaster zu spenden, denn, da du plötzlich nach London willst, werden wir ihn brauchen können."

Henry schwieg und stöhnte bloß.

Karl sah mit Vergnügen, wie tief unter der Normallinie des Selbstbewußtseins sich sein vor zwei Stunden noch so üppiger Vetter befand, und hatte die höchst wohltuende Empfindung, es mit entschieden pathologischer Stimmungslabilität zu tun zu haben.

„Du wolltest mir doch," fuhr er fort, „einige Andeutungen weiter aufklären, die du vorhin gemacht hast. Ich bin bereit, sie jetzt entgegenzunehmen, ehe ich dir die Sache mitteile, von der ich gesprochen habe."

Ach, Henry war dazu jetzt nicht fähig. Er hatte das Gefühl, morsch bis ins Innerste der Knochen zu sein und statt Blut irgend etwas Kaltwässigeres in den Adern zu haben.

„Also später!" sagte Karl gleichmütig. „Ich will nicht in dich dringen. Auch habe ich augenblicklich ein lebhafteres Interesse daran, daß du mir jetzt aufmerksam zuhörst, als daß du mir Mitteilungen machst. Ich hoffe doch, daß du wenigstens zuhören kannst!"

„John soll Chateau d'Yquem und russische Eier bringen!" sagte Henry.

„Ja, und für mich Madeira," fügte Karl

hinzu. „Ich freue mich, zu bemerken, daß du die Wichtigkeit des Moments ahnst."

Er läutete und gab dem ganz düster gewordenen John die Befehle.

Dann, als der Wein und die Platte mit den kaviargefüllten Eiern auf dem Tische standen, begann Karl, seine Idee einer kulturprogrammatisch poetischen Begrüßung des neuen Kaisers zu entwickeln. — Es handele sich natürlich nicht um ein dichterisches Erzeugnis für den großen Büchermarkt. Man müsse ein Exemplar auf Pergament drucken und es in einer Hülle aus kostbarstem alten Rennaissancebrokat dem Hofmarschallamt in Berlin übersenden, — für den Kaiser. Im übrigen genüge eine Auflage von etwa fünfhundert Stück, wovon man vierhundert an die vornehmsten Tagesblätter, an die literarischen Revuen und an prominente Vertreter des Geistes, sowie an eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten schicken müsse, die durch ihre Stellung im Staate und in der Gesellschaft einflußreich seien. Die übrigen hundert könne man einer vornehmen Verlagsanstalt zum Vertriebe überlassen. Das Ganze müsse schon äußerlich ein Kunstwerk sein, gedruckt natürlich in einer englischen Offizin von Rang, weil sonst nirgendwo auf etwas auch nur halbwegs Anständiges zu rechnen sei. Nur die größte Antiquatype, womöglich alten holländischen Schnittes, entspreche der Monumentalität des Inhaltes und seiner Bestimmung. Dementsprechend müsse ein ganz außergewöhnlich großes Format

gewählt werden, doppeltes Lexikonformat etwa oder noch umfangreicher. Und dadurch ergäbe sich die Notwendigkeit eines überaus starken, fast kartonartig starken Papieres. Zum Glück habe er ein solches von unbeschreiblicher Schönheit bei einem großen Importeur von Japanwaren gefunden, ein Papier, das edel sei wie Elfenbein und von einem karessanten Reize wie Seide. Er habe sich nie so etwas Köstliches träumen lassen. Selbst alte Büttenpapiere vornehmster Herkunft wirkten dagegen barbarisch. Es trage mit Recht den Namen kaiserliches Papier, denn es entstamme der kaiserlich japanischen Papiermanufaktur. — Schwer sei es, einen Umschlag zu finden, der dieses wunderbaren Stoffes würdig wäre. Gesteiftes Pergament mit nur wenig Hellgoldpressung neben reichlicherer Blindstempelornamentierung sei wohl das Einzige, das man wählen könne. Die Bindung müsse natürlich mit dicken Seidenschnüren geschehen und zwar von dunkelgelber Farbe.

Karl schwelgte sichtlich in Vorstellungen, die ihn hoch entzückten, als er dies vortrug. Aber Henry hörte nur mit geringem Interesse zu. Es fehlte ihm jeder Sinn für einen Luxus, der noch nicht Mode war, und von dem er sich daher auch keine Vorstellung machen konnte. Er hatte nur die Empfindung von etwas Prächtigem, Besonderem, und da begriff er eigentlich nicht, warum das Ding nicht einfach in möglichst dick vergoldetes Maroquinleder gebunden und etwa gold auf schwarz gedruckt werden sollte. Da er gerne mitredete,

auch wenn ihn etwas nicht eigentlich interessierte, so schlug er das mit dem Tone tiefer Überlegung vor.

„Ach Gott, ja," meinte Karl darauf, „es gibt noch eine Menge Möglichkeiten, Pracht und Originalität zu entfalten. So könnte man das Gedicht z. B. auf roten Sofaplüsch einbrennen und in handbemalte Ofenkacheln binden lassen. — Übrigens ist auch mein Vorschlag schon kostspielig und für heutige Verhältnisse ausschweifend genug. Hab keine Angst: man wird die Hände zusammenschlagen über den Verschwender, der diese Publikation bezahlt hat. Das wirst du schon auf dich nehmen müssen. Dafür wirst du aber auch an dem Erfolg partizipieren, die der Inhalt dieser poetischen Urkunde einer neuen Kultur haben wird. — Und nun höre besser zu, als du es bisher getan hast. Ich lese dir jetzt das erhabenste Gedicht vor, das seit 1832 in deutscher Sprache geschrieben worden ist, ein römisches Gedicht in deutscher Sprache, das erste Manifest einer neuen Poesie, mit der sich das dichterische Deutschland an die Spitze der Nationen setzen wird."

Und er las. Leise, mit einer vor innerer Erregung heiseren Stimme, abgehackt, höchst kunstlos. Zuweilen wurde es ein Murmeln, manchmal klang es, dem Tone nach, wie ein scharf betont vorgetragenes Referat, dann kamen wieder Stellen, bei denen die Stimme in eine Art pathetischer Fistellage geriet, und oftmals war es wie ein bloßes Hauchen.

Aber selbst Henrys Stumpfheit wurde hingerissen, wie ein jeder hingerissen worden wäre, der diese wundervoll mächtig gebauten, aber bis ins Kleinste mit feinster Wortgoldschmiedekunst behandelten Strophen angehört hätte, auch wenn ihr Geist ihm zuwider gewesen wäre: dieser Geist einer kalten, durch kein herzliches Gefühl getrübten Klarheit über die eine Wahrheit, die das Gedicht in leuchtenden Bildern immer wieder als die einzige Grundlage höherer Kultur aussprach: daß alles wesentlich Edle, alles Große und Hohe, alle Gewalt des Geistes und der Seele, und der schranken- und hüllenlose Genuß sinnlicher Schönheit ein Vorrecht und die ausschließliche Pflege Weniger sein müsse unter dem Schutze der Macht, die diese höchsten Kulturgüter zu bewahren und zu mehren habe selbst auf Kosten der vollen Bewegungsfreiheit und Emanzipationstriebe der Masse.

Karl war totenbleich, als er die Vorlesung beendet hatte, aber in seinen Augen war das Feuer des von sich selbst ergriffenen Genies, das die innigste menschenmögliche Wollust an sich erfahren hatte, sein Tiefstes, Ganzes künstlerisch bewältigt in lebendiger Form so aus sich herauszustellen, daß es wie als eine neue Welt und Wahrheit dastand, neben, in, über aller anderen Welt und Wahrheit, souverän und unantastbar im eigensten Gesetz.

Henry ahnte dieses Außerordentliche, — er ahnte es, weil er im Banne der persönlichen

geistigen Atmosphäre dieses Inspirierten stand. Und er wurde Karl wieder einmal untertan.

Wenn er jetzt die Abreise nach London aufs Hastigste betrieb, so war er selbst aufrichtig davon überzeugt, daß es nur geschah, um Karls Werk dort so schnell als möglich drucken und binden zu lassen.

* * *

Die Überfahrt von Calais nach Dover war für Karl eine fürchterliche Prüfung, da sie ihn aufs brutalste daran erinnerte, daß auch ein Genie nicht bloß aus Gehirn besteht. Er hatte, obwohl sein Gedicht die Kabine mit ihm teilte, den entschiedenen Wunsch, sofort zu sterben, denn sein Zustand während der Überfahrt war ebenso unangenehm wie würdelos.

„Welch eine Schweinerei ist das Leben!" rief er einmal über das andere aus, „welch eine Schweinerei! Und dabei gibt es Menschen, die an Gott glauben!! Wären doch die vielen Gedanken, die an diese Fiktion verschwendet worden sind, dazu benutzt worden, ein Mittel gegen die Seekrankheit zu erfinden! Man sollte alle Theologen auf See schicken."

Besonders gräßlich war ihm dabei, daß Henry von dem Übel verschont blieb. — Dieses Tier scheint gegen alle Krankheiten gefeit zu sein, dachte er voll Grimm. Wie es für ihn keine venerische Ansteckung zu geben scheint, obgleich er sie tausendemale herausgefordert hat, so geht auch dieses furchtbare Leiden an ihm

vorüber, wie an einem Auserwählten. Ein glänzender Beweis für die Existenz Gottes. Mir explodieren die Gedärme, und er füllt sie sich ohne Unterbrechung mit schlechthin säuischem Behagen. Wenn ich ihn doch vergiften könnte! — Und mit welcher Frechheit dieses Ungeziefer mit einem Male englisch spricht. Nicht ein Wort ist richtig außer yes und no und goddam, aber er hat sich mit dem Nachahmungsvermögen eines Affen bereits nach einer Stunde den verfluchten Ton dieser Pferdeknechtsprache so instinktiv angewöhnt, als habe er schon in den Windeln englisch gegreint. Wie weh sie tut! Oh Gott, wie weh! Es ist die Sprache der Seekrankheit, das syntaktische Speien. — Welch ein Genie war Shakespeare, daß er in diesem Rülpsen dichten konnte!"

Noch auf der Eisenbahnfahrt von Dover nach London war ihm zum Sterben übel. Das saftige Grün der englischen Landschaft ärgerte ihn, der Anblick der Kathedrale von Canterbury machte ihn wütend, noch im Gewimmel der Viktoria-Station verfluchte er die Infamie der Engländer, die von den Fremden zwar keine Zölle, aber den erniedrigenden Tribut der Seekrankheit erhöben. Aber der raffinierte Komfort von Claridges Hotel besänftigte ihn bald, und als er unter Verwendung von drei Litern Eau de Cologne ein zweistündiges heißes Bad genommen hatte, war er in die vollkommenste Balance geraten, so sehr, daß die englische Sprache nun einen vornehmen Klang für ihn erhielt und er mit Bestimmtheit darauf

drang, noch am selben Abende das Coventgarden-theater zu besuchen, — natürlich nicht, um „La Traviata" von Anfang bis zu Ende anzuhören, sondern um elegante Welt zu sehen.

Dieses Theater und sein Publikum in full dress imponierten ihm sehr. Er begriff sofort die Sachlage: Hier kam, durch hohe Preise von der Vermischung mit Plebs bewahrt, die Gesellschaft zusammen, nicht wegen dieser italienischen Sängerinnen und Sänger, denen man nur bei gewissen Bravourstücken aufmerksamer lauschte, sondern um ihrer selbst willen. Das bißchen „Volk" auf der Galerie bildete Staffage, so, wie sich die Fürsten früher beim Tafeln zusehen ließen. — Diese Engländer von der herrschenden Klasse, und das war hier Gottlob noch vornehmlich die alte Aristokratie, hatten doch einen größeren Stil, als die Franzosen, bei denen schließlich immer einmal die Herrschaft der Bourgeoisdemokratie zutage trat. Hier in England war, wie liberal auch immer die Konstitution des Landes sein mochte, die alte aristokratische Tradition in allen Dingen des höheren Lebens ersichtlich noch bei Macht. Das Volk als Staffage — wundervoll. Die Kunst als Rahmen gesellschaftlicher Betätigung — wie vornehm. Die Gesellschaft als kultureller Selbstzweck — wie richtig!

Hier gedachte Karl, viel zu lernen.

Er überließ auch in London Henry ganz sich selbst, ja er kümmerte sich überhaupt nicht mehr um ihn. Da man in Claridges Hotel ständig Quartier

zu nehmen beschlossen hatte, war eine Berührung mit Henry'schen Wüstheiten ausgeschlossen. — Er mußte sich außerhalb betätigen und tat es auf die ihm bequemste Manier, indem er fürs Erste und in der Hauptsache John als Zutreiber benutzte. Auf beengend vornehme Verhältnisse ließ er sich nicht mehr ein. Er ging wieder aufs Massenhafte aus, nur daß er hier, dem genius loci und einer gewissen erotischen Zeitrichtung folgend, die seinen eigensten Neigungen entsprach, handfeste Frauenzimmer bevorzugte. Dadurch nahm er immer mehr ein rohes und gleichzeitig verdüstertes Wesen an, ja etwas Tückisches, Böses. — Seine Streifzüge führten ihn bis in die schmutzigsten Viertel des rohesten Lasters, und er war mehr als einmal nahe daran, trotz seiner Leibgarde von Zuhältern, mit denen er in Gut und Böse vortrefflich auskam, in irgend einem Hinterzimmer von Whitechapel auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, obgleich er sich wohl hütete, bei diesen Streifereien im dunkelsten London äußerlich als reicher junger Mann aufzutreten. Er kam sich, indem er sich verkleidete, besonders interessant vor, als eine Art Harun al Raschid, der ausging, die Sitten und Meinungen des gemeinen Volkes zu studieren. Doch war es im Grunde einfach Wohlgefallen am Rohen und ein gewisser seltsamer Trieb ins Dunkle, Ungeheuerliche, schmutzig Nackte des Urtriebes, wobei er, der eigentlich feige war, vor Gefahren keineswegs zurückschreckte. Aber er vertraute gerade hierbei seinem „Stern" mit äußerster Festigkeit.

„Eure Totschläger können mich nicht schützen," sagte er gerne zu seinen Begleitern. „Wer weiß, ob nicht der eine oder andere von euch Schuften es sich schon überlegt hat, ob er ihn nicht mir über den Schädel hauen soll. Aber die Hand, die sich gegen mich erheben wollte, würde verdorren bis zum Knöchel, und wer sich an mir vergriffe, würde eine Macht kennen lernen, von der er sich nichts träumen läßt." — Freilich war er gleichzeitig klug genug, die Bande gut im Solde zu halten und ihr immer zu zeigen, daß das, was er an Wert bei sich trug, einen Totschlag nicht verlohnte.

Er sah und erlebte Scheußlichkeiten von aller Art: widerlich gemeine, trostlos elende, aber auch solche, die in sich Größe hatten, die Größe unbeugsamen wilden Trotzes und grimmiger Verachtung alles Behüteten, und er konnte auch wahrnehmen, daß es im stickigsten Sumpfe, inmitten greulichster Verworfenheit, nicht an dem Wunderbaren innerlicher Reinheit und Güte fehlte, daß es unter diesem Menschenkehricht Seelen voller Glaube und Liebe, ja heroische Herzen und ruhig klare, philosophische Köpfe gab, die sogar lächeln konnten in einer Umgebung, die nur das kreischende Lachen des Hohnes und gemeiner Ersättigung kannte. — Aber er sah alles dies nur, und es ergriff ihn nicht. Denn er war auch hier nur der Mensch, der etwas mitmachte, dabei, aber nicht darin war: auch hier nur Wollüstling der Eitelkeit

und einer lüstern neugierigen Begierde. Er nahm auch hier nicht zu an Wert und Wesen; er höhlte sich auch hier nur aus.

Indessen gewann Karl mehr als Erkenntnis, Bestätigung und Vertiefung seiner Lebensanschauung. Er fand den Weg zu seiner Natur. Er kannte ihn längst, aber er hatte es bisher peinlich und heroisch vermieden, ihn zu betreten, weil er ihn immer nur in Schlupfwinkel führen sah, die ihm bei allem Drange der Begierde zuwider waren. — Auch hier führte er in Heimlichkeit und hinter verschlossene Türen. Aber es waren die Türen eines sehr vornehmen Klubs und die Heimlichkeiten gingen in Gesellschaft äußerst fein erzogener Herren der allerbesten Gesellschaft der Aristokratie, der Geburt und des Geistes vor sich.

Der Klub der „Grünen Nelke" bestand nicht aus Leuten, die ihre besondere Veranlagung oder, was bei einer guten Anzahl seiner Mitglieder zutraf, ihre erotischen Extrapassionen für ein physisches oder moralisches Manko hielten; es waren diese ausnahmslos sehr vornehmen und zum Teil höchst geistvollen Herren vielmehr innigst davon überzeugt, daß sie sich dadurch als von Natur und durch Geschmack Bevorzugte aus der Masse emporhoben. In ihrem aufs üppigste und eleganteste ausgestatteten Klubhause, das in orientalisierend griechischem Geschmacke gehalten war, obgleich seine Außenarchitektur den heimischen Tudorstil aufwies, befanden sich neben einer Menge von marmornen und bronzenen

Knaben- und Jünglingsstatuen auch die Standbilder von Alcibiades, Alexander, Cäsar, Michelangelo, Friedrich dem Großen und anderen berühmten Männern, gleichsam als eine Ahnengalerie der Knabenliebe, und es fehlte auch nicht an einer sehr kostbar gebundenen Bibliothek der großen „griechischen" Literatur. — Diese Abkömmlinge der herrschenden Familien des Reiches, das noch ein größeres Stück Welt umklammert hält als das alte Rom, fühlten sich als Hellenen im antiken Sinne, als Kulturelite allererlesenster Art: Aristokraten auch in der Erotik. Daß sie gleichzeitig unendlich korrekt waren, jeden Anstoß nach außen aufs peinlichste vermieden, sich in der Welt ohne den leisesten Anschein einer anrüchigen Besonderheit bewegten und alle Pflichten ihres Standes inmitten einer sehr unhellenischen Welt aufs genaueste ausübten bis zum regelmäßigen Kirchenbesuch und standesgemäßer Verehelichung — das machte sie Karl noch besonders sympathisch. Er sah hier mit wahrem Entzücken bereits existent, was er für Deutschland erst erträumte: die streng abgeschlossene Genußwelt einer Kulturaristokratie, die innerhalb ihres allem Gemeingültigen enthobenen Kreises nach eigenen Gesetzen lebt und sich wohl hütet, die Menge zur Mitwisserin der höchsten Genußgeheimnisse zu machen. Selbst das war hier schon vorhanden, was ihm immer als das Schwierigste erschienen war: die Amalgamierung des Geburtsadels mit dem Geistesadel. Denn, wenn auch die Söhne der

großen alten Familien weitaus in der Mehrheit waren, es gab im Klub der „Grünen Nelke" doch auch Männer, die nicht durch ihre Geburt, sondern durch Talent ausgezeichnet waren, — natürlich nur solche von Rang im Reiche der Kunst und die sich in den Formen durchaus nicht von den geborenen Aristokraten unterschieden.

Karl hatte die Ballotage überstanden, weil sich ein junger Lord für ihn verbürgt hatte, der sich in besonders hohem Grade der Neigung fast aller Klubmitglieder erfreute, da er nicht allein ein wunderschöner, sondern auch ein überaus liebenswürdiger und bestrickend geistvoller junger Mann war. Man nannte ihn Cäsarion, und der große Dichter der Grünen Nelke, der, der einzige nicht völlig korrekte, weil er als Dichter eine Art ästhetischen Reservatrechts besaß, sich à la Caligula frisierte, hatte einen von allen Modesteinen des preziösen Stiles funkelnden Sonettenkranz auf ihn gedichtet, der, Gold in Marmor eingelassen, gleich Gesetzestafeln das feierlich streng gehaltene Vestibül des Klubs schmückte.

Cäsarion war mehr hingebender Natur und liebte reife, starke, ernste Männer von herrischer Würde. Es war also Karl sein Fall nicht eigentlich. Was ihn an diesem anzog, war sein Geist und die verborgene Energie, die er hinter Karls eher weichlicher Glätte spürte.

„Sie sind ein besonderer Typus unter uns,"

hatte er ihm gesagt, als sie einander bereits näher gekommen waren. „Auch Sie haben etwas Antikes, ja Cäsarisches im Kopfe, wie wir ja mehr oder weniger Alle, da wir antike Naturen sind. Aber es ist seltsam bei Ihnen, wie sich der harte und der weiche Typus, den wir sonst immer gesondert antreffen, zu etwas Neuem mischt. Oberflächlich angesehen verlieren Sie dadurch, und Sie werden deshalb in Ihrer Natur auch nur selten von außen erkannt werden; für den aber von uns, der hinter den scheinbar verwischten Zügen die Wahrheit erblickt hat, ist sie doppelt reizend — und zwar für den einen Typus wie für den anderen. Ich sehe hinter Ihrer Weichheit die harte, die herrische, ja die wilde Linie, und ich glaube, daß Sie einen zäh begehrlichen Willen haben, der vor keiner Tat, auch vor einem sogenannten Verbrechen nicht zurückschreckt. Anschmiegend sind Sie gewiß wol nur für Momente, und doch ist ein ungeheueres Liebesbedürfnis in Ihnen. Auch Sie, wie wir Alle, haben den tieferen Sinn für Liebe, den die soi-disant-Normalen gar nicht kennen, weil sie zu plump und indifferenziert sind. Aber er steckt bei Ihnen abgrundtief, und noch mehr als auch sonst bei uns, ist er von einer überfeinen ästhetischen Empfindlichkeit beeinflußt — bis zur scheinbaren Schwächung. Dazu kommt, daß Sie offenbar genial sind, und zwar intensiv genial, nicht nur sensitiv wie unser Caligula, der, nebenbei gesagt, rein aus

Ästhetik und poetischer Wißbegierde zu uns gestoßen und durchaus keine griechische Natur ist."

Karl seinerseits verliebte sich heftig in Cäsarion, brachte aber nie den Mut auf, sich ihm sinnlich zu nähern. Es war eine sehr überschwengliche, ihn dabei ganz tief ergreifende und beglückende, aber seiner Empfindung nach von vorneherein hoffnungslose Liebe. Indessen, wie es auch bei Verliebtheiten normaler Natur manchmal geht: sein Leiden darunter hatte etwas Schönes. Er pflegte seine unfruchtbare verliebte Qual wie etwas Hohes, Köstliches — und gab sich mit Anderen zufrieden.

Die Verhältnisse der Klubmitglieder untereinander waren überhaupt zum weitaus größten Teil nicht direkt sinnlicher Natur, wenigstens nicht in der Betätigungsart, wie man sie gemeinhin annimmt. Dafür waren in der Hauptsache hübsche Jungen von keineswegs aristokratischer Herkunft da: Stallburschen, Hotelpagen, Laufboys und dergleichen.

Man steckte sie zuerst in ein heißes Bad, ließ sie mit Essenzen abreiben und massieren, hing ihnen eine vorn bis zu den Knien, hinten bis zum Ende des Rückgrates herabzipfelnde Chlamys mit goldener Spange um, kräuselte und salbte ihnen das Haar, beschuhte sie mit weichen Sandalen, und ließ sich von ihnen, während man selbst noch in full dress speiste, bedienen. Später dann nahm das Ganze auch äußerlich griechische Formen an. Man lag,

wie zu einem Symposion gekleidet, Rosen- und Efeukränze im Haar, auf dicken Polstern aus altchinesischer Seide, ließ zur antiken Hirtenflöte nackte Tänze exekutieren, indessen man unter leisen erotisch-ästhetischen Gesprächen schwere Südweine mäßig trank, und dann mochte sich ein jeder nach Neigung und Wahl mit den entchlamysten londoner Griechenknaben vergnügen. Es ging dabei nicht schamloser, ja eher gemessener zu, als bei Orgien, die normale junge Herren mit gefälligen Damen veranstalten, und das Gefühl von etwas Unnatürlichem kam bei diesen in ihrer Art durchaus triebmäßig oder ästhetisch voluptuös handelnden Leuten auch nicht für Momente auf, um so weniger, als auch die Boys meist ihrer Natur folgten und keineswegs das Gefühl hatten, mißbraucht zu werden. Es war vielmehr die weitaus überwiegende Mehrzahl unter ihnen sehr glücklich darüber, von diesen vornehmen Herren auf eine ihnen durchaus gemäße und in jeder Hinsicht zusagende Manier karessiert zu werden. Die wenigen übrigen aber, denen diese Manier erst hatte beigebracht werden müssen, fanden sich immerhin durch die sehr reichliche Entlohnung und eine ihnen sonst unbekannte zärtliche Behandlung über das Gefühl des etwas unheimlich Absonderlichen glatt hinweggetröstet.

Indessen gab es ein paar unter ihnen, die weiter dachten und sich aufs Spekulieren verlegten. — Zum Unglück für Karl war sein An-

tinous darunter, ein junger Zirkusbereiter. Wäre auch Karl ein junger Lord gewesen, so hätte es sich Fred amende überlegt, ihm Ungelegenheiten zu bereiten, denn er wußte wohl, daß ein Zirkusjunge wenig Aussichten hat, einem jungen Lord gefährlich zu werden. Aber so: Ein Fremder, und gar bloß ein Deutscher, — es ließ sich wohl versuchen.

Und er fing an, Karl lästig zu werden. Paßte ihm, eine auffällig rote Kravatte vorgesteckt, die Augen etwas unterschminkt, pralle Hosen und ein kurzes Jackett an, bei allen möglichen Gelegenheiten vorm Hotel auf und warf ihm in Gegenwart der Angestellten winkende Blicke zu. — Karl ignorierte es. Aber nun ging Fred ins Hotel hinein und ließ sich bei ihm melden. — Karl wußte sich nicht anders zu helfen: er gab ihm Geld. Aber nun kam der Junge erst recht, und die Hotelleute fingen an, sonderbare Augen zu machen.

Karl war außer sich und fragte Cäsarion um Rat.

„Ausziehn", war die Antwort.

Wie aber das machen, da Henry sich weigerte?

Der hatte die Sache längst gemerkt und freute sich tückisch darüber. Karl aber konnte sich ihm unmöglich enthüllen.

Die Quälerei dauerte also an, und Karl litt doppelt darunter, als er gerade jetzt in schwer deprimierter Stimmung war.

Das wundervolle Pergamentexemplar in

florentiner Brokat war vom Berliner Hofmarschallamt mit ein paar dürftigen Zeilen des Inhaltes zurückgekommen, daß: „hierorts nicht befunden werden könne, Anlage der Allerhöchsten Stelle zu unterbreiten". Adresse: „An wohlgeboren den Schriftsteller Karl Kraker." — Wohlgeboren! Schriftsteller! — Und einem Lande, wo ein Hofmarschallamt so banausisch und formlos auf Juwelen einer Poesie aristokratischen Geistes reagierte, hatte er Kultur insinuieren wollen!

Er war fast noch mehr niedergeschlagen, als beleidigt.

Aber vielleicht rührten sich nun die dreihundert Adressaten der Exemplare auf kaiserlichem Japanpapier. Wenigstens die Zeitungen mußten doch darauf hinweisen.

Indessen, nein: Kein Mensch rührte sich, und obwohl er täglich alle die Blätter durchmusterte, die er eines kaiserlich japanischen Exemplares gewürdigt hatte, — er fand wohl jeden Roman und was sonst an „Literatur" erschienen war, besprochen, aber nicht das römische Gedicht in deutscher Sprache.

Nur ein führendes Organ der konservativen Partei in Preußen warnte beiläufig vor „diesem Symptom einer zuchtlos pseudo-aristokratischen, im Grunde mamonistisch-anarchistischen Sinnesart, womit vermutlich ein Sprößling jüdischer Bankierskreise sich dem jungen Monarchen habe insinuieren wollen."

Karl hätte laut aufschreien mögen vor Ent-

setzen. — Das war ja der Stumpfsinn der Barbarei! Die Kulturlosigkeit und Dummheit in höchster Potenz! Nicht einmal den Geschmack der Ausstattung begriff dieses „Blatt des höheren Pöbels"! Es nannte ihn „aufdringlich protzenhaft".

„Ich hätte ebenso gut in einen Abtritt hineinreden können," knirschte Karl wütend. „Nicht ein Widerhall! Nicht einmal eine verständige Entgegnung! Nichts! Nichts! Dieses elende Land ist reif für die Sozialdemokratie und ihre literarischen Helfershelfer."

Maßlos war daher sein Erstaunen darüber, daß die einzige eingehende Besprechung, die sein Opus erfuhr, von einem dieser „Helfershelfer" herrührte: von Hermann Honrader, dem er es eigentlich nur aus höhnischer Laune übersandt hatte, um ihn zu ärgern.

Aber Hermann schrieb gar nicht geärgert darüber, vielmehr in einem sehr objektiven Tone entschiedenen Respektes vor dem hohen Talente des Verfassers für feierliche Form, und auch über die Tendenz des Gedichtes fiel er keineswegs zornig her, ja er hieß sie willkommen als die entschiedene Manifestierung einer zwar unzeitgemäßen und ins schlechthin Unmögliche verstiegenen, aber großartigen Weltanschauung, mit der man sich zwar nicht aus praktischen Gründen, aber um ihrer imposanten Geschlossenheit willen auseinandersetzen müsse. Auch sei es gar nicht ausgeschlossen, ja vielmehr zeitpsychologisch durchaus wahrscheinlich, daß

die kommende poetische Generation, als deren verfrühter Vorläufer Karl Kraker sehr bemerkenswert sei, sich in dieser Richtung entwickeln werde. Das aufsteigende Geschlecht der Erben, bestehend aus jungen Leuten von besser fundierter ästhetischer Bildung, verbunden mit dem Sinn und den Mitteln zu einem sich bereits deutlich anzeigenden Luxus, würden nicht bloß das Erbe an äußerem Reichtum und an Macht, nicht bloß das Erbe Bismarcks antreten, sondern auch das Nietzsches. Die ungeheure Bedeutung dieses Mannes, der in einem gewissen Sinne eine philosophisch-poetische Ergänzung Bismarcks und der einzige geistige Niederschlag der äußeren deutschen Machterrungenschaften sei, freilich weit über den Horizont des Reichsgedankens hinaus, werde von der gegenwärtig tonangebenden literarischen Generation merkwürdig wenig erkannt, aber sie werde plötzlich und bald im Mittelpunkte des geistigen Lebens stehen, und die Kommenden würden wesentlich auf Friedrich dem Großen unter den Modernen fußen. Indessen: sein Werk sei ein geistiges Gletschergebilde: zauberhaft schön und gewaltig in seiner Höhe über der Welt des Heute und den Bedürfnissen der Menge, und man könne nur Eispaläste darauf errichten, die unter dem heißen Hauche des realen Lebens zusammenschmelzen müßten. Und er, Hermann, glaube einstweilen, daß die Kommenden nicht viel mehr, als einen ästhetischen Schnupfen dabei aquirieren würden. Die wirklich lebendige, die ins Leben wirkende Poesie, wie weit sie sich auch vom Dogma des

Naturalismus und den bewußt einseitig sozialen Tendenzen wegwenden möge, werde doch nur denen möglich sein, die das Leben kennen und ein Herz für die ganze Menschheit haben. Beides fehle offenbar schon diesem früheſten poetischen Nietzsche-jünger, und daher sei sein Gedicht zwar schön, und es habe Größe, doch es sei auch kalt, und es entbehre jeden Verhältnisses zur lebendigen Wirklichkeit. Nichts sei dafür kennzeichnender, als die phantastisch närrische Idee des Dichters, sich mit derartigen Gedankengängen und ästhetischen Kulturkonstruktionen an den Enkel Wilhelms des Ersten zu wenden. Gesetzt, daß dieser das Opus des Herrn Kraker in die Hand bekäme: er würde als Hohenzollersoldat, Durchschnittschrift keinen anderen Eindruck davon erhalten können, als den einer vollkommenen und dabei gefährlichen Übergeschnapptheit. Nicht einmal das Genie, das zum Erstaunen der Welt aus dem Hause der Hohenzollern hervorgegangen sei, nicht einmal der andere Friedrich der Große habe ästhetische Spürung besessen. Es liege wohl nicht in der Familie. Der Vater des großen Friedrich habe zwar gemalt — aber um Gottes willen, wie! Und sein Großvater habe seine Geschmacksanwandlungen in Entwürfen von Krönungsmänteln und dergleichen erschöpft. Aber selbst, wenn ein Kaiser aus dem Hause der Hohenzollern einmal seinen Ehrgeiz darein setzen sollte, Schirmherr und Befruchter einer neuen ästhetischen Kultur zu sein —: der jetzt an die Regierung gekommene werde dies noch nicht sein können. Denn

es fehlten die Voraussetzungen dazu: die deutlichen und bis zur Hoffähigkeit gediehenen Ansätze. Denn, und das sei ein weiterer und zwar ein recht knabenhafter Irrtum des schwungvollen Propheten einer neuen aristokratischen Schönheitswelt: kein Fürst könne ästhetische Kultur hervorrufen, kommandieren. Sie baue sich auf aus Werken der Talente im Volke, und die Fürsten kämen als Förderer immer erst dann in Betracht, wenn das Wesentliche bereits geschehen sei — oft sogar erst zur Zeit der Überreife. Und es sei gut so, zumal heute, wo die Fürsten, auf wesentlich nicht ästhetische Interessen angewiesen, kaum die nötige Sammlung und Bildung besäßen, die Kunst zu beeinflussen, die übrigens in ihren besten Kräften auch gar nicht darauf aus sei, sich ihrer eigenen Souveränität zu begeben. In ihren Kreisen erwache die neue Aristokratie, als deren Nährboden der wunderliche Herr Kraker sich den Berliner Hof vorstelle. Diese Aristokratie, der Geburtsadel des Talentes, habe nicht die mindeste Neigung, sich mit irgendwelcher Junkerschaft zu amalgamieren. Ihre Ahnen seien die schöpferischen Begabungen aller Zeiten, und erlaucht, wie diese Ahnenreihe, sei ihre Tradition, die sie übrigens davor bewahre, Pöbelinstinkten zu dienen, selbst wenn der eine oder andere Adelige des Talents aus dem Pöbel stammen sollte. Das „Noblesse oblige" dieses Uradels der Kunst, der jetzt entschlossen darauf aus sei, sich auch äußerlich Adelsrechte

zu erringen, habe Friedrich Schiller in die Worte gefaßt: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!“ Dazu bedürfe es keiner höfischen Unterstützung, ja es könne und es müsse auch unter Umständen im direkten Gegensatze zu höfischen Einflüssen geschehen, obwohl es nur natürlich sei, wenn der Künstler in seinem immanenten Streben nach möglichst allseitiger Harmonie es als erwünscht empfinde, daß er nicht im Gegensatz zu den Mächten schaffe, die an der Spitze seiner Nation stehen.

Dieser Aufsatz verursachte Karl Unbehagen. Alles an ihm war ihm zuwider: Ton und Inhalt. „Quatsch!“ knirschte er und warf ihn in die Ecke.

Das Unangenehmste an ihm war ihm aber der Ausdruck: „Nietzschejünger“ und überhaupt der Hinweis auf einen — Literaten, der ihm seine Gedanken bereits vorgedacht haben sollte.

Er kannte in der Tat, wie die meisten seiner Generation, Nietzsche nicht und hatte den Namen zuerst in der „Grünen Nelke“ vernommen, ohne sich aber deshalb bemüßigt zu sehen, die Schriften dieses Mannes auch nur lesen zu wollen. Denn es gehörte zu seinen gewissermaßen instinktiven Überzeugungen, daß in der modernen Literatur nichts für ihn zu holen sei.

Nun aber ließ er sich Nietzsches Bücher kommen und las nach seiner Art darin herum.

Und er erschrak wie in einer ungeheuren Überschattung. Das war Pans Riesenhaupt, felsig über einen Felsen gelehnt und ihn höhnisch groß

anstarrend. Da waren die Wolken seiner Ahnungen, aber angeglüht vom Sonnenpurpur eines in der Tiefe reifen Geistes, und erzen gestaltet zu gigantischen Kastellen. Und er? Was war er? —: Der Hirtenjunge mit dem aufgeschwollenen Dudelsack, der in panischer Furcht davonjagen mußte, wollte er nicht, daß Fels und Gott ihn zermalmten.

Er warf das brokatgebundene Pergament in den Kamin und starrte verloren und leer in das knisternde Brennen.

— „Stinkender Rauch!"

Es klopfte an die Tür. Der Zimmerkellner meldete: „Der junge Mensch wünscht . . ."

„Nein!" schrie Karl auf. „Nein."

— „Er läßt sich nicht abweisen. Wir haben es auf Geheiß des Direktors bereits versucht. Er . . . er droht. Es ist peinlich."

— „Holen Sie die Polizei."

— „Er — spricht selbst von der Polizei."

— „Was?"

Karl erbleichte bis in die Lippen und murmelte: „Ein Erpresser."

— „Wir meinen es auch. Aber . . . das mögliche Aufsehen . . . Unten im Vestibül . . . Der Direktor meint, Sie sollten selbst . . . Andernfalls . . . Doch der Direktor würde sich dann persönlich erlauben, mit Ihnen zu reden . . ."

Karl verstand.

— „Lassen Sie ihn herein!"

Fred erschien mit unverschämt lächelnder Miene. Er war auffällig geschminkt und trug

in der Krawatte eine kleine, scheußlicherweise auf Porzellan übertragene Photographie Karls.

— „Na?“ sagte er, „ich wußte es ja, Sie würden Ihren Liebling nicht warten lassen.“

— „Was unterstehen Sie sich?“

— „Sag doch du, mein Schatz. Wir sind ja allein.“

Fred setzte sich, die Augen zusammenkneifend, auf eine Chaiselongue und zog die Beine an.

— „Hinaus, oder ich rufe ... die ...“

— „Aber mein Süßer! Was fällt dir denn ein?“ flüsterte Fred und kreuzte die Arme unterm Kopfe. „Wie wirst du dich denn ohne Not in solche Ungelegenheit bringen wollen? Dich ... und die anderen freundlichen Herren.“

Karl fiel in einen Stuhl und stöhnte.

— „Was willst du?“

— „Geld, mein geliebter Herr.“

— „Wieviel?“

— „Soviel deine Liebe für mich übrig hat.“

— „Du bist mir ekelhaft, und ich habe kein Geld mehr für dich.“

— „Das ist beides nicht wahr, mein süßer Herr. Du liebst mich, wie ich dich liebe, und du hast immer Geld für mich.“

— „Nein! Es muß ein Ende haben!“

— „Komm, leg dich zu mir. Da ... sieh ...“

Er machte eine Bewegung, die in diesem Augenblicke Karl zu besinnungsloser Wut reizte. Er stürzte sich über Fred her und griff ihm nach dem Halse. Der aber entwälzte sich ihm,

packte den Vornüberstürzenden am Genicke und drückte sein Gesicht auf die Chaiselongue nieder.

— „Oh, mein Freundchen! Du gehst zu weit in deiner Zärtlichkeit! So wild warst du noch nie."

Karl erstickte fast und wand sich konvulsivisch, außerstande, einen Laut hervorzubringen.

Endlich ließ Fred ihn los.

Karl, blau im Gesicht, taumelte zur Türe.

Fred riß ihn zurück: „Nur keine Dummheiten! Sie kämen Ihnen teurer zu stehen, als mir. Aber das brauche ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen. Ich sage einfach: Tausend Pfund, oder ich gehe auf die Polizei. Als Kronzeuge geschieht mir nichts, aber Sie können sich in der Tretmühle Bewegung verschaffen. Also — was ist!"

— „Tausend Pfund? Sind Sie wahnsinnig?! Wo soll ich tausend Pfund hernehmen!"

— „Aus dem Scheckbuche. Für Sie sind's zehn Schillings. Und dann sind Sie mich los. Ich verdufte aus London. Sie können's schriftlich haben."

— „Aber ich habe keine tausend Pfund, und ich habe auch kein Scheckbuch."

— „Also dann Abschlagszahlung, so viel als du bei dir hast. Den Rest hol ich morgen. Dann aber . . . verlaß dich d'rauf! . . . ich komme bloß einmal wieder!"

Karl wühlte mit zitternden Händen in seiner Brieftasche.

— „Leer sie einfach aus und dein Portemonnaie dazu."

Es geschah.

Fred steckte die Scheine und das Geld ein.

— „Nachzählen werde ich zu Hause. Aber deine Ringe kannst du mir auch geben, — zum Andenken ... So ... Ach, was du für schöne Hände hast! Und wie zärtlich sie sein können."

Er zog dem Willenlosen alle Ringe vom Finger und hing ihm dann auch noch die schwere lange, goldene Kette mit der Uhr ab.

— „Und nun auf Wiedersehen, mein Schatz! Morgen nachmittag um dieselbe Stunde bin ich pünktlich wieder da."

Er ging, sich in den Hüften wiegend, zur Tür, drehte sich noch einmal um, warf Karl eine Kußhand zu und verschwand.

Karl fiel lang hin auf den Diwan und wurde von Ekel und Grauen geschüttelt.

* * *

Am selben Abend enthüllte er sich Henry, und diese Szene war ihm noch entsetzlicher, als die mit Fred.

Henry aber erlebte die größte Genugtuung seines Lebens.

Jetzt lag Karl unter *seinem* Fuße am Boden, und er hätte zuschlagen können nach Herzenslust.

Aber er schwieg. Nur den Mund verzog er, — höhnisch, mitleidig, verächtlich.

Karl hatte die Auswahl, und er grub Hohn, Mitleid und Verachtung grimmig stumm in

sich ein, — alle drei. Für immer. Unauslöschlich. Brandmale.

* * *

Am nächsten Morgen reisten sie nach Southport ab, wo Cäsarion eine Dampfyacht liegen hatte, die er dem Freunde bereitwillig auf längere Zeit zur Verfügung stellte.

IV. Cousin Rudolf

So sehr sich Karl vor der See fürchtete, so ungeduldig drang er darauf, daß man so bald wie möglich in See steche. Denn er hatte eine heillose Angst vor Konstablern, und der Boden Old Englands, so sehr er seine Festigkeit schätzte, brannte ihm heiß unter den Fußsohlen. Nur fort, fort! Weg von den Menschen, in die Einsamkeit, — wenn auch, ach, mit diesem Menschen, der sich jetzt wie ein Überlegener gebärdete. Aber Karl rechnete darauf, daß er gerade auf dieser ihm sonst recht unsympathischen Kreuzerfahrt durch allerhand britische, französische und spanische Gewässer am schnellsten und sichersten wieder Herr über ihn werden würde.

In der ersten Zeit, als sie in der irischen See kreuzten, war er freilich seiner selbst nicht Herr, denn die Seekrankheit packte ihn auch jetzt wieder, während Henry, wie im Kanal, so auch hier durchaus verschont von ihr blieb, ja auf eine für Karl höchst widerwärtige Weise munter und frisch wurde.

Da man häufig die Segel benutzte, so ließ sich Henry, während Karl in der Kajüte lag und die Welt verwünschte, in die Technik des Segelsports einführen, und er war bald weit genug darin gediehen, um den Kapitän im Kommando der Mannschaft ablösen zu können. Auch für die Führung unter Dampf interessierte er sich, und die Stellung auf der Kommandobrücke, das Fernrohr in der Hand, war ihm die liebste. Aber er griff auch kräftig und sicher ins Steuerrad, und der alte Kapitän schmeichelte nicht, wenn er erklärte, daß Henry Blick und Schneid fürs Seewesen habe. Furcht empfand er nicht einen Augenblick, auch nicht bei größtem Wellengange. Und dieser Mut beruhte nicht auf der Zuversicht zu seinem Stern. So wenig tapfer im Grunde Henry war, wenn er sich dem Willen eines Menschen gegenüber befand, so mutig war er den Elementen gegenüber. Da fühlte er sich ohne weiteres überlegen. Die See war ihm wie ein Pferd, das er ritt. Er dachte nicht weiter darüber nach und empfand sich einfach als den Herrn, der mit so und so viel Armen, so und so viel Segeln, so und so viel Pferdekräften der Maschine den Schiffskörper lenkte. Der Wind, der ihm um die Nase pfiff, durch die Haare strich, sich über ihn herwarf mit Brausen und Heulen, tat ihm wohl. Er konnte laut aufschreien vor Lust und die Zähne fletschen vor Vergnügen.

So ein „Prinzipal“ gefällt Schiffsleuten, und wenn er es gar an steifem Grog, kräftigem

Tabak und reichlicher Kost nicht fehlen läßt und auch imstande ist, derbe Witze mitzureißen wie grobe Leinwand, dann erfreut er sich bald herzhaftester Beliebtheit und kann von den Blaujacken verlangen, was er mag. — Es fiel Henry gar nicht ein, seine Leute zu lieben oder sich persönlich für den einen oder andern auch nur zu interessieren. Wenn einer über Bord gespült worden wäre, er hätte dabei nicht mehr empfunden, als beim Abbrechen einer Segelstange. Aber er verstand es, sie zwar als Herr, aber seemannsmäßig zu behandeln: derb, ohne Umschweife, hanebüchen, wo's nötig war, aber immer als Schiffskamerad. Die Matrosen fühlten: er ist eigentlich gerade so wie wir, bloß daß er Geld hat.

Und Henry empfand im Grunde ähnlich: So wäre ich, wenn ich nicht Millionär wäre; griffe derb zu, wenn's das Kommando verlangt und andere Arme dasselbe tun; räkelte mich faul zufrieden hin, den Tabak zwischen den Zähnen, wenn's nichts zu tun gibt; gäbe breitmäulig grinsend saftige Witze zum besten; äße und tränke mit kräftigem Behagen bis zur Grenze der Möglichkeit und trüge mein Geld an Land sofort zu den kleinen Mädchen in den engen Gassen.

Das tat er freilich auch als Millionär, und er traf sich in den kleinen irischen Hafenstädten mehr als einmal mit Leuten seiner Mannschaft in den Häusern mit den bunten Laternen.

Karl dagegen, auch als er sich endlich erholt hatte, war und blieb den Matrosen un-

heimlich und fremd. Er war der feine Herr, der „mitfährt", — ein langweiliger Passagier, der in der schönen Kajüte über Büchern saß, seine Befehle viel zu höflich gab und sich nur mit dem Koch in Gespräche kulinarischer Natur einließ. Das Land betrat er überhaupt nicht, und auf Deck war er nur nachts zu sehen, wenn es warm und windstill und der Himmel voller Sterne war. Dann lag er in einem breiten Korbstuhle, rauchte Zigarette auf Zigarette, trank Madeira und brütete, wie die Matrosen sagten, Mondeier aus.

Aber es war Schlimmeres, was er hier mit sich abmachte. Er phantasierte durchaus nicht. Er hielt Abrechnung mit sich und der Welt, und er setzte dabei keineswegs mehr eingebildete Werte ein. Es war aus mit seiner Einbildung, daß er der Welt Neues zu sagen habe: Was er in sich als eine neue Wahrheit als Erster erkannt zu haben geglaubt und in leuchtende Worte gefaßt hatte, war von einem Anderen, Reiferen, Umfassenderen vor ihm in viel hellerer Klarheit erkannt und nicht bloß juwelierhaft gefaßt, sondern zu einem Gebäude mächtigster Konstruktion und gewaltigsten Eindruckes gebildet worden. Er hätte nur noch ausschmücken, ja eigentlich bloß noch tapezieren können. — „Nietzschejünger" ... Ah, erbärmlich ... Lieber dieses Kastell unterminieren, einreißen ... Aber nein; da waren ja andere am Werke: diese vernünftigen Dichter mit dem liebevollen Herzen fürs Ganze. Pfui Teufel! — Und das Kastell selbst, dieser ungeheuere Palast des Nietzscheschen Geistes, die-

ser Tempel der strahlenden Macht, — was war er schließlich selbst als ein Schaustück für entsetzte oder ergriffene Gaffer. Nichts, gar nichts war er im eigentlichen Sinne dieses Willens zur Macht, denn die tatsächlich Mächtigen sahen ihn gar nicht oder übersahen ihn gleichmütig als die belanglose Ausgeburt einer zügellosen Phantasie. — Lassen Sie sich ans Kreuz schlagen, Herr Professor Nietzsche, oder zünden Sie wenigstens Berlin persönlich an allen vier Ecken an. Weisheit allein tut's nicht. Man muß seinen Leib hergeben, und zwar möglichst effektvoll. Zarathustra im Salon wird zur Nippesfigur, auch wenn ihn die schönsten und geistreichsten Jüdinnen in den Schooß nehmen. Etwas Schädelstätte s'il vous plaît, — und nicht bloß die literarische, die Ihnen nicht erspart bleiben wird, Übermenschlich-Allzumenschlicher; so wenig, wie die Jünger mit dem Federhalter. — Es verlohnt sich nicht, Geist zu haben in dieser bis hoch hinauf pöbelhaften Zeit. Und wer welchen hat, soll ihn verstecken und heimlich pflegen. Und soll ihn mit ins Grab nehmen, ihn unangetastet dem Nichts zurückgeben. — Was geht uns die Zukunft an? Was hilft es dem mit Adler und Schlange verwesten Professor Zarathustra, daß die Professoren des sozialistischen Staates die Ruinen seines Machtkastells mit ihren Hämmerchen abklopfen und Vorlesungen darüber vor dem dann auch offiziell souveränen Pöbel halten werden? Denn Sie glauben doch hoffentlich nicht in ihrem Sils-Maria, daß Ihre Konstruktionen den Pöbelstaat verhin-

dern werden? — Ja, wenn der Staat nicht jetzt schon verpöbelt wäre ... Napoleon war der letzte Lichtblick. Er ging um wie ein reißender Löwe, aber die vielen Hunde haben ihn zur Strecke gebracht. Jetzt gehen nur noch Hyänen um, und sie werden ihren Fraß bald haben. — Wer klug ist, sieht zu, daß er die Zeit bis dahin nützt. — Was Genuß der Schönheit, Schwelgen des Geistes ist, wußte ich lange. Jetzt weiß ich auch, was Wollust ist. Auf Ehrgeiz lasse ich mich nicht mehr ein. Diese Zeit hat keine Ehren für meinesgleichen zu verschenken. Aber ich will für meinen Genuß, für den Genuß meiner selbst, eine Lordschaft errichten, so mit den Mauern des Reichtums umgeben, daß keine Hyänen darüber hinwegspringen sollen, auch nicht die eurer niederträchtigen Moral. Nur Geld, Geld, Geld! — Dieser freche, tückische Hund glaubt jetzt, daß er sich mir entwunden hat. Ah, wie er sich wohl fühlt! Wie er sich dehnt, spannt, wölbt! Er spürt, und ich muß es zugeben: keine Ausschweifung der Sinne tut ihm etwas an. Sein Körper ist anscheinend noch unerschüttert, und selbst sein bißchen Gehirn noch nicht so in Verfall, wie ich gehofft habe. Es geht langsamer, als ich dachte ... Wie lange soll ich noch warten? Ich bin nicht vorwärts, ich bin zurückgekommen, und was mir jetzt bevorsteht, ist Tortur. — Vielleicht kann Bertha ... Aber das ist zu widerlich und verwundet mich zu sehr ... Könnte ich ihn über Bord stoßen!..! Aber was hülfe es? Das

Geld fiele an Papa ... Er muß ein Testament machen für mich und für Bertha ... Aber es scheint, er hat sie vergessen, und vor mit hat er keinen Respekt mehr. — Wie fange ich's an, daß ich ihn wieder an die Kette bekomme ... Wenn nur Bertha da wäre ... Vielleicht Briefe von ihr an ihn? Briefe, die — ich aufsetze? ...

Es begann eine lebhafte Korrespondenz zwischen den Geschwistern, und als die Yacht nach einem halben Jahre ihre Fahrt in einem spanischen Küstenorte beendigt hatte, lag ein ganzer Berg von Briefen Berthas an Karl und auch an Henry in Madrid.

Die Bilder, die ihnen beilagen, zeigten Bertha in einer frühreifen Schönheit, die Henry ebenso hinriß, wie die sehr klug von Karl angelegten und von Bertha mit nicht geringerem Gefühl für Wirkung redigierten Andeutungen einer immer übermächtiger werdenden Sehnsucht der schönen Cousine nach dem Cousin.

Henry antwortete in einem großartigen Stile: selbstbewußt, wie ein Gereifter, und leidenschaftlich respektvoll, wie ein Mensch der höchsten Form, der sein Temperament zu zügeln weiß, es aber nicht ganz verbirgt. Auch geheimnisvolle Andeutungen fehlten nicht: wie er immer deutlicher die Hand eines seltsamen Schicksals über sich spüre, das ihn durch alle Höhen und Tiefen des Lebens leite zu einem Punkte hin, wo es ihm erlaubt sein werde, einer Person, einer einzigen, Aufschlüsse über sich zu geben, der Person, die seine erste Schwärmerei entfacht habe, und die der

unverrückbar hohe Gegenstand seiner dauernden Verehrung immer sein und bleiben werde. Nur für sie lebe er; die ganze Welt sei für ihn nichts als Abglanz von ihr, Vorbereitung auf sie. Er werde heimkehren wie ein Eroberer aus fremden, noch nie betretenen schaurigen und schönen Ländern, beladen mit allen Schätzen der Lebenserfahrung, die sich um den Kern seines Wesens kristallisierten gleich einem ungeheuren Edelsteine, bestimmt, seine Herrin zu schmücken. Niemand kenne ihn, auch Karl nicht, und niemand solle ihn je kennen lernen außer ihr. — Hier, in Madrid, sei er auf heimatlichem Boden. Die Fürstenbilder des Velasquez enthüllten ihm mehr, als jedem anderen Menschen. Sie sagten ihm Dinge, die sein Innerstes berührten, und sie riefen ihn eigentlich in ein fernes Land, in das Land seiner Herkunft. Doch es dränge ihn jetzt zu sehr, sie wiederzusehen, und so werde er jene Reise erst mit ihr antreten, dann, wenn die Stunde gekommen sei, da sie wissen werde, was ihn dorthin ziehe und was die Infanten des Velasquez ihm gesagt hätten.

Karl, der die Briefe lesen durfte, freute sich der Empfindung, daß Henry nur auf See gesund im Gehirne sei, an Land aber sofort wieder Symptome einer höchst willkommenen Sinnesverwirrung zeige. Aber er tat, als sei ihm nichts aufgefallen — und er pries Henrys plötzliches Interesse für große Kunst.

— „Ich weiß nicht, was dir Velasquez sagt, aber daß er dir überhaupt etwas sagt, ehrt dich."

Henry lächelte: „Dieser Maler bedeutet für

mich mehr, als einen Künstler. Er hat für mich die Bedeutung eines Aufschlußgebers, eines Seelenrates. Seine Bilder sind Dokumente für mich, persönliche Dokumente."

— Er ist wahrhaftig total übergeschnappt, sagte sich Karl, und er jubilierte inwendig, denn er sah, wie Henry die Porträts der alten Habsburger heimlich streichelte, Verbeugungen vor ihnen machte und ihnen Kußhände zuwarf.

Aber mit diesen Anzeichen eines sonderbaren Ergriffenheitszustandes hatte es noch nicht sein Bewenden.

Am Mittag des ersten Februar stürzte Henry in Karls Zimmer und schrie: „Rudolf ist tot! Rudolf ist tot! Wir müssen sofort nach Wien. Ich muß in die Kapuzinergruft!"

Karl, der noch im Bette lag, sagte sich: Das ist der Ausbruch des Wahnsinns! Wie verhängnisvoll dumm, daß er noch kein Testament gemacht hat!

Dann fragte er behutsam: „Was für ein Rudolf?"

— „Rudolf von Habsburg!"

— „Aber Henry, der ist ja schon im Jahre 1291 gestorben."

— „Unsinn! Der Kronprinz von Österreich! Da, hier steht's! Es ist furchtbar!"

Er wies ein Blatt mit Trauerrand vor und warf sich mit allen Anzeichen tiefster Ergriffenheit in einen Stuhl.

— „Wir müssen fort! Ich muß ihn sehen!"

— „Ja aber wieso denn? Was geht dich denn Seine k. und k. Hoheit der Kronprinz von Österreich an?!"

Henry warf ihm einen verächtlichen Blick zu und rannte hinaus.

Karl lächelte. — Entschieden: übergeschnappt. — Aber diese plötzliche Abreise war ihm sehr unbequem. Indessen: es half kein Zureden. Die Koffer wurden Hals über Kopf gepackt. Algier, Griechenland, die Türkei, Ungarn wurden aus dem Reiseplane gestrichen, und es hätte nicht viel gefehlt, daß Henry einen Extrazug von Madrid nach Wien bestellt hätte.

In Wien selbst benahm er sich ganz wie ein Verrückter. Er legte Trauerkleider an, blieb stundenlang, obwohl der Sarg längst verlötet war, in der Kapuzinergruft, starrte wie ein namenlos Leidender vor sich hin und murmelte: „Rudolf! Rudolf!" Er begann, alles zu sammeln, was über das Erzhaus der Habsburger an Literatur und Bildwerken erschienen war, und suchte alle Stätten auf, die irgendwelche Beziehungen zum kaiserlichen Hause hatten. Im Parke von Schönbrunn lustwandelte er, immer in tiefer Trauer, am liebsten. Als er dort einmal der verwitweten Kronprinzessin ansichtig wurde, verbeugte er sich so tief und lange, daß diese glaubte, einem Wahnsinnigen begegnet zu sein. Im kaiserlichen Marstall war er Stammgast, alle kaiserlichen Sammlungen frequentierte er mit einer Ausdauer, die schließlich den Galeriedienern auffiel.

Seine Wohnung nahm er in der Nähe der Hofburg. Wann nur immer zu vorher bestimmter Stunde der Kaiser ausfuhr: Henry stand am Portale. Wo die jüngeren Erzherzöge

verkehrten, war auch er zu finden. Auf die Kaiserin Elisabeth schrieb er lange, überschwengliche, mit dunklen Andeutungen verbrämte Gedichte, die er auf Atlas drucken und einrahmen ließ.

Sie hingen in einem Zimmer, das ganz mit gelbem Kirschbaumholz, Dielen, Wände, Plafond, bedeckt war, eingelegt mit Ebenholzdreiecken. Es sah sehr lächerlich, es sah himmelschreiend geschmacklos aus, und es war gut, daß er auch Karl den Eintritt in dieses schwarz-gelbe Zimmer verwehrte, wo im übrigen die ganze Familie der Habsburger in Stichen und Bildern beisammen war. Hier verlebte er, angetan mit seinem seidenen Schlafrock, Stunden versunkener Träumerei vor seinem Kosaken und schrieb mit chinesischer Tusche auf dunkelgelbes Papier närrische Gedichte unter dem Titel: Der Thronfolger.

Er war entschieden etwas verrückt geworden. Der Tod des Kronprinzen hatte ihn aus der Balance gebracht. Er wartete nur noch auf das Erscheinen der geheimnisvollen Frau, die nach seiner Überzeugung hier in Wien vor ihn hintreten würde, um ihn dem Kaiser vorstellen zu lassen. Zuerst gedachte er, sich der verwitweten Kronprinzessin zu nähern, in die er sich gewissermaßen absichtlich verliebt hatte. — Warum sollte er sie nach Beendigung des Trauerjahres nicht heiraten? Es erschien ihm wie etwas durchaus Mögliches, ja eigentlich Notwendiges. Beinahe wie eine Pflicht. — Nur seine Zugehörigkeit zum lutherischen Bekenntnisse war hinderlich. Er gedachte also, katholisch zu werden, und begrüßte es als einen der ihm häufiger beschiedenen Schicksalswinke, daß sich ein Jesuiten-

pater mit ihm bekannt machte, der auch als Beichtvater in den höchsten Kreisen eine Rolle spielte.

Diese Bekanntschaft gedieh bald zur Vertraulichkeit soweit, daß Henry den Pater sogar in sein Geheimnis einweihte. Der Jesuit merkte bald, daß es sich um Phantasien eines nicht sehr taktfesten Gehirnes handelte, aber er merkte auch, daß dieses Gehirn, wie für diese, so auch für andere Phantasien zugänglich war, und daß man den verworrenen Gedankengängen des jungen Mannes nur eine bestimmte suggestive Richtung zu geben brauchte, um ihn für die große Sache der Gesellschaft Jesu zu gewinnen, die, als die größte einheitlich geleitete Kapitalmacht, die sie ist, wie nach einem Naturgesetz darauf aus sein muß, immer weiteres Kapital an sich zu ziehen. Henry, von dem er mehr zu wissen schien als er äußerte, erschien ihm als der geborene Jesuit, phantastisch lenksam, Geheimnissen zugetan, leicht und gerne einfügbar in ein mächtiges, abgesondertes Gemeinwesen mit streng bestimmten Staffeln und Formeln, untertänig bei heimlichem Ehrgeiz, sinnlich mit leichtem Übergang zum Mystischen. Ein Kapuziner war gewiß nicht aus ihm zu machen, wohl aber ein eleganter Weltmönch, ein Mensch, den es reizen mußte, einmal im vatikanischen Rom eine Rolle zu spielen, wofür er auch das Äußere hatte.

Pater Cassian, merkwürdig orientiert über Henrys Veranlagung, dachte dabei gar nicht bloß jesuitisch berechnend, sondern auch an das Interesse seines jungen Freundes, an dem er offenbar einen ungewöhnlich innigen Anteil nahm. Er sagte

sich mit einem auch bei einem geistreichen Jesuiten erstaunlich sicheren psychologischen Verständnisse, daß dieser junge Mann, umhergetrieben von zügelloser Sinnlichkeit und ratloser Phantasie, unfähig zu einem festen Willen, ohne alles bestimmte Persönlichkeitsziel, in der Welt verloren gehen müßte trotz oder auch wegen seines Reichtums, aus einem Einfluß in den anderen fallend und schließlich der Verzweiflung entgegentaumelnd nach Aufzehrung seiner körperlichen und seelischen Kräfte: im eigentlichsten Sinne eine Beute des Teufels. Nur die Einordnung in eine große sichere Gemeinschaft, nur die Einflößung eines großen seelischen Inhaltes, nur die Unterordnung unter einen unpersönlichen, aber doch stetig wirksamen Willen von oben her konnte ihm Stand und eine heilsame Richtung geben, ohne daß er dadurch an dem Maße von Freiheit Einbuße zu erleiden brauchte, das ihm gemäß war. Sein Geist, unfähig, allein den Weg zum persönlichen Heil in der Welt zu finden, bedurfte der Disziplinierung und Leitung, um schließlich sogar einer großen Sache nützlich sein zu können und für sich selbst Befriedigung zu finden. Eine Null für sich, eine Potenz hinter einem großen Nenner. Aus diesem halben Narren konnte ein ganzer Jesuit werden und kein schlechter. Aus einem unglücklichen und unnützen Weltmenschen ein zufriedenes und nützliches Mitglied des innersten, aus dem Kerne religiöser Weisheit herrschenden Kreises der Kirche. Die Gesellschaft Jesu hätte wieder einmal gewonnen,

indem sie rettete. Nicht eine Seele bloß, sondern einen Geist. Denn Pater Cassian unterschätzte den Geist Henrys nicht. Er sah ihn verworren durch falsche Ziele und Einflüsse, erkannte aber eine gewisse Grundanlage, die heilsam und gedeihlich zu entwickeln wäre unter kluger und kräftiger Zucht bei Ausschaltung aller Einflüsse ablenkender Art von außen her.

Ein Mann von diesen Anschauungen mußte um so mehr auf Henry wirken, als der Pater mit äußerster Behutsamkeit und mit wahrhaft seraphischer Ruhe vorging .. Er entriß den verwirrten, aus allem Gleichmaß gekommenen Henry seinen närrischen Einbildungen keineswegs brüsk und mit einem Male, ging vielmehr gelassen darauf ein und ließ zumal den Grundwahn der geheimnisvollen hohen Abkunft wie etwas Gewisses gelten, an das zu glauben er selbst bestimmten Anlaß habe. Er baute sogar direkt darauf, indem er seltsame Andeutungen machte, als sei ihm darüber nicht weniger bekannt, als Henry selbst, gleichzeitig aber hinzufügte, daß eine solche Abkunft von vorneherein eine vornehme Resignation zur Pflicht mache. Der illegitime Abkömmling eines hohen fürstlichen Hauses stehe zwischen den Herrschenden und dem Volke, — genau wie die Kirche. Daher sei in der Kirche sein Platz, und nur die Kirche wisse solche Ausnahmemenschen an den rechten Platz zu stellen. Früher seien oft genug die natürlichen Söhne von weltlichen Fürsten Kirchenfürsten geworden. Dies sei auch heute noch nicht ausgeschlossen. Aber die äußere

Stellung habe nicht mehr die Bedeutung, wie früher. Die geistliche Herrschaft äußere sich heute in Einflüssen heimlicherer und doch mächtigerer Art. Er zum Beispiel sei ein gewöhnlicher Pater, aber sein Wort, gelenkt vom Einklang des Willens unscheinbar Mächtiger, der ein Prinzip austöne, das höher sei, als die brausenden Machtmanifestationen des Tages, wirke zuweilen mehr, als lärmende Staatsaktionen. Nicht immer sogleich und offenbar. Aber die Macht, die er vertrete, könne warten. Sie habe die Geduld der ganz großen Sachen, die göttliche Geduld der ewigen Wahrheit, für die unter Umständen Staatengründungen nicht mehr seien, als das Aneinanderlegen von Kartenblättern. Wer das Blut von Fürsten habe, deren Geschlecht seit Jahrhunderten die Geschicke großer Völker regierte, von Gottes Gnaden und unter dem Beistande seiner Kirche, der müsse wohl besonders geeignet sein, eine solche Macht der selbstsicheren Geduld zu repräsentieren, und zwar besonders auf höfischem Parkette, wo nicht jeder sicher zu gehen imstande sei.

Henry, der sich hier so wundersam verstanden sah, erblickte sich bereits im Purpur des Kardinals und verzichtete gerne und schnell auf die Aussicht, der verwitweten Kronprinzessin zur linken Hand angetraut zu werden. Sein Entschluß, Jesuit zu werden, stand fest, und es war ihm angenehm, zu hören, daß der Umstand seiner ersten katholischen Taufe die Entwicklung der Angelegenheit in den ersten Stadien be-

schleunigen werde. Das Studium der katholischen Theologie und das Noviziat sollte dann in Rom vor sich gehen, wohin ihn die wirksamsten Empfehlungen des Paters begleiten würden, so daß er von vorneherein die Überzeugung haben konnte, nicht als gewöhnlicher „Krebs", wie die übrigen Zöglinge des germanischen Seminars, figurieren zu müssen. Er würde wie ein junger Fürst in der Soutane leben, den Sinn auf Gott und eine große Zukunft gerichtet, aber gleichwohl nicht als Asket. Und, wenn er sich schon einige Enthaltsamkeit auferlegen müßte, — der Reiz der „Sünde" würde doppelt süß sein. Süßer als seine wüsten Ausschweifungen, die ihm jetzt sehr ekelhaft vorkamen.

Ein paar schöne Verse Brentanos, die ihm der so seltsam mit seiner Art vertraute Pater mitgeteilt hatte, konnte er sich nicht enthalten, Karl zu zitieren:

Poesie, die Schminkerin,
Nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben,
Daß ich wehrlos worden bin,
Nackt zur Hölle hingetrieben.
Nur ein Schild blieb unbewußt
Mir noch aus der Unschuld Tagen:
Heil'ge Kunst, auf Stirn und Brust
Ein katholisch Kreuz zu schlagen.

Das war das Einzige, was er Karl von seinen Unterredungen mit dem Jesuiten verriet, aber es genügte, dem klugen Vetter zu zeigen, daß Gefahr im Verzuge war.

Dieser Pater mit dem liebreich glatten und verflucht gescheiten Gesichte, sagte sich Karl, ist die erste wirkliche Gefahr für meine Pläne. Er fängt mir den Neger just in dem Momente weg, wo die Gehirnerweichung im schönsten Anfangsstadium ist. Jetzt kann nur Berta helfen. Wenn ich meinem lutherischen Erzeuger die nahe Möglichkeit unter die Nase reibe, daß der schöne Henry katholisch, ja wohl gar Jesuit wird, hält ihn keine Wohlanständigkeitserwägung davon ab, Berta in die Höhle des Löwen zu schicken, und dem verlorenen Sohne wird ein feistes Kalb gebraten werden.

Er reiste nach Hamburg, und es ging, wie er vorausgesehen hatte.

Viertes Stück: Die alleinseligmachende Berta

Als Karl mit Berta in Wien eintraf, teilte er Henry nicht sogleich mit, daß er die Schwester aus Hamburg geholt hatte. Er mußte sie erst, unter feinster Ausnutzung seiner Studien in Lianens Garderobe, so anziehen, daß ihre nun aufs köstlichste zur Blüte gelangte Schönheit den Rahmen erhielt, ohne den sich Karl eine volle Wirkung nicht versprechen konnte, da er Henry nach sich selbst beurteilte, den an einem weiblichen Wesen zuerst die Toilette faszinierte.

Aber die großen Wiener Mode- und Wäscheateliers, deren Leiter er durch seine Detail-

kenntnisse so verblüffte, daß sie glaubten, es mit einem Konkurrenten zu tun zu haben, waren kaum imstande, das Tempo einzuhalten, das er zur Bedingung machte. Denn seine erste Zusammenkunft mit Henry seit seiner Rückkehr hatte es ihm klar gemacht, daß kein Tag mehr zu verlieren war. Der zukünftige Jesuit zeigte bereits im Schnitt seiner Kleider klerikalisierende Tendenzen und hatte auch schon sein Schnurrbärtchen dem künftigen Berufe geopfert. Es war kein Zweifel: er sehnte den Moment herbei, wo er sich eine Tonsur scheren lassen durfte. Seelisch tonsuriert war er bereits, und seine Ausdrucksweise verriet deutlich, daß Pater Cassian einen gelehrigen Schüler an ihm gefunden hatte. Auch konnte er gleich diesem schon recht merkwürdig lächeln, milde und überlegen zugleich. Karl hätte ihm ins Gesicht schlagen mögen, so zuwider war ihm das.

Wie schnell der Schuft die neue Maske angenommen hat! dachte er sich, und: wie gut sie ihm steht! Ich glaube jetzt wirklich, daß der Lümmel auf dem besten Wege ist, zu seiner Art Harmonie zu gelangen. Die Komödie ist zu gut, — selbst für diesen geborenen Mimen. O, ich weiß: Mystizismus, Wollust, Herrschsucht und dabei die holde Neigung, sich hübsch leise leiten zu lassen. Immer im Dämmer sein und doch voller Aspirationen. Einstweiliges Ideal: Ein schöner junger Abbé. Vielleicht einmal Beichtvater galanter Damen ... Attaché einer

Nuntiatur ... elegant und verrucht ... und, gehts schließlich doch nicht recht als Kleriker, dann kann man ja immer noch päpstlicher Graf werden, Offizier der päpstlichen Garde ... was weiß ich. — Auf alle Fälle: es ist die höchste Zeit!

Die unglücklichen kleinen Wiener Schneidermamsells mußten Tag und Nacht arbeiten, mit Bertas Toiletten fertig zu werden, und Berta selbst hatte jede Stunde mit Anproben besetzt.

Aber dafür entsprach der Effekt auch den aufgewendeten Mühen vollkommen. Berta sah hinreißend aus in ihren neuen Toiletten, die aufs raffinierteste alles enthielten, was den Reiz höchsten demimondänen Geschmackes ausmacht, ohne doch kokottenhaft zu wirken.

Karl war direkt selig. Er berauschte sich an der Erscheinung seiner Schwester. — O, dieses weibliche Wesen einmal an seiner Seite, in solchen Kleidern, solcher Wäsche, irgendwo in einem alten Schlosse Italiens, zwischen Zypressen, Kamelien, Rosenterrassen, Meisterwerke der Kunst und das Höchste der Literatur um sich, in hohen Sälen, üppigen Salons, dazu Küche und Keller auserlesen bestellt, reichlich Dienerschaft zur Verfügung, Wagen, Pferde, alles im höchsten Train, — da sollte sich wohl die gewisse Lücke in seinem Wesen schließen und dieses immer doch als widrig empfundene Begehren verschwinden, das ihn nicht erhob und anspornte, sondern demütigte und drückte.

Wie glücklich war er, daß Berta keine Gêne

vor ihm empfand und ihn bei der Toilette gegenwärtig sein ließ, als verstünde sich das zwischen ihnen von selbst. Er half ihr wie eine Kammerjungfer und fand in dieser Beschäftigung einen Genuß, der ihm mit nichts vergleichbar schien. Er nahm sich vor, frisieren zu lernen, um auch dieses Geschäft besorgen zu können, das ihm wahrhaftig nicht geringer erschien, als etwa die Abfassung eines Gedichtes, dafür aber um so wollustvoller. Er strömte über von Laune, Witz, Phantasie, wenn er ihr so bis ins Kleinste beim Ankleiden behilflich war, und er dehnte diese Beschäftigung geflissentlich aus, als sei es das Auskosten eines unerhörten Genusses.

Schwelgerischer, das fühlte Berta, konnte auch der zärtlichste Geliebte die Reize ihrer Schönheit nicht genießen, und ganz gewiß würde nie ein Mann imstande sein, sie auf eine so wundervolle, seltsam wohltuende Art zu preisen mit Worten, die gleichzeitig wie Juwelen und wie die Düfte märchenhaft intensiver Parfums waren. So sehr sie sich bewußt war, beim Manne auch noch andere Genüsse finden zu wollen, Befriedigung eines begehrlichen Dranges, dessen hitzige Heftigkeit sie sich keineswegs verhehlte, so bestimmt fühlte sie, daß auf die Dauer nichts diesen schmeichlerischen, tief und doch nur bis zu einem gewissen Punkte karessanten Reiz auf sie ausüben könnte, wie die seltsam sinnlich-unsinnliche Beschäftigung ihres Bruders mit ihrer Schönheit.

„Ich glaube, wir sind richtig verliebt ineinander, Karl!“ sagte sie plötzlich einmal, als er ihr ein neues Korsett anprobierte.

„Wie Adam und Eva vor dem Sündenfalle,“ antwortete Der; „und es stimmt völlig, denn wo du bist, da ist das Paradies, und du bist ein Stück von mir: Meine Schwester, meine Tochter, meine Geliebte, mein Weib, mein Mehr-als-Ich, mein Mit-Ich. Es gibt kein Glück, das größer ist, als unsere Liebe, — auch für dich nicht. Alles andere Glück ist wirklich Schuld und Erbsünde. In diesem Punkte hat der Instinkt der Idioten das Richtige getroffen. Aber wir wollen nie über diese Dinge reden. Unsere Liebe steht nicht bloß über allem Handeln, sondern auch über allem Reden. Sie ist ein Wunder des Gefühls, ein Wunder, dessen Ausfühlung vielleicht nur uns beiden Auserlesenen beschieden ist, obwohl eigentlich nichts Natürlicheres gedacht werden kann. Denn nichts auf der Welt sollte sich so nahe stehen, wie Bruder und Schwester, ungetrennt von Scham wie von Begehren.“

Es war sehr schmerzlich für Karl, daß er sich diesem Fühlen nicht ganz hingeben konnte, vielmehr genötigt war, immer wieder auf den Zweck von Bertas Wiener Aufenthalt zurückzukommen.

Dieser Zweck war für die Eltern die Rettung Henrys aus den Fangarmen des „römischen Irrglaubens“, für Karl und Berta die Zurückgewinnung Henrys in ihren Einfluß und damit die Gewinnung seines Vermögens.

„Diesen greulichen Menschen soll ein anderer Irrglaube so selig machen, daß er den Verstand völlig verliert," sagte Karl; „er soll an dich glauben und an ein Glück, zu dem er dennoch nie gelangen soll: das schwör ich dir. Aber wir werden auf diesem Wege zu unserem Glück gelangen, koste es — ihm, was es wolle. Wenn wir ihn nur erst von hier weghaben! Pater Cassians Lächeln bekommt ihm zu gut. Er war so schön verrückt schon, und jetzt ist er, für seine Verhältnisse, direkt vernünftig zu nennen. Auf diese Art Menschen wirkt der Katholizismus wie Chinin. Sie beruhigen sich auf der Stelle und delirieren bloß noch inwendig. — Du mußt, wenn er, wie ich nicht zweifle, durch dich zu Verstand, d. h. in den ihm gemäßen Zustand von Narrheit gerät, vor allem versuchen, aus ihm herauszulocken, was es eigentlich ist, das seine alberne „Psyche" so mit Wallungen erfüllt. Es ist irgend ein Größenwahn, aber es wäre wichtig, zu wissen, nach welcher Richtung hin. Mir gegenüber ist er unverschämt schweigsam in diesem Punkte."

„Ich werde es schon herausbekommen," meinte Berta; „er hat mir das Geheimnis ja gewissermaßen als Brautgeschenk versprochen."

Mit wie viel Ironie sie das Wort Brautgeschenk auch betonte, es machte Karl rasend, es aus ihrem Munde hören zu müssen.

„Beschmutze deinen Mund nicht mit solchen Worten!" zischte er. „Es ist furchtbar genug, daß wir derartige Gedanken in ihm wachrufen müssen.

Aber du solltest in meiner Gegenwart selbst zu einer Andeutung unfähig sein. Er gelangt nur über meine Leiche zu dir. Aber das ist Unsinn, undenkbar. Er soll sich weiß Gott nicht lange den Hoffnungen hingeben, die wir jetzt in ihm erregen müssen. Denn ich kann diesen Zustand nur noch eine kurze Weile ertragen. Ich schwöre dir: er hat alle Ursache, bald sein Testament zu machen!"

„Er wird es," antwortete Berta. „Ich habe nicht den geringsten Zweifel. Was ich jetzt tue, könnte ich nicht tun, wenn ich nicht geradezu wüßte, daß es den Erfolg haben wird, weswegen ich es tue."

* * *

Bertas Zuversicht wurde nicht enttäuscht.

Als Henry ihrer ansichtig wurde, wie er, nichts ahnend, in Karls Zimmer trat, überkam ihn selbst äußerlich das Gefühl, als wanke er. Und das Dämmerlicht in seinem Innern wich mit einem Schlage einem blendenden Glanze, dessen Lichtkern Berta war.

— „Du . . ! . . ?"

Er stürzte auf sie zu, die in einem bauschigen seidenen Theatermantel vor ihm stand wie eine Königin, das goldrote Haar hochtoupiert und mit einer Perlenkette durchwunden.

Er blieb stehen und sah sie groß an.

— „Ja, ich mußte wohl kommen, da es schien, daß du mich vergessen wolltest."

— „Ich? Dich?"

Henry erschrak bis ins Innerste bei dem

Gefühle, daß er sie wirklich vergessen hatte. Er empfand mit einem Male, daß er in einem seltsamen Zustande des Allesvergessens gelebt hatte, und es kam ihm vor, als habe er bereits auf der Schwelle zu einem dunklen Raume gestanden, der sein Kerker werden sollte.

Blitzartig durchfuhr es ihn: Aber es war die Ruhe dort, die Ruhe ... Dagegen hier ...

Er sah vor sich nieder. Auf dunkelblauem Grunde war ein Durcheinandergeranke von grünen Stengeln, gelben Blättern, purpurroten Malvenblüten, — wirr, endlos, labyrinthisch. Ein Teppichmuster, aber in diesem Momente für ihn wie das aufgeschlagene Buch der tiefsten Geheimnisse seines Lebens. Es kam ihm ein Wort Pater Cassians in den Sinn: „Niemand kann im Buche seines Lebens lesen; keine Wissenschaft lehrt diese Hieroglyphen deuten; nur der Glaube ahnt den Sinn; wer aber das Kreuz ergriffen hat, wandelt mit Klarheit durch die dunklen Geheimnisse dieser Schattenwelt zum Lichte Gottes, in dem sich alles erhellt. Ex oriente lux."

Henry blickte auf. Es war wieder dunkel in ihm geworden.

— Aber da waren zwei Leuchten vor ihm, ein blaues Licht voller Wärme und Liebe, die Augen des Lebens, das gekommen war, ihn wieder in die Arme zu nehmen.

— Das Leben war da: das Weib.

Er empfand in einem Überschwal seines ganzen, zugleich nach Lust und nach Ruhe, nach Herr-

schaft und Andacht, nach Genuß und Traum drängenden Wesens, daß für ihn nur ein Weib alles sei, und daß seine Anbetung Lebendigem gelten müsse, das unterworfen werden kann.

Wieder einmal richtete sich vor Berta auch das Edlere seiner Natur mit dem Sinnlichen auf, und es war ihm ein Moment großen Fühlens und Erkennens beschieden. Der ein Mönch hatte werden wollen und nichts als ein Lüstling gewesen war, wurde für diesen Moment Poet und Seher. Leben .. Weib .. Schönheit .. Kraft .. Kampf .. Höchstes Empor aus tiefstem Versinken ...

Er sah nicht den blauseidenen mit Hermelin verbrämten Mantel, sah nicht die Kunstwerke der Schneiderei um sie herum. Er sah sie nackt. Sah, was ihm der Traum schon oft gezeigt und was er an so vielen andern immer nur wie als einen Abglanz von ihr gesehen hatte. Aber der Schwärmer in ihm war jetzt so stark, wie seine sinnliche Phantasie. Es drängte ihn nicht bloß, es hob ihn etwas. Hob ihn aus der Sphäre der Begierde, wie aus den durchglühten Nebeln des Mystizismus, in die er sich, er fühlte es plötzlich, geflüchtet hatte aus einem tiefen inneren Unfrieden. Hob ihn zu einem neuen, anderen Glauben, der aber doch in seinem Wesen wurzelverschlungen mit dem war, dem er sich jetzt hatte hingeben wollen. — War nicht beides Madonnenglaube? Aber dort überschattet vom Kreuz, hier wie in einem Rosenlichte zwischen den Säulen und Statuen antiker Tempel.

Eine poetisch unterlegte Natur wie die Henrys, die aus Trägheit und Wollust nur für Momente zum Erfühlen ihrer poetischen Anlagen kommt, steigert sich in diesen Momenten bis zum Höchsten ihrer Poesie und wird von sich selbst ebenso hingerissen, wie von dem Gegenstand ihrer Verzückung. Irritabile genus.

Berta, die kühle, die nicht leicht innere Vorgänge dieser Art spürte und sie übrigens bei dem geringgeschätzten Vetter auch nicht voraussetzte, erschrak fast über den Ausdruck seiner Züge, und sein langes, ergriffenes, ringendes Schweigen war ihr unheimlich. Sie warf einen Blick zu Karl hinüber, der totenbleich und mit ganz starrem Antlitze dastand, keinen Blick von Henry verwendend.

Sie hielt Henry die Hand hin.

— „Komme ich dir ungelegen?"

Henry ergriff die Hand mit Heftigkeit, zog Berta plötzlich an sich und küßte sie wild und lange auf den Mund.

Sie erschauerte unter diesem Kusse in einem Gefühle von Schrecken und wollüstiger Benommenheit. Ihre Blicke richteten sich dabei starr zur Seite auf Karl hin.

Der ergriff ein Buch, das vor ihm auf dem Tische lag, riß es mit einem Ruck auseinander und ging zur Tür hinaus.

Henry merkte von alledem nichts. Sein Mund berührte noch immer den ihren. Er atmete tief, keuchte fast.

„Was tust du! Was tust du!“ hauchte Berta, drängte ihn aber nicht von sich ab.

Sie fühlte sich willenlos an Henrys Brust und empfand ihn als etwas Starkes, Reiches, als eine Gewalt, der sie sich nicht entziehen konnte und wollte.

Plötzlich schlang sie beide Arme um ihn, daß der Mantel von den Schultern glitt und küßte ihn lange fest, gierig.

Henry glitt vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee, gegen die er seinen Kopf preßte. Sie kam ins Wanken und fiel in einen breiten Stuhl zurück.

Henry wühlte seinen Kopf in ihren Schoß. Sie beugte sich tief über ihn herab und flüsterte fast unhörbar: „Laß mich jetzt . . . Ich liebe dich . . . Ich . . . liebe . . . dich . . . Aber laß mich . . . Laß . . . mich . . . Karl . . .“

Henry hob den Kopf und sah sich um.

— „Wo ist er? Warum ist er gegangen? Wir haben keine Geheimnisse vor ihm... Oder will er sich zwischen uns stellen? Er soll es sich überlegen! . .“

— „Leise! Leise! Um Gottes willen leise! Er darf nicht hören. Er darf uns nicht so . . .“

— „Er soll mich hören! Als Freund oder als Feind! Dieser Augenblick verbindet uns gegen jedermann.“

— „Ja doch, ja . . . Aber ich bitte dich, sei klug! Wir müssen noch warten. Er darf . . . nicht alles wissen. Noch nicht jetzt. Nicht gleich. Aber er ist auf unserer Seite.“

— „Wir brauchen niemand auf unserer Seite.“

Henry stand auf und ging zur Tür: „Bitte, Karl!“

Karl erschien mit dem Aussehen eines völlig niedergebrochenen Menschen.

— „Was ist!"

— „Wir haben uns verlobt."

— „Sehr schön."

— „Es sieht aus, als ob du etwas dagegen hättest."

— „Ich? Was geht's mich an!?"

„Aber Karl!" bat Berta.

— „Er soll seinen Pater Cassian um Erlaubnis fragen."

Karl war wirklich seiner nicht mehr Herr, wagte kein Nein und ermutigte sich zu keinem Ja, hatte nichts als fruchtlosen Spott und krümmte sich förmlich im Gefühle, von dem fest zugreifenden Vetter völlig aus dem Felde geschlagen zu sein. Berta sah es mit Schaudern, wie er hilflos in sich zusammensank, während Henry sich, wie vor ihr, so in ihr, in die Höhe reckte: nicht mehr bloß ein Wollender, sondern ein Gebietender.

Und Henry nutzte die Situation aus. Er lächelte geringschätzig: „Du dürftest wissen, daß ich seit einiger Zeit niemand mehr um Erlaubnis frage. Und dieser Moment jetzt hat mich völlig zu mir selbst gebracht. Ich frage dich ganz einfach: Haben wir auf deine Zustimmung zu rechnen, oder müssen wir unsere Wege ohne dich gehen?"

— „Ihr!?? Ihr!?? Oh!.."

Karl sah, an Henry vorüber, Berta mit einem Blicke an, der sie im Tiefsten traf. Es war

die qualvollste Eifersucht, fürchterlichstes Mißtrauen, Haß und Verzweiflung darin.

„Karl! Ich bitte dich!" rief sie flehend und erwiderte seinen Blick ihrerseits mit einem, der zuviel auf einmal ausdrücken wollte, als daß er hätte verstanden werden können. Aber plötzlich, wie unter einer Eingebung, wechselte der Blick. Sie wandte ihn von Karl ab und sah auf Henry (der immer noch Karl anstarrte) mit dem Ausdrucke heftigen Ekels und haßvoller Verachtung hinüber. Dieser Blick war so unverstellt, daß Karl seine wahnsinnig schmerzlichen Befürchtungen sofort als Ausgeburten seiner erregten Phantasie erkannte und wie von einem Albdruck befreit aufatmete.

Er ging auf Henry zu und gab ihm die Hand, indem er ganz ruhig, geschäftsmäßig sprach: „Es kam zu schnell .... Ich hatte immer geglaubt, Berta und ich würden beieinander bleiben. Ich habe die Sache nicht für ernstlich gehalten, obwohl Berta mich vorbereitet hatte. Aber, da ich nun sehe, daß Berta sowohl wie du ... Na, kurz: ihr habt meinen Segen."

Er lächelte.

Dann fuhr er fort und lächelte dabei immer fröhlicher: „Aber, was wird die Gesellschaft Jesu dazu sagen, die sich schon so auf deine Millionen gefreut hat?"

Henry erwiderte das fröhliche Lächeln nicht. Er steckte wieder einmal den allzu seriösen Kopf auf, der immer etwas ungewollt Komisches

hatte. Und er sprach: „Ich brauche keine alleinseligmachende Kirche mehr, und das Wort Bertas steht für mich über dem Wort Gottes. — Das ist Sünde. Mein katholisches Herz weiß es. Und ich werde es vor meinem geistlichen Freunde nicht verantworten können. Aber ich verantworte es vor mir und fühle mich stark genug dazu, solange ich der Gnadengüter Bertas sicher sein kann. Ich opfere ihnen viel, denn es war auch Heimweh, das mich antrieb, in den Schoß der alleinigen Kirche zurückkehren zu wollen. Die Zeit wird kommen, da Berta dies versteht. Erst dann wird sie mich ganz verstehen."

Karl und Berta wechselten Blicke.

„Oh, ich weiß," sagte Karl, „du hast ein großes Geheimnis in dir. Deinem geistlichen Freunde hast du es sicherlich vertraut. Warum nicht auch deiner ... warum nicht Berta?"

„Meinem Seelenrate brauchte ich es eigentlich nur zu bestätigen. Er, der um so viele hohe Geheimnisse weiß, schien auch das meine bereits zu kennen. Es war fast mehr, als bestätigte er es mir. Nun, ich begreife das, obwohl es fast unbegreiflich erscheinen konnte. Aber Bertha darf es erst im Augenblicke unserer völligen Vereinigung erfahren," antwortete Henry. „Ich bitte, das nicht als Mißtrauen aufzufassen. Ich halte mich mit Gewalt zurück, weil erst noch in mir selbst sich manches klären muß. Auch will ich, obwohl es gegen gewisse Gebote verstößt, die mit meinem Geheim-

nis zusammenhängen, einige Nachforschungen anstellen. Zu diesem Zwecke werde ich nach München reisen. Hoffentlich begleitest du mich auch weiterhin."

— „Gewiß. Wenn dir daran liegt. Obwohl du ja jetzt keinen Mentor mehr brauchst."

— „Du bist mir jetzt mehr als dies. — Die Gesellschaft Jesu sollte meine Familie sein. Ich habe sie aufgegeben zugunsten einer Familie, die ich mir selbst gründen will. Außer Berta gehörst nur du zu ihr, denn von euren Eltern trennt mich eine Welt."

„Sie gehören auch in der Tat nicht zur Familie," sagte Karl in einem Tone, bei dem nur ganz wenig Ironie mitklang. „Übrigens fragt es sich auch noch, ob sie einwilligen werden, da du offenbar innerlich schon ganz katholisch bist, selbst den Fall angenommen, daß du nicht bereits heimlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt bist." Darin war schon deutlichere Ironie.

Aber Henry spürte sie nicht. Er sagte: „Ich bin noch nicht übergetreten, und ich werde es nun auch kaum mehr tun. Meine Madonna steht dort. Aber im Herzen werde ich immer Katholik sein — ob auch ein Ausgestoßener. Die Einwilligung der Eltern brauchen wir nicht, sobald es so weit ist. Und ich denke, auch Berta wird nicht darunter leiden."

„Gewiß nicht," sagte Berta ruhig.

Aber Karl bemerkte: „Einige kleine Un-

annehmlichkeiten wird es doch zur Folge haben. Z. B. Enterbung."

„So wirst du ihren Teil miterhalten," entschied Henry gleichmütig, „und Berta wird ja nicht darauf angewiesen sein."

Er machte eine nachdenkliche Pause. Dann fuhr er fort: „Das Schicksal, dessen Walten ich mehr und mehr als etwas Deutliches und durchaus nicht Zufälliges spüre und empfinde, hat auch diesmal nicht unterlassen, sich mir anzuzeigen. Für morgen hatte ich einen Notar bestellt, um ein Testament zugunsten der Societas Jesu aufzusetzen für den Fall, daß ich vor meiner Aufnahme in diesen mächtigsten Bund der Christenheit sterben sollte. Ich werde nun statt ihrer Berta zu meiner Universalerbin einsetzen."

In diesem Momente empfanden und spürten auch Karl und Berta das Walten des Schicksals als etwas Deutliches und durchaus nicht Zufälliges.

— Jo triumphe! dachte sich Karl und war schon dabei, sich die Hände zu reiben, wie er es unter dem Einflusse besonders angenehmer Empfindungen zu tun pflegte, als es ihm noch rechtzeitig zum Bewußtsein kam, daß diese Zufriedenheitsäußerung sich in diesem Augenblicke nicht empfehle.

Berta lächelte bloß, und das nahm sich so anmutig aus, daß man den nicht ganz liebenswürdigen Triumph in diesem Lächeln wohl übersehen konnte.

Henry aber fühlte sich sehr erhaben als ein vom Schicksal in seinen Entschlüssen wieder einmal sichtbarlich Geleiteter.

* * *

Man ging an diesem Abende in die Oper, wo ein großes Ballett aufgeführt wurde, weshalb auch die von der Aristokratie abonnierten Logen sämtlich besetzt waren. Mit Stolz und Glück konstatierte Henry, daß auch die schönsten Komtessen es weder an Schönheit noch Vornehmheit der Erscheinung mit Berta aufnehmen konnten, und er gewahrte mit hohem Vergnügen das Aufsehen, das sie sowohl bei der Damen- wie Herrenwelt erregte. Erst jetzt übrigens bemerkte er, wie exklusiv geschmackvoll sie gekleidet war, und auch das gereichte ihm zur Genugtuung, ohne daß er sich Gedanken darüber machte, wie sie in der Quäkerhütte Kraker zu einer derartig reichen Toilette von modernster Auserlesenheit hatte gelangen können.

Er machte sich überhaupt keine Gedanken, denn er war ganz von dem hohen Gefühle eingenommen, heute mit wunderbarer Sicherheit die Hand des Schicksals ergriffen zu haben, das sich in Berta verkörpert hatte, um ihn aus dem Dunkel eines zwar wohltuenden, aber verhängnisvollen Traumes wieder mitten in das brausende Licht des Lebens zu führen.

Alle diese lächelnden Mädchen da unten mit ihren kirschroten Lippen und lockenden Augen,

die ein ewiges Suchen und Finden, Fliehen und Gewinnen, Versagen und Gewähren darstellten in einem gesetzmäßig immer wieder zu anmutig ruhenden Höhepunkten geführten Durcheinander von Ketten, Kreisen, Wirbeln und Strudeln — alle diese hüpfenden Füße und sich wiegenden Leiber tanzten das Fest seines Lebens, huldigten ihm und seinem Geschicke, das sich nicht weniger, als dieses Tanzspiel, aus wirren Verschlingungen und jagendem Getriebe zu einer ruhigen Höhe umfassender, gebietender, strahlender Schönheit erhob.

Henry Felix Hauart war sehr glücklich. Denn er war wieder einmal auf seine Art Poet.

Nur vor dem nächsten Tage fürchtete er sich etwas, denn er mußte Pater Cassian davon Mitteilung machen, daß die wichtigste Stelle in seinem Testamente eine wesentlich andere Fassung zu erhalten bestimmt sei.

Aber auch bei dieser Unterredung verließ den Pater sein elegant mildes und weltmännisch erfahrenes Lächeln nicht. Es schien fast, als sei er vorbereitet auf diese Überraschung.

„Ich hätte vielleicht Ursache, Sie zu tadeln, mein Sohn," sagte er, „oder Anlaß, und, gewissermaßen, Pflicht, Sie abzumahnen von einem Schritte, der Sie aus den Gebreiten der Ruhe und des Friedens in ein Land des Trubels und der Gefahren führt. Indessen, ich tue es nicht. Wir Jesuiten kennen nicht bloß, wie andere Ordensgeistliche, die höchste Wahrheit

und ihre Gesetze, sondern auch die Welt und das menschliche Herz, denen beiden nach unerforschlicher Fügung so leicht die Wahrheit und ihr Gesetz abhanden kommt. Wir heißen dies nicht gut, denn es ist böse, aber wir sperren uns nicht heftig dagegen, sondern wir lassen, Fälle ausgenommen, wo intensiver Widerstand innere Notwendigkeit ist, der Welt ihren Lauf. Denn wir wissen: Im allgemeinen und schließlich kehrt sie sich nicht gegen Gott. Sie ist nur zuweilen verwirrt und taumelt. Dem Bösen ist bis zu einem gewissen Grade Macht gegeben über sie. Von wem anders aber, als von Gott? Auch das Gift ist von ihm. Aber jedes Gift kann auch Heilmittel sein. — Sie, mein Sohn, sind von denen, die erst den Kelch leeren müssen, um an der hefigen Neige zu erkennen, daß Sie Gift getrunken haben. Ich hätte Sie gern davor bewahrt gesehen, denn ich kenne die ganze Tiefe der Gefahr, in die Sie sich begeben wollen, und weiß auch, was alles in den Augen glimmt, die Sie dorthinunter locken, und das tut mir weh, denn Sie haben ein katholisches Herz. Aber ich weiß auch, daß ein solches Herz nicht im Rausche verloren gehen kann. Sie kommen später, aber Sie kommen zu uns. Es kann nicht anders sein. Merken Sie sich das wohl! Vergessen Sie es nie! Lesen Sie täglich in den Büchern, die ich Ihnen gegeben habe. Nachts, ehe Sie sich zur Ruhe legen, unterlassen Sie das ja nicht, sollen Sie zu diesen Büchern

greifen, wie zu etwas Geweihtem. Drücken Sie diese Bücher mit geschlossenen Augen an Ihre bloße Brust und sagen Sie laut zu sich selber: Mein Jesus, Barmherzigkeit! Diese Berührung wird es verhindern, daß der Böse auch in die letzte Tiefe Ihres katholischen Herzens dringt, und diese abendlichen Worte werden sich gleich unsichtbaren Gliedern einer Kreuzeskette aneinanderfügen, die Sie eines Tages leise aber wunderbar mächtig doch dorthin führt, wo allein Reinheit und Ruhe, Klarheit und Frieden ist: Gottes Wollust. Und vergessen Sie auch unseren Brentano nicht! Sie, der Sie selbst ein Dichter sind und gerade darum ein Irrender, aber ein schließlich zu Gott Irrender, Sie werden in seinem Schicksale mehr und mehr das Ihre erkennen, wenn Sie nur im Gelärme des Tages immer wieder seine tiefen Glockentöne in sich nachhallen lassen, die vielleicht auch er nur finden konnte, weil er sich so tief verstricken ließ:

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Der so merkwürdig auch über Bertas Augen orientierte Pater Cassian verstand sich auf Amulettwirkungen.

Fünftes Stück: Bestätigungen

Man blieb, solange es Berta gestattet war, von Hamburg wegzubleiben, noch in Wien, dessen Reiz Henry erst jetzt, an der Seite seiner schönen Braut, aufging.

Es waren ein paar sehr genußreiche Wochen für ihn, aber eine höchst qualvolle Zeit für Karl. — Dem war die Kaiserstadt an der Donau überhaupt zuwider. Er fand sie salopp, halb slawisch, halb orientalisch, und ärgerte sich fortwährend über die allgemein betonte Gemütlichkeit. Es war für ihn eine Stadt der Volkssänger, Zahlkellner und Fiakerkutscher, und er behauptete, auch die Wiener Aristokratie umfasse nur diese drei Typen in mehr oder weniger eleganterer Aufmachung. Aber auch die wienerische Art von Eleganz war ihm widerlich. Er ließ überhaupt nur noch London gelten und meinte, außer England käme für einen Kulturmenschen jetzt wohl bloß noch Italien in Betracht. Dorthin ging jetzt seine ganze Sehnsucht, und er war glücklich, Henry überredet zu haben, daß sie von München aus nach diesem Lande reisen wollten. Vor München selbst hegte er eine Art Grauen. Er fürchtete, daß Henry dort, an der Stelle seiner üppigen Knabenjahre, an Selbstgefühl noch zunehmen werde, und es war ihm bereits das gegenwärtige Maß davon im höchsten Grade lästig. Denn Henry behandelte ihn jetzt unverhohlen von oben herab, gewissermaßen nur als Appendix zu Berta.

Wenn die Geschwister allein waren, schäumte eine ungezügelte Wut aus ihm empor.

„Leugne es nicht," rief er dann wohl aus, „du findest Gefallen an diesem Tier. Du, wie alle Weiber. Ich werde nicht eher Ruhe, Gleich-

gewicht und Geschmack am Leben finden, bis er ausgerottet ist. Steht er neben dir in seiner unverschämten Art, sich dir fast anzukleben, so ist mir, als wenn ich eine Rose sehe, an der eine Blattlaus sitzt. Seit seinen katholischen Allüren ist er mir noch unausstehlicher geworden. Er hat jetzt eine Süffisance an sich, die direkt zum Brechen ist. Und dabei diese einfältige Art, mit seinem Geheimnis zu protzen, das ausschließlich nur als Symptom beginnender Gehirnerweichung betrachtet werden kann. Und diese widerwärtige Art von Verliebtheit! Dieser unverschämte Stolz auf dich, als wenn du ihm gehörtest! Er spreizt sich mit dir wie ein Neger mit gestohlenen Diamanten. Es macht mich noch rasend, und ich sinne Tag und Nacht darüber nach, wie ich ihn beseitigen kann, wenn er sich nicht selbst beseitigt. — Aber ich bin feig. Ich fühle es. Und er hat eine Konstitution, die allen Ausschweifungen gewachsen ist. Ich zweifle selbst daran, ob seine Verrücktheit ein Tempo einschlagen wird, das meiner Ungeduld entspricht. Hilf mir doch! Du bist mutiger! Tu nicht, als ob alles schon geschehen wäre. Wir haben nur den Grund gelegt. Jetzt gilt es, das Gebäude zu errichten für uns."

„Was könnte ich jetzt tun?" meinte dann Berta. „Der Himmel weiß, daß ich ihm jedes Gift zu geben imstande wäre, daß ich ihn kaltblütig umbringen könnte, gleichviel, auf welche Manier. Aber das wäre doch jetzt Wahnsinn.

Wir müssen warten, Karl — vielleicht bis zu unserer . . ."

— „Sprich das Wort nicht aus! Dieser Tag wird nie kommen, oder es ist mein letzter Tag. Es ist entsetzlich, daß du an diese Möglichkeit denken kannst. — Ah, wie ekelhaft!"

Es schüttelte ihn.

Berta litt unter seinen Qualen, und doch konnte sie es sich nicht verhehlen, daß das, was ihm als Scheußlichstes, Ekelhaftestes erschien, sie zuweilen wie etwas dunkel Wonnevolles bedrängte.

Sie war sehr froh, als der Tag gekommen war, da sie sich verabschieden mußte.

An demselben Tage reisten die beiden nach München.

* * *

Hier entwand sich Henry den Händen Karls ganz. Denn, wenn es auch zu seinen Einbildungen eigentlich nicht stimmte: hier fühlte er sich zu Hause.

So manches sich auch verändert hatte: ihm erschien alles vertraut, bekannt.

Freilich, die alte Hauartsche Villa stand nicht mehr. Der Garten war parzelliert, und neue Häuser waren bis zur Straßenfront vorgerückt. Nicht einmal das schöne schmiedeeiserne Gitter war mehr da, aber die Bäume da hinten, jetzt leise herbstlich angegilbt, das waren seine Bäume, die Bäume, zwischen denen er die Pferde getummelt hatte.

Er trat in einen der Vorgärten hinein und schritt bis zu dem Staket, das ihn rückwärts begrenzte. Dort hinten hatte sein Haus gestanden, das Haus mit dem Säulenvorbau und der großen Glastüre. Wie oft war er sporenklirrend die drei Stufen hinaufgeschritten und in das Vestibül hinein mit dem großen Jupiterkopf. Dort die Bibliothek, da Mamas Klavierzimmer ... Nein! Genug der Erinnerungen! Es war doch noch nicht die rechte Heimat.

Er erkundigte sich nach der Adresse des Malers, der Papas bester Freund gewesen war, und an den er sich selbst noch recht wohl erinnern konnte.

Ah, der war so berühmt geworden, daß ihn jedes Kind kannte, — berühmt und reich. Er wohnte in einem kleinen Palaste und lebte wie ein Fürst. Man kam nicht ohne weiteres zu ihm, wenn man nicht selbst einen berühmten Namen oder sehr viel Geld hatte.

Aber Henry wurde auf seine Karte hin sofort vorgelassen, und der Meister kam ihm schon auf der Treppe entgegen, obwohl er gerade eine Prinzessin malte.

— „Ja, der Henfel! Grüß di Gott, Bursch! Du bist ja hier halbeter daheim! Da, die Truhe, dort der Schrank ist ja vom alten Herrn! Und noch allerhand, was du wieder erkennen wirst. Setz di hier nebenan nieder. Ich schick die Prinzeß heim. Is eh grausli' g'nua. Glei' bin i wieder z'ruck! Dann hol i di in mei Atelier, und du mußt mir erzählen!"

Er war etwas glatzköpfig und im Bart grau geworden, sah aber sonst gar nicht nach dem aus, als was man ihn bezeichnete: „Der Führer der Alten.“ Zumal Augen und Mund waren voll des jugendlichsten Lebens.

In dem prachtvollen Atelier hingen neben seinen eigenen Werken prachtvolle alte Meisterstücke.

— „Gelt, da schaugst! Ich hab das g'rad jetzt hier z'sammg'hängt, daß i mal zeig, was für a Patzer ich bin. Aber ... wart mal ... Richtig! Das da hinten g'hört ja dir! Der Adam und die Eva! Das hat noch dei alter Herr b'stellt, und ich habs dir aufg'hob'n. Schade, daß es der alte Herr nimmer hat z'sehn kriegt. Und du bist am End einer von die jungen Spatz'n, die bloß grünen Spinat mögen und alte Spitalleit'? Na, sag's nur g'rad her! Mir tut's nix.“

Aber Henry war noch ganz unberührt von dem Streite der Maler, der damals in München am heftigsten tobte, und übrigens konnte gerade er von Natur keinen Sinn für Armeleutmalerei haben.

Trotzdem gefiel er dem Meister nicht sonderlich.

— Das also war aus dem Sohne der schönen Sara geworden? Das aus dem Felix Schirmer, der ihm in Wadlhosen Modell gestanden hatte? So ein steifleinener junger Manieren-Gentleman mit gesetzten leeren Worten voll nachhallender Selbstgefälligkeit? — Aber richtig, — ja: die verruckte Erziehung damals! „Ausnahmemensch“. „Herrennatur“. Da legst di' nieder! —

Und dann, freilich, die Nachstriegelung durch den Pfaffenkommerz aus Hamburg. Und schließlich: das viele Geld in so jungen Jahren ...

Der Meister sah den Ausnahmemenschen aufmerksam durch seine großen runden Brillengläser an.

Das war für Henry nicht ganz angenehm. Diese Blicke drangen unangenehm tief und waren auf einmal ganz hart und kalt geworden. Auch Ton und Inhalt der Worte des Meisters verloren jetzt merklich an Wärme und Gemütlichkeit. Er nannte ihn auf einmal Sie und fragte kurzweg, was ihn zu ihm geführt habe.

Henry, der wohl spürte, daß er nicht gut abgeschnitten hatte, antwortete, wie immer, wenn er ablehnende Überlegenheit gewahr wurde, hochnäsig formell, und zwar sagte er, er wolle sich von ihm malen lassen.

Er war nicht wenig verblüfft, wie kurzweg die Antwort erfolgte: „Da wird nix draus. Ich hab andre G'sichter zu maln. Und wenn ich schon manchmal junge Herren malen muß, die mich net g'rad interessiern, so müssens sie halt schon a Kron aufhab'n oder zuwenigst an silbernen Helm."

Henry wollte sich beleidigt erheben, aber es fiel ihm ein, daß er ja eigentlich wegen einer anderen Angelegenheit hergekommen war, und er antwortete in piquiertem Tone: „Aber Sie erlauben mir vielleicht, eine Frage an Sie zu richten, die meine Familie und Herkunft

angeht. Mein Pflegevater hat mir in einem Nachlaßbriefe eröffnet, daß ich nicht sein rechter Sohn sei. Da Sie ein naher Freund meines Pflegevaters waren, können Sie mir vielleicht Aufschluß darüber geben, wer dann meine Eltern waren."

Der Meister lauschte auf und sah Henry nochmals durchdringend an.

Dann sagte er: „Ich hab Ihnen nix zu sagn, was Ihnen der alte Herr Hauart net selber zu sagn für gut befunden hat."

— „Er hat mir hinterlassen, daß es ein Geheimnis sei."

— „Wird schon so sein."

— „Aber — Sie — kennen es?"

— „I glaub schon."

— „Können Sie mir nicht wenigstens sagen, in welcher Richtung ich nachzuforschen hätte?"

Da blickte sich der Meister im Atelier um, und Henry folgte seinen Blicken.

Da . . .! Henry sprang auf und lief zu einem Bilde, das, halb mit einem orientalischen Stoffe verhangen, auf einer Staffelei stand, —: „Die Frau!"

— „Wer ist das!?"

— „Ihre Majestät die Königin von Saba!"

— „Ich meine: wer war, wo ist das Modell?"

— „Eine Dame auf Reisen."

— „Ich kenne die Dame!"

— „Das glaub ich."

— „Wieso?"

Der Meister nickte mit dem Kopfe. — Das sah Sara ähnlich. Sie hatte den Jungen also aufgesucht, aber ihm nichts verraten.

Henry drängte weiter: „Warum glauben Sie, daß ich die Dame kenne?"

— „Je! Weil sie Sie kennt."

— „Wer ist sie!"

— „Wenn sie's Ihnen net g'sagt hat, brauch ichs Ihnen wohl auch net z'sagn."

— „Steht sie . . . in Verbindung mit mir?"

— „Das müssen doch Sie wissen."

— „Ich meine, . . . in einer geheimnisvollen Verbindung."

— „Ich finde nix Geheimnisvolles dabei." Der Meister lächelte.

— „Aber warum interessiert sie sich dann für mich?"

— „Sie wird halt einen Grund dazu hab'n."

— „Nennen Sie mir den Grund!"

— „Fallt mir net ein."

Henry schwieg und biß sich auf die Lippen. Es war wieder einmal alles in ihm aufgewühlt. Dann sah er sich im Atelier um.

Da hingen neben den Bildnissen berühmter Dichter, Gelehrten, Künstler die Porträts von Prinzen, Königen, Kaisern.

„Sie malen häufig gekrönte Häupter?" fragte er.

„Wenn's sein muß, ja," antwortete der Meister.

— „Hängt die Dame mit solchen zusammen?"

— „Aber ich bitt Sie: wie wird die Köni-

gin von Saba net mit gekrönten Häuptern zusammenhängen."

— „Ich meine natürlich: persönlich."

— „Kann schon sein."

Der Meister lächelte wieder.

Henry fand, daß dieses Lächeln geheimnisvoll und voller Andeutungen war.

Er wußte genug, wußte wenigstens alles, was er hier erfahren konnte. Im wesentlichen wurden seine Vermutungen ja bestätigt.

Aber richtig, noch eins: „Sind meine ersten Pflegeeltern noch am Leben?"

— „Der alte Schirmer lebt noch. Die Frau ist tot."

— „Ich möchte ihn aufsuchen."

— „Es wird ihm eine große Ehre sein."

— „Wie heißt doch gleich der Ort?"

Der Meister nannte ihn.

Henry empfahl sich.

* * *

Er war noch nicht eine Stunde im Hotel, als das Bild Adam und Eva ankam, auf dem in noch frischer Farbe die Worte zu lesen waren: „Das ungekrönte Elternpaar."

Henrys agile und jetzt wieder aufs wildeste aufgeregte Phantasie sah darin eine Andeutung, daß er außerdem noch ein gekröntes besaß.

— Oh, jetzt war ja alles so klar, wie es nur überhaupt sein konnte. Freilich auch das, daß

das Geheimnis selbst von allen, die darum wußten, aus einem zwingenden Grunde bewahrt werden mußte. Auch dieser Hofmaler, wie Henry den berühmten Meister bei sich nannte, durfte natürlich nichts verraten .... Aber wie deutlich war im Grunde alles! Auch dies, daß er ihn anfänglich geduzt und kordial behandelt hatte, dann aber plötzlich formell geworden war und Sie gesagt hatte.... Auch das war, fand Henry, ein Beweis für seine fürstliche Herkunft und nicht Ausfluß einer abgekühlten Stimmung. Der Meister hatte sich einfach besonnen, daß er ihn nicht duzen durfte. — Selbst, daß er ihn nicht hatte malen wollen, legte sich Henrys nun wieder im besten Schusse befindliche Phantasie als Beweis aus. Natürlich! Der Meister mußte es vermeiden, auf daß nicht etwa ein legitimer Habsburger in einer Skizze Familienähnlichkeit erkennen konnte ... Vielleicht bestand sogar ein direktes Verbot ...

Henrys Gedanken wurden ganz wirbelig. Er machte sogar Karl gegenüber dunkle Andeutungen, die diesen mit den schönsten Hoffnungen erfüllten.

— „Ich muß morgen eine notwendige kleine Reise machen."

— „Allein?"

— „Ja. In Familienangelegenheiten."

— „Ach? Ich dachte, es gibt hier gar keine Beziehungen zu Onkel Henry mehr."

— „Zu ihm nicht."

— „Ja, aber, zu wem denn dann?"
— „Zu mir."
— „Dein Geheimnis also?"
Henry lächelte: „Das liegt etwas weiter ab."
— „Ich will nicht in dich dringen."
— „Es klärt sich immer mehr."
— „Ich denke, es liegt in der Ferne?"
— „Gewiß. Aber ich habe hier Mitteilungen erhalten, die Wesentliches bestätigen."
— „Bei deinem Atelierbesuch?"
— „Ja."
— „Ich kann es mir denken."
— „Wieso?"
— „Die gewisse Dame."
Henry erschrak. Wie kam Karl darauf?
— „Was veranlaßt dich, daran zu denken?"
Karl bedauerte sehr, sich verschnappt zu haben: „Es war eine bloße Kombination."
— „Seltsam."
— „Inwiefern?"
— „Es beweist mir, daß mein Schicksal selbst Außenstehende wie mit Ahnungen berührt."
— „Du scheinst sehr geheimnisvolle Dinge erfahren zu haben."
— „Das ist auch der Fall. Die Kette des Beweises schließt sich. Morgen habe ich vielleicht das letzte Glied in Händen."
— „Und was geschieht dann?"
— „Ich werde meinen Weg mit größerer Gewißheit weitergehen."
— Tu das, mein Sohn, dachte sich Karl,

aber mach, daß Du bald ans Ziel kommst. Ich möchte den Augenblick völliger Übergeschnapptheit gern bald erleben.

* * *

Henry fuhr an den Starnberger See.

Die Fahrt auf dem Seedampfer rührte nicht viel in ihm an. Eine schöne Gegend, — nun ja. — Dort die Stelle, wo König Ludwig in den See gegangen war, nicht ohne seinen Arzt mitzunehmen ... Das rief schon Erinnerungen wach —: Der „Kini" ... Drüben die Roseninsel ... Davon hatte er als Kind vernommen. Phantastisches und Unverstandenes: Nixen im Schilf: ein Pavillon mit einer geheimnisvollen Dame, vor der der „Kini" Reißaus genommen haben sollte ... Heute konnte er sich die Sache wohl zusammenreimen ... Dann Possenhofen mit der jungen Herzogin Elisabeth, die nun Kaiserin von Österreich war ... Da war er schon wieder mitten in seinen Phantasien ... Ob das nicht auch eine gewisse Bedeutung hatte, daß er gerade hier in diese Gegend gebracht worden war? ... Aber nein. Das wohl nicht. Unsinn. Es bestand doch vielmehr offenbar die Absicht, jeden Konnex zu vermeiden. — Man hatte ihn unter Bauern getan, ins Tiefste des Volkes. Ihm aber doch den Rock und den Kosaken mitgegeben. Seltsam. Und dann plötzlich weggenommen und wie einen jungen Fürsten erzogen. — War inzwischen etwas geschehen? Ja:

„die Frau“ war erschienen. Es war nicht bloß ein Traum gewesen! Er wußte es plötzlich, als er, sich der südlichen Spitze des Sees nähernd, über das links gelegene Ufer hinblickte. — Mit einem Male gab es ihm einen Ruck: Da, — das war ja sein Kirchturm! So, von hier aus, hatte er ihn oft genug im flachen Fischerboote gesehen! — Und nun gar die Endstation, wo er ausstieg. Da stand sie ja noch, die alte „Post“, und dort, das Haus mit der angeputzten Madonna unter einem Drahtgeflecht, die einen Reifrock an hatte und apfelrote Backen und das Jesuskind vor sich hinhielt, wie eine Puppe: das war sein Schulhaus. Auch die alte geschnitzte Türe war noch da und die hohe Buxeinfassung des Vorgärtchens. Wie oft war er da langsam hinein und schnell heraus gelaufen!

Er blieb davor stehen, wie ein Tourist vor einer Sehenswürdigkeit.

Der junge Lehrer guckte zum Fenster heraus und wunderte sich über das Interesse des eleganten jungen Herrn an dem unscheinbaren Gebäude.

„Kann ich wohl in der Post einen Wagen bekommen?“ fragte der.

„Oh, gewiß,“ antwortete der Lehrer.

Und Henry ging zur Post und nahm einen Wagen.

Diese alte Wirtsstube war ihm einmal wie ein Saal vorgekommen, und in das „Herrenzimmer“ drüben hatte er stets scheue Blicke der Sehnsucht gesandt.

Wie wunderlich war das alles!

Eine bunte Lithographie: „König Otto von Griechenland, in Athen einreitend“ erschien ihm plötzlich so wohlvertraut, daß er jedes einzelne Gesicht darauf wiedererkannte, zumal aber den unerhört schönen Schimmel, auf dem der bayrische Hellenenkönig saß. Aber direkt bis zu Tränen rührte ihn ein Jugendbildnis der Kaiserin von Österreich als Braut, wie sie abschiednehmend durch den Park von Possenhofen ritt, die reinste Märchenprinzessin, schön wie ein Engel, ganz Hoheit, Stolz, Trauer, Anmut.

Er bot sofort hundert Mark für den Stich, der für ihn viel mehr wert war, denn es war gewiß das erste Frauenbildnis, für das er geschwärmt hatte. Das große Gemälde „Adam und Eva“, das in München an der Wand seines Hotelzimmers lehnte, bedeutete für ihn nichts dagegen. Er war sehr glücklich, die alte kunstlose Lithographie für hundertundfünfzig Mark zu erhalten.

Die Fahrt dann, am Seeufer hin, durch den alten Mühlenhof, später immer rechts den Wald und im Hintergrunde die Berge, war für ihn von traumhafter Schönheit. Oh, er hätte nicht zu fahren brauchen! Er kannte jeden kleinen Feldweg noch. Dort, in dem Tümpel, hatte er Frösche gejagt, in dem kleinen Wässerchen da hatte er stundenlang das Spiel der jungen Forellen verfolgt, hier, wo der Weg durch den Wald ging, hatte er seine erste kleine Liebste

einmal gezwungen, vor ihm niederzuknieen und eine feierliche untertänige Anrede an ihn zu halten.

Er sah jedem Mädel, das etwa in seinem Alter war, groß ins Gesicht, ob er nicht eine Ähnlichkeit, eine Erinnerung fände. Aber die Erwachsenen waren ihm alle fremd. Nur die Kinder kamen ihm samt und sonders bekannt vor.

Auf einem Holzhaufen saß ein kleines Mädel, das einen kleinen Buben vor sich hatte, dem es mit den Fingern in den Haaren herumfuhr, wie mit den auf und zu klappenden Klingen einer Schere. Dazu sprach es taktmäßig:

Ziff, zaff, gor aa,
Schneid dem Seppl d' Hoor'a,
Laß an' Schippl vorne stehn,
Is der Seppl noch so scheen.

Henry hätte weinen können vor Entzücken. Seine ganze Kindheit stand leibhaft vor ihm da. Er sah, hörte, fühlte, roch sie.

Er konnte auf einmal wieder oberbayrisch reden.

„Mogst an Zwoaring!" sagte er zu dem Mädel.

„I scho!" antwortete das.

Und er gab ihr ein Zwanzigmarkstück: „Verlier's fei net!"

„Dös is ja gar koa Zwoaring net," sagte das Mädel, „dös is a Goldstückl."

„Na, schieb's halt eina! Kaaf dir a scheans Feiertagsgwandl dafür," sagte Henry.

„Gelts Gott!“ sagte die Kleine, ganz verschüchtert.

„I mecht aa so ans!“ heulte der Bub.

„Also geh her, Seppl!“ sagte Henry und gab auch ihm eine Doppelkrone. Und schließlich nahm er die Beiden mit in den Wagen, als sie ihm gesagt hatten, daß sie aus dem Dorfe wären, zu dem er wollte.

„Wem g'heerscht denn?“ fragte er das Mädel, das aufgeweckter schien, als der Bub.

— „Mir san die zwoa von der Sterzegger Resei, und unser Vater is der Schirmer Tonl, und mir bleib'n beim Großvater.“

Henry machte große Augen. Das Schicksal! Selbst in Kleinigkeiten führte es ihn. Da hatte es ihm die zwei Sprößlinge seines Ziehbruders in den Wagen gesetzt! Wie seltsam!

Und er erkundigte sich weiter, und die kleine Kathl erzählte ihm treuherzig die ganze Schirmersche Familiengeschichte, wie sie sich bei ihr festgesetzt hatte: daß die Großeltern so reich gewesen wären, weil sie einen Prinzen aufgezogen hätten, und daß sie die Wirtschaft aufgegeben hätten, wie die Großmutter gestorben war, und sie hätten einen Hof gekauft, den der Tonl dann übernommen hätte, weil's mit dem Großvater nimmer gegangen wäre, und dem Tonl seine Mutter wäre auch schon tot gewesen damals. Aber der Tonl hätte alles durchgesoffen bis auf „a kloa winzigs“ Häuserl und strabanzte in der Welt umanand,

und die Mutter heiraten tät er auch nicht, „der Hallodri", und sie wäre halt jetzt beim Großvater, weil der sich alleine gar nicht helfen könnte, denn er wäre ein halbeter Narr.

„Einen Prinzen aufgezogen." — Also auch hier die Bestätigung.

— „Was is denn das für a Prinz g'we'n?"

— „Na, der Prinz Kuckuck halt."

Und die Kleine erzählte, was der alles gehabt hatte: lauter seidene Gewänder, wie ein geistlicher Herr im Amt, und eiserne Pferde, auf denen er wirklich hätte reiten können, und dann wäre eine wunderschöne Dame einmal gekommen, die hätte eine Krone aufgehabt wie die heilige Mutter Gottes, und dann war ein feiner Herr gekommen in einem Wagen mit zwei wunderschönen Rössern und vielen, vielen Dienern, und eine Schwarze war mit dabei, a ganz a Schwarze, und auf einmal war der Prinz Kuckuck weg. Und der Großvater sagte immer, er wäre gar nicht der, der er sein sollte, sondern was ganz Hohes, und alle Leute sagten: ja, das wäre ganz gewiß wahr, und der Großvater wäre deshalb ein Narr geworden, weil das Geheimnis ihm so zusetzte, das er gerne verraten möchte, aber doch nicht durfte, weil ihn sonst die „Großen" fürchterlich bestrafen würden.

Das war alles reichlich verwirrt, für Henry aber sehr klar.

Er ließ sich direkt zu dem Häuschen fahren,

in dem der alte Schirmer mit der Mutter seiner Enkelkinder wohnte.

Die bekam einen fürchterlichen Schreck, als sie den vornehmen jungen Herrn anfahren sah, denn sie glaubte nicht anders, als daß er einer von den „Großen" wäre, die den Großvater wer weiß für was zur Verantwortung ziehen wollten.

Es war kein vernünftiges Wort aus ihr herauszubringen, und der Alte selbst erwies sich als vollkommen verblödet.

Er wiederholte das, was die Kleine erzählt hatte, nur noch viel verwirrter und unter direkt blödsinnig phantastischen Verbrämungen und Hineinmengungen von allen fürstlichen Persönlichkeiten, deren Namen jemals über die Schwelle seines Bewußtseins getreten waren.

Aber gerade das war es eigentlich, was Henry hören wollte. Er erkannte wohl, daß der Alte irrsinnig war, aber für ihn offenbarte sich als Untergrund dieses Irrsinns die Tatsächlichkeit dessen, was er seit dem Erscheinen der Frau in Hamburg und dann seit der Lektüre des nachgelassenen Briefes geahnt, ja was er, wie er sich jetzt oft sagte, auch früher schon dunkel empfunden hatte.

Er hinterließ ein paar Hundertmarkscheine und fuhr, in tiefstes Sinnen versunken, durch die Abenddämmerung nach der Dampfschiffstation zurück.

Welch ein Schicksal! dachte er sich. Diesen

Alten hat es ganz verdunkelt, und auch das Leben seines Sohnes ist dadurch zerstört worden, denn offenbar hat ihn nur das Geld verdorben. Und auch Hermann mußte in die Niederungen gestoßen werden meinetwegen, weil Papa Hauart es als höhere Pflicht erkannte, mich, den zum Reichtum Geborenen, mit seinen Reichtümern auszustatten, während die Natur ihn doch eigentlich drängen mußte, sein eigenes Fleisch und Blut zu bedenken.

Schicksal!

Am herbstlich klaren Himmel begannen die Sterne heraufzuziehen. Hinter den kleinen Fensterscheiben der Bauernstuben wurden die Lampen angezündet. Die Litanei des Rosenkranzes, ihm von hierher so vertraut, klang aus jedem Haus.

Henry schlug andächtig das Kreuz und murmelte: Mein Jesus, Barmherzigkeit!

Sechstes Stück: Das dritte Testament Gottes

Henry fand, zu Karls großer Genugtuung, daß er in München eigentlich nichts mehr zu tun habe. Die Stadt, die ihn eben noch so heimatlich berührt hatte, war ihm gleichgültig geworden, seitdem er seine Ahnung bestätigt gefunden hatte, daß sie doch nicht seine Heimat war.

Aber er fühlte, wohl im Zusammenhang damit, ein sonderbares Begehren, hier nochmals

Hermann näher zu treten, der seinen Wohnsitz wieder in München aufgeschlagen hatte, und von dem man oft reden hörte als von einem Talente, dessen Entwickelung sich in einer geraden, aufrechten Linie bewege und jenseits aller Literaturschlagworte Hohes verspreche.

Er wollte wohl auch Karl ein bißchen damit ärgern, der hier aus seinem Ingrimm über das „moderne Unwesen" nicht herauskam.

„Was für eine ekelhafte Zeit!" rief er manchmal aus; „jetzt fangen auch die Maler an, Sozialdemokraten zu werden. Die Maler, deren Kunst doch nur einen Sinn hat als Schmuck des Reichtums, der Vornehmheit, der Macht. Christus wird zu einem Dorfschulmeister für halb verhungerte Webergesellen. Das Clair-obscur, die eigentliche Stimmung, in der malerische Reize ganz zur Entfaltung kommen, wird einem rüpelhaften, gemeinen plein air geopfert, in dem jedes Menschenangesicht zu einem ekelhaften Farbenragout werden muß. Auf die Impotenz der braunen Sauce, die wenigstens keine Prätensionen hatte, ist die Impertinenz einer maniakalischen Grünwut gefolgt, die sich einbildet, eine heilige Tradition ablösen zu können. Statt einzusehen, daß die Malerei einfach fertig ist, und daß man anständigerweise heute nichts anderes tun sollte, als alte Meisterwerke treu zu kopieren, wollen diese Tölpel mit ‚neuen Augen' von vorne anfangen. — Ich bitte dich: Fahren wir nach Italien!

Lassen wir diese Barbaren hinter uns! Mir wird übel hier!"

Darauf hatte Henry nichts zu erwidern, weil ihm die Malerei unendlich gleichgültig war. Aber er hätte es gerne erlebt, daß jemand anderer dem weisen Karl antwortete, und Hermann, so fühlte er, war der geeigneteste dazu, denn er wußte, daß dieser ein Herold der modernen Malerei war.

Ein wunderlicher Zufall führte sie zusammen.

Eines Tages las Henry an den Straßenplakaten den Namen des „Heimlichen Lichtes" als Einberufer zu einer Versammlung, für die nicht weniger versprochen war, als die Verkündigung einer neuen Offenbarung Gottes.

Er hat sich auf die höhere Parodie geworfen, dachte sich Henry; das kann lustig werden. Und er veranlaßte den widerstrebenden Karl, mit hinzugehen.

„Albernheiten!" meinte der, „eine Sache, die sich selber täglich travestiert, braucht man nicht noch zu parodieren."

Aber sie gingen.

Der nur mäßig beleuchtete Saal war, als sie ihn betraten, so leer, daß sie glaubten, sich in der Zeit geirrt zu haben. Nur zwei Reihen Stühle waren besetzt, und es herrschte unter den Anwesenden, meist jungen Studenten, eine Stimmung, die bewies, daß auch sie sich einen Ulk versprachen. Nur Hermann und zwei

Herren, die mit ihm waren, zeigten Ernst, ja eine gewisse Bangigkeit.

Henry und Karl ließen sich hinter Hermann nieder, der Henrys Gruß ohne Steifheit erwiderte und sagte: „Keine angenehme Gelegenheit, die uns wieder zusammenführt. Das wird ein böser Abend."

„Wieso?" meinte Henry. „Ich denke, es wird lustig werden. So etwas wie eine Parodie auf den Spiritismus, nicht?"

— „Leider nein. Bittrer und trauriger Ernst. Unser armes „Heimliches Licht" hat, nach erfolgloser Verfassung von drei Dutzend Trauerspielen, dem literarischen Größenwahn den Rücken gekehrt und sich dem religiösen zugewandt. Und dabei ist noch Grauslicheres zutage gekommen. Der arme Kerl hat den Irrsinn bereits drucken lassen und liest ihn nun vor, weil ihn niemand selber lesen mag."

— „Vielleicht will er nur mit Gewalt Aufsehen erregen."

— „Nein, das ist es nicht. Es ist der richtige Prophetenwahn eines schwachen Gehirnes mit megalomaner Grundlage. Er glaubt an diesen Unsinn genau so ehrlich, wie er an den dichterischen Wert seiner dramatischen Schülerarbeiten glaubte. Er würde sich dafür in Stücke reißen lassen und ist übrigens überzeugt, dafür wegen Gotteslästerung eingesperrt zu werden. Aber gerade das, so hofft er, wird seinem neuen Evan-

gelium zum Durchbruch verhelfen. Er ist auf alles gefaßt und zu allem bereit. Sein moralischer Mut verdiente Respekt, müßte man sich nicht leider sagen, daß es der Mut eines geistig schwachen Menschen ist, dem die gewissen Hemmungen fehlen, die in einem normalen Gehirn der Verstand besorgt."

In diesem Augenblicke erschien das zum Propheten aufgeglühte „Heimliche Licht" in einer Türe und schritt feierlich, der Gelegenheit entsprechend mit einem schwarzen Gehrock angetan, zum Katheder. Man sah es ihm an, daß es sich geistig mehr zugemutet hatte, als ihm dienlich war. Es sah eingefallen, bleich und mitgenommen aus. Doch fehlte auch nicht der ihm eigene schulmeisterhafte Zug von Dünkel und einer gewissen kümmerlichen Entschlossenheit.

Schulmeisterhaft war auch der Beginn seiner Rede. Der Unglückliche wollte Erhabenheit in seinen Ton legen, aber es kam nur ein hohles Dröhnen zustande, und der Erfolg war, daß die Studenten schon zu lachen begannen, als er erklärte, unter dem Zwange eines göttlichen Auftrages zu handeln, und daß mit diesem Momente der Morgenglanz einer neuen Zeit beginne, in dem das dritte Testament Gottes hinausleuchte über die Völker des Erdballes, unsere dunkle, von hundert Gegensätzen und tausend Irrtümern zerfleischte Zeit nach der tiefen Nacht sogenannter Aufklärung zu ruhigem, echtem Lichte aufklärend.

„Verflucht noch mal!“ rief ein junger Mann unter lautem Gelächter.

Aber das Heimliche Licht fuhr ruhig fort, auch fernerhin nicht beirrt durch spöttische Zwischenrufe und höhnisches Lachen.

Er erzählte, daß das, was er nun als drittes Testament Gottes vortragen werde, ihm durch den Geist eines israelitischen Mädchens im Auftrage Gottes mitgeteilt worden sei, der Tochter eines Tempeldieners, die, mit Namen Geben, im Jahre 1687 als Zweiundzwanzigjährige auf einer Reise in Kleinasien gestorben sei. Durch ihre Vermittelung, bei der man sich eines klopfenden Tisches bedient habe, sei er zu einem erkenntnisspendenden Verkünder der göttlichen Wahrheit, zu einem Propheten geworden, als welcher er eigentlich Gott selbst zum Genius geben müßte; aber Geben setzte es bei Gott durch, daß sie sein Genius bleiben durfte.

Diesen Umstand fand die kleine, aber lebhafte Versammlung besonders ergötzlich, aber das Heimliche Licht ließ sich auch durch diese Lachsalven nicht beirren, erklärte vielmehr mit ingrimmiger Ruhe, daß trotz dieser Abweichung von der Regel er, der Verkündiger des dritten Testamentes Gottes, der direkte Nachfolger von Moses, Christus, Buddha und Luther sei.

„Hurra, die Enten!“ rief eine Stimme.

„Silentium für den fünften Propheten!“ eine andere.

Und nun begann das Heimliche Licht einen

solchen Wust von kindlichem Unsinn auszupacken, daß das Lachen kein Ende nehmen wollte.

Da wurde erzählt, wie die Geister in ihren verschiedenen Stufen aussähen; wie z. B. die der zweiten Stufe zwar etwas schmaler seien, als ein Erdenmensch, aber mehrere tausend Fuß lang, bei einem Kopf, der an Umfang hinter einem menschlichen Haupte zurückstehe und überdies keine Haare, keine Zähne und keine Zunge habe.

„Niedlich!" meinte jemand.

Auch das Aussehen Gottes wurde von seinem Propheten nicht verschwiegen. Wenigstens wurde mitgeteilt, daß er eine „herrlichschöne Gestalt" habe, weiß aussehe und ungefähr vom Umfange des Erdteils Europa sei.

„Mein lieber Gott muß größer sein!" schrie ein Student.

Diese Gestalt ruhe auf einem Nebelfleck, der der irdischen Astronomie noch unbekannt sei.

„Wie schade! Sonst könnte man den lieben Gott photographieren!" rief jemand.

Von den lieben kleinen Engelein wußte das Heimliche Licht nur zu berichten, daß sie rosa aussähen.

„Das weiß jeder Konditor!" meinte wer.

Dagegen seien die Kobolde grau.

„Das möchte ich mir auch ausgebeten haben," meinte derselbe Zwischenrufer.

Die Sonne und deren übrige Planeten, sowie der Erdenmond seien von menschenähnlichen

Geistern bewohnt. Die Sonne von einer Art Riesenmenschen, die aber tierisch dumm seien.

„Sollten es lauter Propheten sein?“ rief jemand.

Dagegen seien die Bewohner des Mondes sehr verständige, jedoch viehisch-rohe Zwerge, die in wilden Horden auf der ganzen Oberfläche dieses Weltkörpers hausten, auf den Bergen sowohl wie in den Tiefebenen.

— „Und das läßt sich unser guter, alter Mond gefallen?“

Nun kamen weniger erheiternde, weil allzu abstrus verschwommenen Darlegungen über das Erdenleben des Menschengeistes und seine Beziehungen zu seinem Genius.

Indessen amüsierten sich die Zuhörer doch immer noch genügend, zumal wenn Stellen kamen, wie diese: „Wenn der betreffende Teil eines Geistes der nächsthöheren Kraftklasse in dunklem Drange nach individuell selbstbewußtem Dasein verlangt, so wird er von diesem Geiste der nächsthöheren Klasse in unbewußtem Liebesdrange ausgeschieden, d. h. erschaffen und wirkt gleichzeitig auf ein im Erdenleben stehendes männliches und weibliches Individuum ein, sodaß dieselben durch physische Vereinigung“ („Bravo!“) „ihm die Möglichkeit seiner ersten individuell-selbstbewußten Daseinsperiode gewähren. Eine besondere qualitative Auswahl des männlichen und weiblichen Individuums findet aber dabei nicht statt, indem der in

das irdische Dasein sich drängende Menschengeist stets nur die augenblickliche Gelegenheit benutzt, welche zwei Verliebte ihm darbieten."

— „So ein Filou!"

Auch Mitteilungen aus einem Gespräche, das das Heimliche Licht mit Goethe gehabt hatte, und wonach Goethe erklärt haben sollte, daß er Schillern jetzt gar nicht mehr leiden könnte, fanden ein dankbares Publikum, aber im Ganzen fing man an, sich etwas zu langweilen, als das Heimliche Licht Absurditäten quasi philosophischer Art vorzutragen begann, die auch stilistisch zu wünschen übrig ließen.

Wirklich vergnügt wurde man erst wieder, als der unerschrockene Prophet die gegenwärtige nachirdische Stufenhöhe geschichtlich bekannter Personen zum besten gab, wobei es sich herausstellte, daß sich auf der zweitniedrigsten Stufe Kaiser Wilhelm der Erste, auf der dritthöchsten aber Räuberhauptmann Gänswürger befand. Christus rangierte neben Tschingiskhan und Goethe auf der vierten Stufe, während Geben, die bereits zu den historisch bekannten Personen gerechnet wurde, einen Rang höher saß. Die höchste, siebente Stufe war stark von Musikern besetzt. Wagner, Chopin, Liszt, Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann, Palestrina, Haydn fanden sich dort zusammen und, bis auf Cesare Borgia, in durchaus honetter Gesellschaft.

War das Heimliche Licht, ob auch bleicher und bleicher werdend und zuweilen mit der

Stimme überschnappend vor innerer Empörung über den fortgesetzten Hohn, schon immer feierlich prophetenhaft geblieben, so gab es sich zuletzt noch einen besonderen Ruck zum gewaltig Pathetischen, indem es sprach: „Die Gottheit hat gesprochen, und tatsächlich ist mit der Verkündigung des dritten Testamentes die Zeit des Kirchenkultus vorbei, wenn er auch für die träge, nachschleppende Masse noch sein veraltetes Dasein fortfristen wird."

Dann wiederholte der Schützling Gebens nochmals, daß er sich wirklich ohne Selbstüberhebung oder Gewaltsamkeit den Propheten Gottes nennen dürfe, ja die heilige Pflicht habe, sich neben die Religionsstifter der irdischen Geschichte zu stellen, und trat ab.

Das Schweigen, mit dem ihn die Anwesenden abziehen ließen, hatte noch etwas Grausameres, als ihr früheres Gelächter. Es wirkte wie ein geistiges Todesurteil.

Die eben noch so ausgelassen gewesenen jungen Leute spürten, daß sie mit ihrem Lachen eigentlich nicht anders gehandelt hatten, als Kinder, die auf der Straße einen Krüppel verhöhnen, weil er sich grotesk bewegt.

Man ging in Mißstimmung auseinander.

Henry trat an Hermann heran: „Schrecklich!"

„Ja," antwortete der, „ein trauriger Abend. Meine Freunde, die fern geblieben sind, haben recht gehabt. Was mich hertrieb, war das Inter-

esse, zu beobachten, wie heutigen Tages sich die Menge gegenüber einem Menschen verhält, der behauptet, ihr höchste Wahrheiten direkt aus göttlicher Gnade zu verkündigen zu haben. Nun; ich bin nicht auf meine Rechnung gekommen: es war gar keine Menge da. Es scheint definitiv aus zu sein mit dem Bedürfnis nach Propheten."

„Durchaus nicht," entgegnete ein merkwürdig aussehender schlanker junger Mann, der Mund und Kinn eines Zäsaren, aber die Augen eines Renaissance-Kardinals hatte; „man muß nur ein wirklicher, ein echter Verrückter oder ein Genie sein, nicht ein grundnüchterner Arschpauker und Philister, bei dem lediglich eine kleine Schraube los ist, und der überdies nicht einmal Talent, geschweige denn Genie hat. Der Abend war nicht traurig, sondern langweilig. Was haben wir gehört? Die Philosophie und die Phantasien eines Menschen, der zwar einen schönen alten adligen Namen, aber die Seele und das Gehirn eines Flickschneiders hat. Allen diesen heillosen Blödsinn hat der Tölpel seinem Medium in die Tischbeine suggeriert. — Sie sagen, er ist größenwahnsinnig. Ja, du lieber Gott, dann müssen Sie jeden Dilettanten interessant finden. Der langweilige Peter hat bloß keine Selbstkritik. — Ein ordentlicher Megalomane, der sich für den Nachfolger Christi hält, besitzt irgendwie schöpferische, wenn auch verrückt schöpferische Phantasie und mimt den Christus

up to date. Dieser nüchterne Dummkopf aber zieht einfach einen Bratenrock an und liest seine Einfältigkeiten wie ein Küster vor, der den Herrn Pfarrer vertreten darf. Dieser Mensch ist in einem so erstaunlichen Maße dumm, daß er nicht einmal die Lächerlichkeit fürchtet. Statt dessen meint er, seine Albernheiten könnten die Polizei interessieren. Hat er aber nur das Geringste gesagt, das den Staat und das Publikum beleidigen könnte? Soweit das Zeug nicht schlechthin albern und kindisch war, war es aufgekochter alter Quark aus philosophischen Lehrbüchern, die er nicht erfaßt hat. Aber, und das ist das einzig Interessante: In sich war der Blödsinn logisch. Dieser subalterne Kopf, der sich für einen Propheten hält, weil ihm auch das entfernteste Gefühl für Genialität fehlt, besitzt die Gabe der Mittelmäßigkeit, Ideen korrekt aufzudröseln, in hohem Grade. Ich habe die Empfindung, daß er, wenn erst mal Gras über diese Entgleisung gewachsen ist, es unter der deutschen Philisterschaft noch weit bringen wird. — Hält sich nicht jeder Philister in seiner Art für einen Statthalter Gottes? Und zwar nicht aus Größenwahn, sondern einfach aus seiner Unfähigkeit, Größe zu empfinden. So was sagt Gott und fühlt gar nichts dabei. Ein Kerl wie dieser kann natürlich davon reden, der Nachfolger von Moses, Buddha, Christus, zu sein, denn er fühlt nicht im mindesten einen Schauer in sich gegenüber derartigen Cyklopen

des Geistes. Er sieht von ihnen bloß, was sich die Welt, d. h. die Philister, angeeignet haben. Daß diese paradoxen Geister Genies von furibund elementarer Wesensanlage waren, ahnt so ein kümmerliches Registriertalent gar nicht. Und daß ihre Größe erst durch ihr Temperament reif wurde, ist so einem Froschgemüte natürlich ganz und gar fremd. — Nein, meine Herren, dieser lahme Küster ist kein Beweis dafür, daß die Menge keine Kraft und Neigung mehr besitzt, auf göttliche Offenbarungen zu reagieren. Sie wird zwar immer wieder den Propheten Gottes steinigen, aber sie wird sich nie über ihn amüsieren."

Man hatte sich mittlerweile dem Rathause genähert, und Hermann lud Henry und Karl ein, eine kleine Weinstube aufzusuchen, wo man vielleicht noch Gesellschaft treffen werde.

Karl war eigentlich sehr dagegen, obwohl der Mann mit dem schönen Munde und dem Zäsarenkinn ihn aus mancherlei Gründen interessierte, aber Henry stimmte ohne weiteres bei, gerade *weil* er fühlte, daß es Karln nicht angenehm war, den Abend in „Literatengesellschaft" zu verbringen. Auch tat es ihm wirklich wohl, daß Hermann alles vergessen zu haben schien und ihn mit ruhiger Freundlichkeit behandelte.

Es wurde zwischen ihnen kein Wort über das Vergangene gewechselt, und Hermann war taktvoll genug, ihn nicht als den ehemaligen Herausgeber des „Morgensterns" zu denunzieren.

Dagegen stellte er Karl ausdrücklich als den Verfasser des Huldigungsgedichtes an den Kaiser vor. Dem war das fatal; er machte sich darauf gefaßt, wegen seines Poems mit Spott und Hohn begrüßt zu werden. Aber es geschah nichts dergleichen.

Ein blonder Riese, der von Allen mit besonderem Respekt behandelt wurde, obzwar er sich gar nicht als Respektsperson aufführte, vielmehr die saftigste Gemütlichkeit an den Tag legte und durch seine strahlende Liebenswürdigkeit und ein halb väterliches, halb burschikoses Wesen alles ebenso einnahm, wie er immer wieder durch seine geist- und bilderreiche Rede hinriß, ein Mann, den Übrigen an Alter um etwa zwanzig Jahre voraus, an Lebhaftigkeit und Sprechlust aber der jüngste von allen, rief ihm sogar zu: „Respekt! Das war eine zwar unzeitgemäße, aber brillante Leistung. Wo haben Sie bloß alle diese Edelsteine hergenommen, mit der Sie die Krone Seiner Majestät zu schmücken so verschwenderisch bereit waren? Sie haben doch hoffentlich ein Exemplar an Nietzsche geschickt?“

„Ich habe diesen Namen erst aus der Besprechung des Herrn Honrader erfahren,“ antwortete Karl, „und seitdem ich die Werke dieses Mannes gelesen habe, schreibe ich nichts mehr.“

„Was?“ rief Hermann, „Sie kannten Nietzsche nicht, als Sie Ihr Gedicht schrieben? Wie

merkwürdig! Ich hätte darauf geschworen, daß es ein Niederschlag Nietzscheſcher Gedanken war."

„Dieſe Gedanken habe ich mir erlaubt, ſchon auf der Schule gehabt zu haben," antwortete Karl ſpitzig, „und es war mir gar nicht angenehm, zu erfahren, daß ſie ein anderer ſchon in eine Art Syſtem gebracht hat."

„Warum war Ihnen das nicht angenehm?" fragte der Mann mit dem Zäſarenkinne; „dieſe Gedanken ſind noch lange nicht in allen ihren Fruchtmöglichkeiten aufgegangen. Auch hat Nietzſche ſelbſt durchaus nicht die Fähigkeit, ſie nach allen Richtungen hin durchzudenken. Zarathuſtra hat einen großen Mangel: er ſcheint keine Teſtikeln zu haben."

„Er hat ſie im Kopfe," rief der Rieſe.

„Alſo nicht am rechten Flecke," meinte das Zäſarenkinn.

„Nicht wahr, Kathi," wandte er ſich an die hübſche Kellnerin, „mit dem Kopfe kann man nicht lieben?"

„Naa," antwortete die, „mit dem Herzen."

„Verflucht!" ſchrie der Frager und machte ein Geſicht, wie der Teufel, wenn man ihn auf den Schwanz getreten hat. „Das iſt ja noch ſchlimmer! Was biſt du für eine gottverlaſſene Kreatur!"

„Ja," meinte der Rieſe, „Sie ſind auch ſchief gewickelt, mein werter Priapiſt. Das deutſche Gemüt werden weder Sie mit Ihren alleinſeligmachenden Teſtikeln ausrotten, noch der große Friedrich mit ſeinem alleinſeligmachenden

Gehirn. Der Deutsche hats nun mal unterm Brustlatz. — Und Sie, Herr Kraker, sollten ruhig weiter dichten. Der ganz Große ist noch nicht da: der mit dem Hochparterre, der Beletage und der Turmkammer. Es ist noch genug zu tun. Für jeden. Prost! Alle drei Stockwerke sollen leben!"

Man lachte und sprach, zu Karls großer Befriedigung, nicht weiter von Nietzsche.

Dafür kam sein unglückliches Gedicht nochmal an die Reihe.

„Was hat denn S. M. zu Ihrer odischen Huldigung gesagt?" fragte der Riese. „Ich hoffe doch, daß Sie wenigstens mit dem Bahnhofsportierorden aus der gemeinen Masse der Poeten herausgehoben worden sind."

„Der Kaiser hat es gar nicht vorgelegt erhalten," antwortete Karl.

„Ah!" machte der Riese und schlug sich aufs Knie. „Diese Preußen! Sie haben doch noch Stil. Verse, — is nich! Außer, wenn sie mit Hurra schließen und für Veteranenvereine verständlich sind. Ganz in der Ordnung. Man muß immer hübsch bei der Stange bleiben. Wer heißt Sie auch, so extraordinäre poetische Voraussetzungen an den Tag zu legen? Nun; Sie werden kuriert sein. — Die Linie der Kunst schneidet sich nicht mehr mit der der Monarchie. „Es soll der Sänger mit dem König gehn." Das hat mal ganz gut geklungen. Aber jetzt? — Ich wüßte nicht, wohin er mit ihm gehen sollte. Zum Tempelhofer Feld etwa? — Und in welcher Charge? Ein kommandierender General der Poesie kann sich nicht

zum Unteroffizier degradieren lassen. — Nein. Lassen wir diese Institution auf sich beruhen. Sie hat schon lange keinen Kunstwert mehr und auch keinen Wert für die Kunst. — Ich fürchte, daß am Hofe Wilhelms des Zweiten nicht einmal für einen Staatskünstler, wie Bismarck, Platz ist. Man munkelt schon allerlei seltsame Dinge. Es wäre traurig, wenn die Munkler recht behielten. Aber es ist fast wahrscheinlich, so sehr sich Verstand und Gefühl dagegen sträuben, es für möglich zu halten."

„Es muß geschehn, und es wird geschehn!" rief da ein junger Mann mit geröteten Augen, ungekämmten Haaren und einem wilden Ausdruck in den dunklen Augen aus. „Es ist die höchste Zeit, daß wir diesen erratischen Block los werden! Ein Genie, — meinetwegen. Aber dieses Genie lastet wie ein Albdruck auf dem deutschen Volke. Wir brauchen Freiheit für das Genie der Masse!"

— Da haben wir den wahren Geist der modernen Literatur, dachte sich Karl.

Aber Hermann erschütterte seine Überzeugung. „Das Genie der Masse!" rief er aus; „Sie sind noch sehr jung, lieber Freund, daß Sie an solche Konstruktionen glauben können. Das Genie der Masse ist immer ein Einzelner, der aus der Masse emportaucht und sich damit über die Masse erhebt. Wenn jetzt Bismarck fortgeschickt werden sollte, so wird das Volk fortgeschickt, und mag auch gleich darauf das Sozialistengesetz durch die Gnade Seiner Majestät und die

Schläue ihrer bequemeren Ratgeber erlöschen. Ein Genie hat immer auch Verstand und Gefühl für die Masse, denn sein Wesen ist umfassend, ist eine Art Zusammenfassung des Gesamtgeistes in einer Person, während ein gewöhnlicher Fürst, ich meine, ein Fürst, der nicht zugleich ein Genie ist, vom Wesen des Volkes keine Ahnung hat. Zumal heute, wo er es bloß in der Armee, also willenlos, und als Material zur Spalierbildung kennen lernt. — Ich sah es einmal in Berlin mit an, wie ein ganzes Regiment Soldaten mit „Tritt gefaßt" und „Faßt das Gewehr an" an einem kleinen Prinzchen vorbeidefilierte, das noch auf dem Arme der Bonne saß. Schon dieses Prinzchen schien zu wissen, daß diese Hunderte von erwachsenen Menschen seinetwegen plötzlich zu Marionetten wurden. Und nun bedenken Sie, daß ein Kronprinz von Preußen selbst seinen eigenen Brüdern gegenüber als Vorgesetzter erzogen wird, daß seine ganze Erziehung darauf ausgeht, ihm einzuflößen, daß Gottes persönliche Gnade ihn dazu bestimmt hat, einmal unbedingt der Erste, der Höchste von Millionen zu sein, — gleichviel ob sein Verstand und sein Charakter dem entspricht. Auf diese Weise wird künstlich eine Sinnesart erzeugt, die nur durch zufällige geniale Begabung, die unter legitimen Fürsten äußerst selten, weit seltener ist, als es in den Geschichtsbüchern steht, so ausbalanciert werden kann, daß sie imstande ist, rein und ungetrübt menschlich zu empfinden. Mit anderen Worten:

ein bloß mittelmäßig oder auch noch unter dem Mittelmaß begabter Mensch wird mit einem Selbstgefühl erfüllt, das natürlicher Weise nur ein großer Mensch empfinden dürfte. Während aber das Selbstgefühl des Genies, als Naturgabe, die innigsten Beziehungen zu allem Menschlichen hat, so daß z. B. Goethe, oder auch Napoleon, einen instinktiven Respekt vor allem natürlich Bedeutenden hatten (was übrigens auch bei Bismarck zutrifft), so fehlt diesem künstlich erzeugten Selbstgefühl ungenialer Fürsten dieser Instinkt bis zu dem Maße, daß sie die Bedeutung eines nicht adelig geborenen oder trotz adeliger Geburt aufs Außerordentliche gerichteten Menschen häufig selbst dann verkennen, wenn es ihr eigenstes Interesse geböte, sie für sich nutzbar zu machen."

„Und Wilhelm der Erste?" warf jemand ein.

— „Wilhelm der Erste hatte das Glück, nicht als Kronprinz, nicht für den Thron erzogen worden zu sein. Unter Friedrich Wilhelm dem Vierten wäre Bismarck nie das geworden, was er geworden ist. Das Genie, selbst das preußisch-junkerliche, braucht Ellenbogenfreiheit. Es kann im eigentlichen Sinne auch nicht höfisch werden. Es steckt immer Volk in ihm."

„Aber Bismarck hat das Volk unterdrückt!" rief der Ungekämmte und haute auf den Tisch.

— „Und doch hat er das deutsche Volk groß gemacht und die Unterlage zu einer Entwicklung geschaffen, ohne die auch die künstlerischen Ideale, an die wir glauben, sich nie verwirklichen

könnten. Ja, ich behaupte: wir Alle sind von Bismarck direkt beeinflußt. Er mag gewiß nichts von unserer Literatur und Kunst wissen, aber er ist ihr Nährvater. Diesem lebendigen Koloß verdanken wir es z. B. auch, daß wir uns der Umklammerung sozialdemokratischer Ideen entwunden haben, und daß uns der Sinn für monumentale Ziele der Kunst wieder aufgegangen ist, für eine Kunst großen, umfassenden, rein menschlichen und doch nationalen Stiles, die keiner Partei, sondern dem Ganzen dienen will. Dort" (und er wies auf den blonden Riesen) „sitzt der Mann, der das von Anfang an erkannt und verkündet hat, obwohl er Demokrat war."

„Und noch ist!" rief der Riese, indem er sich erhob. „Aber was heißt das: Demokrat, wenn man einem grundaristokratischen Volke angehört und ein Künstler ist!?" Und er hielt eine wundervolle Stegreifrede voll der verwegensten Paradoxe und mit so viel Bildern, Gleichnissen, Assoziationen umrankt, und so hin und her schwingend zwischen scharfsinnigen realen Beobachtungen und kühnsten Konstruktionen einer stürmisch atemlosen Phantasie, daß man schließlich zwar nicht mehr recht wußte, was er eigentlich gesagt hatte, aber voll des Eindruckes war, etwas ganz Köstliches erlebt zu haben, etwas wie ein Elementarschauspiel: wundervolle Wolkenbildungen, Wasserstürze, Gewitter, Regenbogenpracht über unermeßlichen goldenen Kornfeldern.

* * *

Henry war noch ganz hingerissen, als er mit Karl dem Hotel zuschritt.

Der aber war in grimmigster Ärgerstimmung: „Quatsch! Nichts als Quatsch!“ rief er aus. „Welch ein Kuddelmuddel von Ideen! Mir tun die Ohren, mir tut die Seele weh davon! Nichts stimmt zusammen. Jeder geigt, bläst, flötet, paukt auf eigene Faust, nach eigenem Takt, in eigener Tonart. Das ist der Turmbau von Babylon, aber nicht die Errichtung einer neuen Kunst und Poesie. — Ich flehe dich an: fahren wir endlich nach Italien, ins Land der Kunst, in die Ruhe! Diese von sich selbst hingerissenen Barbaren machen mich krank. Ich begreife es vollkommen, daß einer von ihnen ganz übergeschnappt ist und sich beinahe für den lieben Gott hält. Es mag der Dümmste von der Gesellschaft sein, aber es ist der Konsequenteste.“

Siebentes Stück: Der gespannte Bogen

Die italienische Reise, nach einem genauen Plane Karls langsam von Stadt zu Stadt gehend, überall Halt machend, wo es für Karls gebildete Augen etwas zu sehen gab, näherte die Vettern einander nicht, sondern entfernte sie mehr und mehr und vertiefte ihren gegenseitigen Widerwillen.

Henry hatte es ja schon längst aufgegeben, sich Karl gegenüber die geringste Gêne anzutun

oder aus Rücksicht auf ihn sich auch nur so anzustellen, als respektiere er in ihm etwas Besonderes. Er begann jetzt, ihn ganz einfach als Reisemarschall zu gebrauchen und auch so zu behandeln.

In jeder Stadt wiederholte sich das Gleiche. Karl durchwanderte die Galerien und Kirchen, Henry bummelte eine Weile mit, dann mokierte er sich über Karls Bemerkungen oder widersprach ihnen hochnäsig, und schließlich ließ er ihn irgendwo stehen und ging in den Straßen auf Abenteuer aus.

Obwohl er, der Verabredung gemäß, in jeder größeren Stadt einen Brief Bertas vorfand, begann er jetzt, gelangweilt durch dieses für ihn wenig interessante Hinundherreisen, sein altes Wesen wieder. Es schien, als bereise er Italien ausschließlich zu dem Zwecke, alle „casini" der verschiedenen Städte zu studieren.

Viel wichtiger, als Karls Aufzeichnungen, waren ihm die Berichte, die ihm täglich John vorlegen mußte, und in denen sich die Adressen der öffentlichen Häuser und etwaiger „puttane" von Ruf befanden.

Zuweilen empfing er auch berufsmäßige Ruffiane im Hotel, von denen er sich dann begleiten ließ, und es kam auch vor, daß er sich gefällige Damen ins Hotel zitieren ließ, wobei es ihm nicht darauf ankam, Karl zu zwingen, mit ihnen an demselben Tische zu speisen.

Überhaupt legte er es offenbar darauf an,

dem Vetter zu zeigen, wie wohl er es sich wieder auf seinem eigentlichsten Gebiete sein ließ, und wie schrankenlos seine sexuellen Begierden und sein Genußvermögen war.

Er fing sogar an, damit zu renommieren, und erließ dem tief angewiderten Karl keine Einzelheit.

Dieser wurde mehr und mehr von einem so wütenden Hasse ergriffen, daß er manchmal alle Verstellung aufgab und ausrief: „Ich wollte, du verblödetest ganz und gar. Ich wünsche dir alle Krankheiten an den Leib, die sich bei einem so viehischen Dasein einstellen müssen. In einem Jahre schon wird man dich in einem Rollstuhle fahren müssen. Angenehme Aussichten für Berta!"

Henry bog sich vor Lachen. „Hast du 'ne Ahnung! Ich und krank werden! Das gibt es nicht. Ich gehöre zu den Auserwählten der Venus. Ich werde nur stark durch die Übung. Sicher habe ich schon hundert Weiber gehabt, die krank waren. Wie sollte das anders sein? Ich übe auch nicht die mindeste Vorsicht und suche die Gefahr geradezu auf. Denn ich weiß: mir kann nichts geschehen. Soll ich dir eine Geschichte erzählen?"

— „Bitte, nein! Ja nicht! Schweig! Es ekelt mich!"

— „Capisco! Das ewig Weibliche zieht ja dich nicht hinan. Um so mehr mich. Und ich erzähle dir die Geschichte doch. Du hast

mir ja auch einmal eine erzählt, die nicht sehr lieblich anzuhören war. — Also: Es war in Venedig. Eine alte, wundervoll scheußliche Kupplerin, eine von diesen kostbaren alten Hexen, denen man es auf hundert Meter ansieht, daß sie mit lebendigem Fleische handeln, zupfte mich am Mantel und flüsterte mir was von einer bella ragazza ins Ohr. Ich spie ihr alle venezianischen Flüche ins Gesicht, die ich mir eingeprägt hatte, denn ich weiß: das macht populär und wirkt vertrauenerweckend. Aber ich folgte ihr. John natürlich zwanzig Schritte hinter uns, denn in diesen alten Palazzi, wo jetzt hinten die Huren hausen, an kleinen, lautlosen Kanälen, verschwindet man unter Umständen mit so sicherer Heimlichkeit, daß nur die kleinen ekligen Krebse davon erfahren, die auf dem Grunde der Kanäle ihre Mahlzeiten halten. — Ah, du hast keine Ahnung, welch ein Reiz darin liegt, nachts in einer fremden Stadt hinter einer unheimlichen, mit zahnlosem Munde grinsenden Kupplerin herzuziehen, einem Wesen entgegen, das man nicht kennt, aber bald aufs genaueste kennen wird, um es dann nie wieder im Leben zu erblicken. Man weiß ja ziemlich genau, was kommt. Es ist im Grunde immer das gleiche, aber es hat immer aufs neue seinen unheimlich süßen Reiz. — Abgelegene Viertel. Einsame Gassen, vor denen Weiber und Zuhälter lauern. Vorsichtiger Eintritt in eine enge Hausflur, leises Hinauftappen über knarrende Stufen: dann plötzlich ein Türe

auf, und, eccolo, ein kleines Zimmer mit einem großen Bett und einem geschminkten, mehr oder weniger hübschen Frauenzimmer, das meist blöde, aber immer sehr suggestiv lächelt. — Ah, dieses Lächeln der Huren! Es ist ganz einzigartig. Es ist ebenso kindlich, wie es lasterhaft ist. Das ganze Weib liegt darin. Die ganze Natur. Die ganze Weltgeschichte. Es ist das Lächeln der nackten Lüge, die ewig wahr bleibt. Geschäftsmäßig liebenswürdig, manchmal die deutliche Larve aus bemalter Pappe, aber manchmal wundervoll echt: das untertänige Lächeln der Sklavin. Wo fände man das sonst noch? Und wo sonst fände man noch diese selbstverständliche animalische Intimität zwischen den Geschlechtern, die ohne alle Umschweife das Hemd herunterzieht und alle Geheimnisse vertrauensvoll vor dir ausbreitet? Diese selbstverständliche, jeden Augenblick unbedingt bereite Schamlosigkeit ist hinreißend. Es ist der letzte Rest echter Natur unter den Menschen. Und, je gemeiner die Umgebung, je primitiver das Lokal ist, je gewisser man weiß, daß hinter der nächsten Tür der Louis lauert, um so reizvoller ist es."

„Du bist ein Tier!" schäumte Karl, „du bist ein Auswurf."

„Ich bin bloß ein richtiger und ganzer Mann," gab Henry betont zurück, „und ich darf mich auf allerhand große Männer berufen, die genau so gefühlt und gehandelt haben, wie ich. Was du wahrscheinlich als einen Trieb zum Schmutze

empfindeſt, iſt nur das Zeichen eines intenſiven und unverkümmerten Verhältniſſes zur Natur und das Merkmal ungebrochener Männlichkeit, die mit der Liebe zugleich die Gefahr aufſucht, — wie es in den Urzeiten die Regel war. — Es iſt ein wundervoller Moment, wenn man, indem man den Rock auszieht, den geladenen Revolver auf den Nachttiſch legt. Nichts läßt ſich mit dieſer Art Aufregung vergleichen. — Und dann das Weib ſelbſt, das dich ſofort duzt, das dir augenblicklich Alles . . ."

— „Schweig! Ich will das nicht hören! Es macht mir Übelkeit!"

— „Ich verſtehe. Du biſt ja eine Art Dame, und Damen finden das natürlich degoutant. Begreiflich. Ich verſtehe das Ekelgefühl der Dame gegen die Hure vollkommen. Die Dame iſt ein Produkt der Abſtraktion. Ihr iſt das natürlich Weibliche abſtrahiert worden. Sie hat dafür allerhand andere ſehr ſchöne Sachen bekommen, und man kann, ſelbſtverſtändlich, nur mit einer Dame leben. Wobei ich zu den Damen auch die großen Kokotten rechne. — Wovon ich ſpreche, das iſt die richtige, ordinäre Puttana, für die nur der ganze Mann, der mehr iſt, als Kavalier, Sinn hat."

— „Dein Geſchwätz wird albern. Hör auf. Du biſt nicht der Erſte, der ſich auf ſeine Gemeinheiten etwas einbildet. Vermutlich hältſt du dich für einen Übermenſchen, weil du Geſchmack an den Untermenſchern haſt."

„Wofür ich mich halte und halten darf, iſt

ein Gebiet, zu dem du keinen Zutritt haſt," entgegnete von oben herab Henry. „Die Zeit, da du mir imponierteſt, iſt vorbei. Auch deine Grobheiten machen keinen Eindruck mehr auf mich. Du weißt wohl, ſeit wann."

Immer wieder erinnerte er ihn daran. Seitdem er Bertas ſicher zu ſein glaubte, mißhandelte er Karl direkt. Er verachtete ihn, obwohl er noch immer ſeine geiſtige Überlegenheit empfand und darunter litt. Er rächte ſich jetzt für alle Beleidigungen, die er je von Karl erfahren hatte, und es war ihm eine große Genugtuung, daß Karl offenbar innerlich gezwungen war, bei ihm auszuharren. Manchmal hatte er direkt Luſt, ihn wegzuſchicken wie einen Bedienten. Aber davor ſcheute er doch zurück, da er wußte, wie groß Bertas Zuneigung für Karl war. Deshalb pflegte er auch immer wieder einzulenken und zuweilen den Liebenswürdigen zu ſpielen.

So auch diesmal.

Er fuhr fort: „Aber wozu beleidigen wir einander? Es iſt uns einmal beſtimmt, daß wir uns dulden müſſen. Ich laß dir dein Genie. Laß du mir meine — tiefer liegenden Vorzüge. Du wirſt vermutlich einmal unſterblich werden, und ich werde es ſein, der deine opera posthuma zum Entzücken der Welt herausgibt, auf Pergament gedruckt und in Bronzedeckel gebunden. Dafür werde ich auf meine Manier hienieden ſelig ſein. Laß mir das Vergnügen, auch wenn

du es schaal und gemein findest. Deine Hoffnung aber, daß ich vor die Hunde gehen werde, wird sich nicht erfüllen. — Und nun will ich dir endlich die Geschichte erzählen, die dir beweisen soll, daß ich gegen die weniger angenehmen Gaben der Venus gefeit bin. Ich will mich ganz kurz fassen. Also: Die alte Kanalhexe führte mich durch unglaublich enge und dreckige Gassen, über lächerlich kleine Brücken und schmale Kanäle zur Hinterfront eines alten Palazzo, dessen Eingang rechts und links, wenn du nichts dagegen hast, mit dem flankiert war, was man hierzulande Cacarellen nennt. Ein junges Mädchen war eben damit beschäftigt, diese Ornamente um ein weiteres zu vermehren, wobei sie von einem Talglicht sehr malerisch beleuchtet war. Ländlich — schändlich. Du in deinen Galerien und Museen hörst, siehst und riechst dergleichen ja nicht. Aber ich werde das Bild dieser kauernden Niobe nie vergessen. Sie hob ihr Gesicht, ein sehr hübsches, maurisch-spanisches, mit einem wundervollen Aufbau schwarzer Haare, und lächelte mich an, indem sie sagte: „Va bene, Signore, va bene!“ „Mi rallegra, Signorina,“ antwortete ich höflich, indem ich den Hut zog, und ging nun mit der Alten die Treppe hinauf, die ganz ausgetreten und glitscherig war. Na, kurz, endlich kamen wir an, und das Mädchen oben war entzückend. Eine von den tizianisch Roten, wie sie immer seltener werden;

etwas voll, aber doch gut gewachsen. Sie hatte ein schwarzes Hemd an und war sehr zärtlich. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich war besonders liebenswürdig. Karessierte sie, schmeichelte ihr, gab ihr sofort, was um das Vierfache zuviel war, zwanzig Lire, und schwur ihr, daß sie die schönste Puttana von Venedig sei und ganz gewiß noch keine zwanzig Jahre alt. Und nun geschah etwas Sonderbares. Sie ließ das Hemd herunter, umschlang und küßte mich und fing auf einmal an, zu weinen. Sie sei verliebt in mich, schluchzte sie, und sie möchte mir so, so gerne alles zuliebe tun, was ein Mädchen nur vermöchte, aber sie bäte mich, das Geld wiederzunehmen und fortzugehen. — „Du bist verrückt, mein Engel," sagte ich, „du bist viel zu schön, als daß ich von dir gehen könnte, ohne dich geliebt zu haben." — „No, no, no, no!" rief sie aus und flüchtete sich in einen Winkel und heulte fürchterlich. — Ich wurde ärgerlich und wollte sie zwingen. Da stieß sie mich zurück und schrie mich an: „Aber ich bin krank! Ich habe eine schlechte Krankheit! Die ganz schlimme! Wer mich berührt, wird angesteckt! Und du sollst von mir nicht krank werden. Du nicht! Du nicht!" — Ich will es dir gestehen: im ersten Moment erschrak ich und gedachte, ihr zwar das Geld zu lassen, aber fortzugehen. Aber es war nur ein Moment. Dann nahm ich sie her, wie sie sich auch sträubte, und zwang

sie. Sie war ganz entsetzt und verfluchte ihr Schicksal, und auch ein weiteres Zwanzigliresstück beruhigte sie nicht. Sie wühlte ihren Kopf in die Kissen und heulte, daß ich es noch auf der Treppe hörte. — Nun: seitdem sind zwei Monate verstrichen, und ich bin noch genau so gesund, wie vor meinem Besuche bei der armen Fiammetta, die ganz gewiß wirklich krank war, denn sonst hätte sie mir das Geld nicht zurückgeben wollen. — Du siehst also, mein Lieber, ich bin in Drachenblut getaucht, und die vergifteten Pfeile Amors können mir nichts anhaben. Deine Hoffnung auf den Rollstuhl wird sich nicht verwirklichen, und ich kann dir auch die bestimmte Versicherung geben, daß mein Gehirn unter den Strapazen der Liebe nicht leiden wird. Ich bin für diese Genüsse geboren, wie du für andere. Ja, ich habe die Bemerkung gemacht, daß ich immer nur Dummheiten mache, wenn ich enthaltsam bin. Der ‚Morgenstern' z. B. war bloß eine Folge unangebrachter erotischer Abstinenz. Desgleichen mein Plan, Jesuit zu werden. Schon auf dem Gymnasium wurde ich erst dann ein leidlich guter Schüler, als ich mein Haupttalent entdeckt hatte."

Die Tatsachen widersprachen dieser Meinung nicht. In dem selben Maße, wie Karl körperlich verfiel, blässer und blässer wurde, nervös bis zum Unerträglichen, in dem selben Maße schien Henry an körperlicher Gesundheit und Frische des Geistes zuzunehmen.

Er war jetzt ein stattlicher, kräftiger junger Mann von federnden Bewegungen, blitzenden Augen und mit einem Zuge von fröhlicher Entschlossenheit um die schwarz überbarteten Lippen.

Nur in der Kirche dämpfte er diesen Ausdruck zu einer Art ergebener Demut herab. Er besuchte sie nicht der Kunstwerke halber, sondern er ging zu den Hochämtern, wobei er sich ganz wie ein richtiger Katholik benahm, die Finger mit Weihwasser benetzte, das Kreuz schlug, das Knie bog und betete.

Mit Vorliebe besuchte er den Gottesdienst in Begleitung einer besseren Kurtisane. Es bereitete ihm eine sonderbare wollüstige Empfindung, neben so einem geschminkten und auffällig gekleideten Wesen im Gestühle niederzuknien und mit ihr laszive Worte zu wechseln, während vorn das Sanktissimum erklang und die heiligen Gerätschaften erhoben wurden.

Er beichtete auch und unterließ an keinem Orte, sich ebenso nach Deutsch verstehenden Priestern, wie nach Bordellen und öffentlichen Mädchen zu erkundigen.

In Rom, wo sie sich über zwei Monate aufhielten, verfiel er einer großen Kurtisane, die sich für die Tochter eines Kardinals ausgab und unter dem Namen einer Marchesa ein großes Haus führte, das in der Tat nur von höheren Geistlichen und Angehörigen der päpstlichen Aristokratie besucht wurde. Es ging dort äußerlich sehr honett, ja fast feierlich zu, und alles

hatte eine Art vatikanischen Stils. Die Dame, von Geburt eine deutsche Jüdin aus gutem Hause, natürlich getauft und streng klerikal gesinnt, war weit älter als Henry, aber von höchst stattlicher Erscheinung und einer imposanten Schönheit, die durchaus als römisch gelten konnte. Sie war in ihrer Jugend die Geliebte eines hohen päpstlichen Würdenträgers gewesen, von dem sie eine, wie es hieß, wunderschöne Tochter besaß, die in einem streng katholischen Pensionat erzogen wurde und mit der Mutter in den Ferien nur auf einem Landsitze zusammentraf, wo die besondere Art der Stellung der Marchesa innerhalb der klerikalen Welt nicht bekannt war.

Zu dieser Dame hatte Henry sofort eine starke Neigung gefaßt. Sie erinnerte ihn an „Die Frau". Und die Marchesa hatte seine Neigung fast auf der Stelle erwidert.

Es wurde ein merkwürdig inniges, dabei von beiden Seiten sehr hitziges Liebesverhältnis.

Die Marchesa fühlte, daß dies ihre letzte wirkliche Liebe sei, und Henry hatte ein himmlisches Gefühl von Geborgenheit und verliebter Bemutterung.

Seine katholischen Neigungen taten das Übrige. Er wäre hier zweifellos zum Katholizismus übergetreten, wenn er nicht von vornherein vorgegeben hätte, Katholik zu sein, was auf keinerlei Mißtrauen stoßen konnte, da er

alles Äußerliche der katholischen Lebensführung ohne jeden Verstoß an den Tag legte.

Sie liebten einander mit großer Hingebung an alle die Gefühle, die der Liebe zwischen einer nicht mehr jungen, ja fast alternden Frau und einem noch sehr jungen, aber in der Liebe erfahrenen Manne eigen sind. Die Sentimentalität, die sich hierbei zumal auf der weiblichen Seite gerne einstellt, wurde durch Mystik ersetzt. Seufzer sinnlicher und seelischer Inbrunst wechselten miteinander ab.

— „Inammorato mio!“ — „Oh madonna!“ —

— „Süßes, süßes Herz!“ — „Mein Jesus, Barmherzigkeit!“

Das älteste Parfüm der Welt: Weihrauch, mischte sich mit den modernsten Erzeugnissen von Roger et Gallet.

Da Henry nicht im mindesten daran zweifelte, daß seine Marchesa wirklich das war, als was man sie in ihren Kreisen, gläubig oder nicht, wie nach einem allgemeinen Übereinkommen gelten ließ: die Tochter eines Kardinals aus hoch berühmtem, altem Fürstenhause, so hielt er ihr gegenüber auch mit seinem Geheimnis nicht völlig zurück und deutete es wenigstens an, welcher Art das fürstliche Blut sei, das in seinen Adern flösse. Die Marchesa aber war darüber nicht im mindesten erstaunt und ging ohne weiteres darauf ein als auf etwas, das sie von Anfang an geahnt habe, und wovon sie fest überzeugt sei.

Dieser Umstand kettete ihn noch fester an sie, und er hätte seinen Aufenthalt in Rom bis ins Unendliche ausdehnen mögen.

Aber es trat etwas sehr Fatales ein, das ihn aus den Armen der Marchesa und aus Rom vertrieb.

Die Marchesa mußte, ihre Tochter zu sehen, auf ihr Landgut reisen. Aber sie war kaum zwei Tage fort, als ein Expreßbrief, voll der glühendsten Worte, eintraf, er möge sogleich nachkommen, sie könne ohne ihn nicht leben. Sie werde ihn als einen jungen Verwandten des fürstlichen Hauses, aus dem sie stammte, und das in Deutschland ansässig war, vorstellen.

Henry reiste sogleich ab. Auch ihm war die Trennung sehr schmerzlich, und er wußte ohne seine mütterliche Geliebte in Rom durchaus nichts anzufangen, denn es war für ihn eine Stadt, wie jede andere, und sofort eine unangenehme Stadt, wenn er auf den Umgang mit Karl angewiesen war, der hier wie ein Wahnsinniger lateinische Elegieen schrieb und den ganzen Tag laut und verzückt skandierte.

Die beiden Vettern waren sich bereits fürchterlich in die Haare geraten, da Henry sich über Karls lateinische Poesien lustig gemacht und der ihm entgegengerufen hatte, daß er mit von vatikanischen Würdenträgern abgelegten Kokotten verkehrte.

So war Henry also glücklich, reisen zu kön-

nen, und er war ganz voll von Sehnsucht nach seiner Marchesa.

Als er aber Bianca, die sechzehnjährige Tochter, sah, war es, als hätte ihn der Blitz getroffen.

Er flammte in einer fast verrückten Leidenschaft für das wunderbar schöne Mädchen auf, neben dem ihm die Mutter plötzlich wie eine abgelebte Matrone erschien.

Sie war fast noch ein Kind, aber unter der halb nonnenhaften Tracht zeigten sich die knospend-schwellenden Formen der Jungfrau.

Sie hatte, vom Kloster her, eine leise, fast flüsternde Stimme und eine hinreißende Art, die schönen, großen Augen niederzuschlagen. Ihr Gang war wie ein zurückgehaltenes Wiegen. Es war, als berührte sie den Boden gar nicht.

Ein Antlitz wie dieses hatte Henry noch nicht geträumt, geschweige denn gesehen. Es war von einer weichen, noch halb kindlichen Rundung, von der wunderbaren Blässe der Brünetten, die etwas vom Hauche der Teerose hat, und alles an ihr war untadeliges Ebenmaß, aber ohne jede Strenge: ganz Anmut und Lieblichkeit. Das Schönste aus der jüdischen und aus der romanischen Rasse hatte sich hier zu einer vollendeten Bildung vereinigt. Aber das Hinreißendste, das, was einen reinen Betrachter in die Kniee zwang, einen Begehrlichen verrückt machen konnte, war ein unbeschreiblicher Ausdruck von Unschuld und Zutraulichkeit.

In Henry kämpfte beides: eine Art Andacht, wie er sie einmal vor Berta empfunden hatte, und Begierde. Aber er war schon zu tief und ganz Lüstling geworden, als daß die Begehrlichkeit nicht die Oberhand hätte gewinnen sollen.

Es kam auch das hinzu, daß er immer doch (auch früher schon) eine unedle Neigung zum Kalkulieren hatte. Berta — das war die Tochter anständiger Leute gewesen. Da hatte er von vornherein Hemmungen empfunden und sich eine über alles Sinnliche erhabene Dame konstruiert. Aber hier: das war doch die Tochter einer zwar vornehmen und hochgeborenen, aber doch einer Kurtisane. In ihr mußte etwas von der Sinnlichkeit der Mutter sein, und dieser entzückende Ausdruck von Unschuld war doch wohl mehr Klosterprodukt als Naturanlage. Ein Reiz mehr, kein Hindernis.

Er konnte die Blicke nicht von ihren Lippen verwenden. Wie voll sie waren! Wie verlockend! Wie rot, üppig, schwellend! Das waren keine Nonnenlippen zum Beten, das waren Lippen eines jungen heißblütigen Mädchens, die geküßt sein wollten. Seine Phantasie raste in ihrem Anblicke und schweifte von ihnen weg zu Vorstellungen, die ihn außer sich brachten.

Nie in seinem Leben hatte er diese Art Begierde in sich gespürt. Zum ersten Male galt es, nicht bloß zu verführen, sondern zu erobern,

zu zwingen. Das fühlte er, trotz seiner Kalkulationen. Denn er wußte wohl, wie streng das Kind erzogen wurde, und wie schwer zugänglich überhaupt junge Italienerinnen von ehrbarer Art sind.

Aber dafür würde es auch ein unerhörter Genuß sein, der höchste, den er je empfunden hatte. Ein vandalischer Triumph. Schändung einer Vestalin. Selbst das nonnenhafte Kleid stachelte ihn auf. Und als er am Abend gar vernahm, daß sie zur Nonne bestimmt sei, und als er aus ihrem eigenen Munde hörte, daß sie keine andere Sehnsucht kenne, als die, eine Braut Jesu zu werden, entbrannte er so heftig, daß er es kaum vor der Marchesa verbergen konnte.

Die folgende Nacht verbrachte er in den Armen der Mutter, die mehr noch als sonst zwischen wollüstiger und mystischer Inbrunst taumelte. Sie sprach wie eine Verzückte von ihrer Tochter, die ein Engel und eine geborene Heilige sei. Weder sie, die Mutter, noch der päpstliche Staatssekretär, der Vater, hätten einen Zwang auf sie ausgeübt. Schon als Kind habe Bianca nur mit Puppen in Nonnentracht gespielt, und sie dränge leidenschaftlich zur Einkleidung. Jetzt schon heiße sie im Kloster la Santa, und sie sei von der allgemeinsten Verehrung umgeben. Alle die jungen Aristokratinnen, die mit ihr erzogen würden, schwärmten für sie, und desgleichen

alle Schwestern und die Madre superiora. Es habe nach der übereinstimmenden Meinung Aller noch nie eine solche engelhaft fromme Schülerin gegeben, noch nie eine solche Schönheit bei so makelloser Sinnesart und schrankenloser Devotion. Man mußte sie mit Gewalt davon zurückhalten, zu viel zu tun in Werken der Frömmigkeit. Sie, die nichts zu beichten, nichts zu büßen habe, begehre nach den schwersten Übungen der Zerknirschung. Und sei dennoch immer sanft, still, ja heiter. Die Gebete der heiligen Katharina von Siena vernahm man selbst im Schlummer von ihren Lippen. Gewiß, sie habe bereits Visionen! Oh, sie würde eine wirkliche Heilige werden! Alle Sünden der Mutter, dem Kinde völlig unbewußt, würden durch diese engelhafte Tochter ausgelöscht werden. Noch in diesem Jahre würde die Einkleidung vor sich gehen. Bianca dränge zu heftig danach. Der Gedanke an die Welt sei ihr grauenhaft. Alles, was ein junges Mädchenherz sonst an unbewußter Liebessehnsucht empfinde (wie sie, die Mutter, es schon seit ihrem vierzehnten Jahre empfunden habe), richte sich bei ihr auf Jesus. „Du mein Geliebter!“ rede sie ihn im Gebet an, „der du bald mein Bräutigam sein wirst; deine Blicke küssen mich bis ins Blut, und ich bin so glücklich, daß du auf meinem Busen ruhst, wenn ich schlafe. Deine Arme sind hart, aber dein offenes Herz, von dem das Blut rinnt, ist weich und zärtlich. Du liebst mich mit deinen

blassen Lippen, und auf deiner weißen Stirne steht geschrieben: Bianca!"

„So hörte ich sie kürzlich beten," sprach die Marchesa, und: „als ich sie fragte: Aber Kind, wenn du nun einmal einen Mann kennen lernen solltest?! Da sprang sie auf und hauchte, daß es viel mehr war, als ein Schrei: ‚Nie! Nie!' — Ich habe eine Heilige geboren, Henry; mir ist eine ungeheure Gnade widerfahren. Gott selbst hat mir bewiesen, daß alle meine Sünden vergeben sind, ja, daß ich sündigen darf mit diesem Blute, aus dem eine Heilige geboren ist. Komm! Komm! Küsse mich! Nimm mich fest! Mehr noch! Mehr! Oh! Oh! Gott ist mir gnädig! Gott ist mir gnädig!"

Aber Henrys Liebkosungen und Umarmungen galten jetzt nicht ihr. In seinen aufgewühlten Sinnen, in seiner Wollust war „die Nonne". Er sah ihre nackten, jungen, kleinen Brüste, mit denen das silberne Kruzifix auf und nieder ging, er sah ihre braunen Augen, die in der Verzückung des Gebetes wie in Wollust verschwammen, er sah ihre kindlich runden Arme, die die Kniee des Gekreuzigten umklammerten, und er wurde der Begierde nicht Herr, diese seelische Inbrunst in eine sinnliche zu verkehren, von diesen Lippen die Seufzer des Gebetes zu verjagen durch das Stöhnen der Lust.

Er fühlte, wie nur ein grundkatholisches Herz dies fühlen kann, wie ungeheuerlich sündhaft diese Begierde war, aber er empfand sie

darum nur um so mächtiger. Er hatte das Gefühl, vom Teufel selbst besessen zu sein, und stöhnte einmal über das andere Mal: Mein Jesus, Barmherzigkeit! Aber dieser dämonische Widerstreit verzückte ihn und vertiefte die Wut seiner Begierde.

Schon früher hatte er derartige Anwandlungen gehabt. So hatte er bei Florenz ein ehemaliges Nonnenkloster gemietet und in den früheren Zellen der Schwestern sein Wesen mit Puttanen getrieben, die sich als Nonnen anziehen, sich geißeln und seinem Wüten unter Ausstoßung frommer Abwehrworte Widerstand leisten mußten. Aber das alles war doch nur Komödie gewesen. Hier sollte es Ernst werden.

Und es wurde Ernst.

Am Abend des nächsten Tages, als die Dämmerung schon zur Dunkelheit geworden war, schlich er sich hinter Bianca in die Kapelle. Die ewige Lampe warf einen schwachen rötlichen Schein über die zopfigen, vergoldeten Ornamente des kleinen, ganz in Gold und Weiß gehaltenen Raumes, in dem nur die Altarbilder dunkle, farbige Flächen bildeten.

Bianca kniete auf dem bloßen Boden vor der Stufe zum Hauptaltar nieder, bekreuzigte sich langsam, hob Arme und Haupt empor und legte dann die Stirn auf die Stufe, mit beiden Armen weit nach vorn langend, so daß ihre Fingerspitzen die Altardecke berührten.

Sie betete halblaut, flüsternd.

Noch nie hatte Henry die wunderbare, feierliche und anmutige Schönheit der italienischen Sprache so als etwas sinnlich Wohltuendes empfunden, wie jetzt. Jedes dieser Worte war ihm wie eine reife, volle Frucht, die er genoß. Und ihr Sinn umnebelte ihn wie Weihrauch.

Er kniete links hinten und wollte gleichfalls beten, aber immer wieder kamen ihm nur die Brentano'schen Feldkreuz-Worte in den Sinn:

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit. . . .

Aber Bianca betete das Gebet der Sieneserin:

„O heiliger Geist! O ewige Gottheit! Liebe! Christus! Kehr ein in mein Herz! Kehr ein in mein Herz! Zieh es zu dir, o mein Gott, zu dir, o mein Gott, durch deine Macht zieh es zu dir und erfüll es mit Güte voller Bangen! Behüte mich, ewige Liebe, vor jedem bösen Gedanken! Laß mich warm werden und erglühen in deiner süßen Liebe, warm werden und erglühen, auf daß mir all das Schwere leicht werde. O mein heiliger Vater und süßer, süßer Herr! Hilf, hilf meinem Dienste! Hilf deiner Magd, o süßer, süßer Herr! Christus! Liebe! Christus! Liebe!"

— Amore! . . . Amore!

Henry konnte nicht mehr an sich halten.

„Mein Jesus, Barmherzigkeit," stöhnte es in ihm, und er stürzte sich über Bianca hin, packte sie an den Schultern, wandte sie um,

kniete sich über sie und riß ihren Mund an den seinen.

Einen Augenblick blieb sie starr, dann aber schlug sie ihm beide Hände ins Gesicht, daß sich die Nägel tief eingruben, und schrie gellend fürchterlich auf.

Er taumelte, am ganzen Gesicht blutend, zurück. Sie aber schrie weiter wie eine Wahnsinnige.

Die Marchesa erschien in der Tür.

„Der! . . . Der! . . .“ keuchte Bianca und wies mit dem Ausdrucke furchtbarsten Abscheus und Entsetzens auf Henry. Dann sank sie wie ein Brett um.

Henry wollte an seiner Geliebten vorbei.

Die aber packte ihn an der Brust, spie ihm ins Gesicht und kreischte: „Schurke!“

Dann rief sie: „Giovanno! Tonino! Werft diesen Hund aus dem Hofe!“

Zwei Diener kamen, packten Henry und schleppten ihn vors Gartentor.

Er war wie betäubt und mußte sich an die Mauer lehnen.

Nach einer Weile kam er zu sich. Er rüttelte sinnlos vor Wut und immer noch blutend an den Gittern des Tores und schrie: Puttana! Puttana!

Ein Diener, der seinen Rock, Hut und Koffer brachte, versetzte ihm, gut zwischen zwei Gittern durchzielend, einen ausgiebigen Faustschlag ins Gesicht, der zum Blutstillen nicht das geeignetste

Mittel war, warf die Gegenstände über das Tor und knurrte: „Maledetto tedesco! Va al diavolo!“

Henry konnte, zerkratzt wie er war, und jetzt auch aus der Nase blutend, es nicht riskieren, einen Wagen im Gasthof des Ortes zu nehmen. Er mußte froh sein, einen Jungen zu finden, der ihm seinen Koffer trug und ihn durch die Dunkelheit zum nächsten Orte brachte, wo er zum Glück einen römischen Vetturino antraf, der ihn in einem rasenden Tempo durch die nächtige Campagna nach Rom kutschierte.

„Du siehst ja niedlich aus,“ meinte Karl.

„Halts Maul!“ brüllte Henry.

— „Was unterstehst du dich!“

— „Mach dich weiter, wenn dir's nicht paßt. Ich habe keine Lust mehr, Rücksichten zu nehmen.“

— „Du bist ein Plebejer!“

Henry fuhr ihm an den Hals und kreischte mit wütendem Gelächter: „Soll ich dich vielleicht verprügeln, Sprößling des fürstlichen Hauses Kraker?“ Er gab ihm einen Stoß, daß Karl an die Wand taumelte. „Ich bitte mir Respekt aus! Merk dir das! Oder ich setz dich in ein Coupé dritter Klasse und schicke dich nach Hamburg.“

Karl bebte am ganzen Leibe. Seine Augen, fast ganz zugekniffen, irrten herum. Plötzlich ergriff er ein Messer und stürzte sich auf Henry.

Der entwand es ihm mit Leichtigkeit, warf

es in die Ecke und rief: „Für diese Leistung darfst du sogar zweiter Klasse fahren."

Karl lief hinaus auf die Straße.

— Das war das Ende! Jetzt mußte etwas geschehen! Dieser Hund mußte auf die Seite gebracht werden. Womöglich heute noch. Sogleich. — Aber wie? Wie? — Er lief und lief und kam in Viertel, die er in einem anderen Seelenzustande nie betreten hätte. — Phantastische, verrückte Ideen tauchten in ihm auf angesichts der hier herumstrolchenden Kerle, die zu Allem fähig schienen. — Wenn man so einen Kerl gut bezahlte? Drei Zoll Eisen zwischen die Rippen, oder ein Stoß in den Tiber . . .

Karl fing an, den Kerlen forschend ins Gesicht zu sehen.

Da drängte sich einer an ihn heran: „Signore! Suchen Sie ein Mädchen?"

— „Nein! Weg! weg!"

— „Dann vielleicht einen hübschen Jungen?" Es durchlief Karl.

— „Vielleicht einen jungen Kavalleristen?"

Karl schwieg.

— „Ich hab auch einen Leutnant."

— „No! No!"

— „Ah, Signore sind vielleicht mehr für geistliche Freunde? Einen Priester? Einen geweihten Priester! Ich garantiere für Echtheit."

— „Gehen Sie fort!"

— „Aber ich seh's ja doch: der Herr ist schon

ganz Flamme. Kommen Sie mit! Ich habe einen wunderhübschen Jungen. Kraushaarig, schlank, stark. Ein Apollo! Ein wahrer Apollo! Und verliebt wie ein junger Bacchus! Ganz in der Nähe, Signore! Und es ist gar keine Gefahr dabei. Nicht der Schatten einer Gefahr! Alle Engländer besuchen ihn. Lords! Herzöge! Es ist der schönste Junge von Rom!"

Und der Kerl fing an, Peppinos körperliche Vorzüge bis ins Einzelne auszumalen.

Karl hatte ein schnürendes Ekelgefühl und hörte doch gierig zu.

Auf alle Fälle war Eins gewiß: Auf diese Weise konnte er vergessen, sich ablenken und wieder einmal sich fühlen, einen Menschen an sich drücken, besinnungslos sich hingeben . . .

Und dann, — es kam ihm plötzlich ein Gedanke: konnte so Einer nicht auch zu etwas — anderem gebraucht werden?

— „Ist er stark? Mutig?"

— „Ein Hengst, Signore! Ein Stier! Ein Löwe!"

— „Wie alt?"

— „Neunzehn."

— „Führen Sie mich hin!"

* * *

Am nächsten Morgen war Karl wie zerschlagen und doch beruhigt. Er fühlte sich wieder. Hatte wieder Zutrauen zu sich. Und er sagte sich: Warum lebe ich nicht auf meine Weise, wie

Henry auf seine? Was anderes hat ihm dieses Übergewicht gegeben, als daß er sich mit allen Sinnen auslebt, während ich ganz zu Gehirn und Ästhetik geworden bin? Und hier geht das ja so leicht und ohne Gefahr ... Auch ist es wirklich nicht ausgeschlossen, daß ich unter diesen Burschen einen finde, der mir so anhänglich wird, daß er mir die Hauptsache besorgt. Sie sind ja von Natur verschlagen, und es gibt gewiß auch kühne Kerle unter ihnen. — O, mein Junge, du irrst dich, wenn du glaubst, daß du mich auf so wohlfeile Manier los wirst. Jetzt geht's aufs Messer! Das bißchen Demütigung, das ich noch auf mich nehmen muß, sollst du schwer büßen!

Aber er brauchte sich gar nicht zu demütigen.

Henry hatte es in einer schlaflosen Nacht eingesehen, daß er gerade jetzt Karl nicht entbehren konnte, wo er von Rom wegmußte und weiterreisen. Er war ja gar nicht mehr imstande, allein zu reisen, sagte er sich, und am wenigsten jetzt, wo sein Gefühl so niedergetreten, alles in ihm wie verwüstet, ein Chaos und Getümmel war.

Er steckte also Karl gegenüber den Liebenswürdigen heraus, den Schuldbewußten, den Reuevollen. Streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Ich bitte dich um Verzeihung, Karl. Ich habe mich scheußlich, ja niederträchtig benommen. Wüßtest du, in welchem Zustande ich mich befand, so würdest du meine sinnlose

Rohheit weniger hart beurteilen. Ich habe etwas sehr Schweres erlebt, etwas, das mich zwingt, heute noch von Rom abzureisen. Ich bitte dich, alles zu vergessen und mitzukommen. Ich kann nicht allein sein. Ich habe furchtbar viel verloren. Es ist unmöglich, es dir zu sagen, denn es fehlt dir an der religiösen Stimmung dazu, es zu begreifen. Du hast kein katholisches Herz wie ich. Ich schwöre dir: ich würde jetzt Katholik, wenn ich Rom nicht verlassen müßte. Ich brauche einen Beichtvater, ich brauche Buße. — Ach, ich hätte doch Jesuit werden sollen!"

— „Und Berta?"

Karl sah ihn, so froh er über diesen Gefühlserguß war, bedenklich an. — Die Sache lag doch unangenehm tief. Man mußte bald ein Ende machen.

— „Ja, Berta. Ich halte mich nur im Gedanken an sie aufrecht. Wir wollen noch nach Neapel, nach Sorrent und dann zurück. Ich muß mein Militärjahr endlich abdienen. Vielleicht werd' ich Offizier. Es kann so nicht fortgehen. Ich habe Abgründe in mir entdeckt, die fürchterlich sind. Mir fehlt ein Beruf."

— „Ach was! Wer Geld hat, braucht keinen Beruf. Heirate, und alles ist in Ordnung. Das sind Stimmungen. Die Neapolitanerinnen werden sie dir vertreiben. Du hättest dich hier nicht an Eine hängen sollen. Das bekommt dir nicht."

Henry war sehr erstaunt, Karl so vernünftig

reden zu hören, und es schien von jetzt ab, als könnten sie recht wohl zusammen harmonieren.

Aber Karl hatte nicht vergessen, was geschehen war, und es ging kein Tag vorüber, an dem er sich nicht wiederholte: Noch hier, in Italien, muß es geschehen. Und bald! Bald!

Achtes Stück: Der Schuß

Neapel wirkte auf Karl wie ein Stimulans von unerhörter, tiefer, brausender Kraft. Das Museo nazionale machte seine Einbildungskraft von gewaltigen Vorstellungen strotzen. Die antike Welt lebte in ihm auf, mehr, vielmehr noch, als in Rom. Dort war seine Stimmung die eines Archäologen gewesen, der mit Geschmack betrachtet hatte, aber das moderne Leben der Hauptstadt der Unita Italia hatte ihn immer wieder aus seinen Träumen gerissen, und alles Vatikanische hatte sein norddeutsches Empfinden geärgert. Der Protestant war in ihm wach geworden. In Neapel richtete sich der Heide auf.

Denn hier genoß er nicht bloß ästhetisch und mit dem Gehirn. Per bacco: hier schrieb er keine lateinischen Distichen und Oden mehr! Hier tastete er nicht mehr bloß antike Broncen mit den Augen ab, hier ließ er seine Glieder lebendiges Fleisch fühlen. Er frequentierte die antik hergerichteten Bäder, wo junge Badediener nackt hantierten und zu Szenen à la Petronius gerne und mit angeborener Begabung bereit waren.

Er lebte auf und kam auch körperlich zu Kräften. Sein Kinn wurde wuchtiger, sein Auge blickte heller. Was er tags im Museum gesehen hatte, ließ er nachts lebendig werden.

Alles das war hier viel echter, als in dem londoner Lordsklub mit den maskierten Zirkusjungen und Hôtelpagen. Diese neapolitanischen Lustknaben bewegten sich nackt so natürlich, als hätten sie Zeit ihres Lebens keine Hose auf dem Leibe gehabt, und auch die Signori, die hier das antike Vestibulo belebten, hatten einen ganz anderen, hatten echt antiken Stil am Leibe, obwohl sie keine griechischen Gewänder trugen, sondern ganz einfach Bademäntel. Jeder von ihnen hätte mit Recht sagen können: civis romanus sum. So albern und affektiert sie in ihren modischen hohen Stehkragen und ihren schlecht anglisierenden Anzügen aussahen, so prachtvoll nahmen sie sich nackt aus, obwohl es keinem einfiel, sich einen Kranz aufs Haupt zu setzen. Auch führten sie keineswegs ästhetische Gespräche und beriefen sich zur Nobilisierung ihrer erotischen Neigungen auf berühmte Männer der Geschichte, sondern sie übten sie ganz einfach wie etwas Natürliches, Selbstverständliches aus und gingen ohne Umschweife direkt auf die Sache.

Man duzte sich allgemein, klopfte sich auf die Schenkel, bewunderte einander und ließ alle Konvention draußen in der Garderobe. Da waren junge Nobili, ein Prinz darunter, Grafen, Herzöge, aber auch ganz simple Herren

aus irgend einem Kontor oder Atelier; — gleichviel: hier galt nur der nackte Mensch. Die Kräftigen rangen miteinander, wer Talent dazu hatte, sang ein Lied, auch gepfefferte Gedichte wurden vorgetragen, und unaufhörlich brauste der Lärm neapolitanischer Unterhaltung mit wilden, heftigen Gestikulationen. Die Jungen, lauter tadellos schöne Burschen des verschiedensten Alters, vom zwölften Jahre an bis zum zwanzigsten, gingen von Schooß zu Schooß und mußten wohl auch zuweilen laszive Gruppen bilden, tanzen, sich jagen; — aber alles das war nicht Nachbildung, Komödie, Effekt eines Studiums, sondern ganz einfach zügellose Natur. Es kam auch zu aufgeregten Szenen der Eifersucht, ja zu Prügeleien; man schimpfte und verwünschte einander mit den ungeheuerlichsten Flüchen, und es sah manchmal aus, als könne jeden Augenblick ein Totschlag vor sich gehen. Aber gleich darauf brauste wieder unendliches Gelächter durch den Raum, Küsse schnalzten, und eben noch wütend entzweite Paare wälzten sich zärtlich auf dem dünnen Teppich.

Der dicke Wirt, ein wahrer Silen mit Doppelbauch und Glatze, schleppte unausgesetzt bauchige Fiaschi und Gläser herbei, stöhnte komisch unter der Last seines Leibes und mahnte fortwährend zur Ruhe. Es ging von ihm die Rede, daß er überhaupt niemals ein Kleidungsstück anlegte und unter keinen Umständen zu

bewegen war, sein Haus zu verlassen. „Ich kann keine Weiber sehen!“ behauptete er; „diese Mißgeburten machen mir Übelkeit. Die ganze Stadt riecht nach ihnen. Aber diese Schwelle, beim Jupiter, hat noch kein Weibsbild betreten. Es ist das reinste Haus von ganz Neapel. Nicht einmal meine Wäsche lasse ich von Weibern waschen!“

— „Du hast ja gar keine Wäsche, edler Silen.“

— „O doch: Schnupftücher!“

— „Wo steckst du sie denn hin? Du bist doch kein Känguruh mit Taschen im Leibe?“

— „Wozu habe ich denn zwei Bäuche?“

Und richtig, er produzierte ein Taschentuch, das er in dieser Leibesfalte bei sich führte.

Selbst an diesen grotesken Dingen fand Karl Gefallen.

Es war, als ob die vollkommene, selbstverständliche Schamlosigkeit ihn bis ins Tiefste aufmunterte.

Er entwickelte sogar Humor, machte verrückte italienische Verse und tanzte auf die wunderlichste Weise Solotänze nach antiken Vasenbildern, wozu er sich ein Bocksschwänzchen umgürtete.

Dazu sein immer im Grunde doch ernstes, käsiges Gesicht mit den kleinen wasserblauen Augen und den hellblonden Haaren, — es war wirklich komisch und kein Wunder, daß diese Produktionen stets da capo verlangt wurden.

Aber im Innersten blieb ihm ein Rest von düsterer Entschlossenheit, und er unterließ es nie, Nachforschungen nach Leuten zu halten, die zu Bravodiensten zu haben wären.

„Kann man bei euch noch morden lassen?" fragte er einmal geradezu.

„Hoho!" antwortete einer, ein sehr vornehmer Herr. „Es scheint, dich geniert ein Zeitgenosse?"

„O, mich genieren fast alle," antwortete Karl, „die Anwesenden natürlich ausgenommen. Aber ich frage bloß aus uninteressiertem Interesse."

„Das ist ein hübsches Wort," meinte derselbe Herr, „aber man sollte nach so was eigentlich nur fragen, wenn man bestimmte Absichten hat. Ein Mord ist eine verflucht ernsthafte Sache. In meiner Familie ist keine Generation ohne Mord vorbeigegangen. Früher war bei uns sogar der Brudermord üblich. Aber das war damals, wo man derlei noch leicht nahm. Heutzutage bekommt man dadurch ein schlechtes Renommé."

„Aber es geschieht nicht viel seltener, als früher," warf ein anderer ein. „Ich weiß bestimmt, daß es hier eine Art von Genossenschaft gibt, lauter Kerle, die gegen Baar morden, indem sie sich in die Hände arbeiten und das Honorar untereinander teilen."

„Es wäre sonst ja auch nicht zu verstehen, daß bei uns so viele Morde unentdeckt bleiben,"

sagte ein dritter. „Im letzten Jahre sind meines Wissens acht Menschen umgebracht worden, ohne daß unsre vortreffliche Polizei die Täter erwischt hätte."

„A was!" sagte der Wirt, „jedes Weib ist eine Giftmischerin."

„Das ist eine kleine Übertreibung," meinte wieder einer, „aber so viel ist gewiß, daß es Giftmischerinnen in Neapel gibt. Erinnert ihr euch an den Fall der Familie Scaraffini, wo im Laufe zweier Jahre alle Geschwister auf unbegreifliche Weise langsam hinsiechten, bis auf den Jüngsten, der dann alles erbte und nach Amerika verschwand? Kein Mensch, ausgenommen die ehrenwerte Polizei, hat damals daran gezweifelt, daß die guten Leute ein langsam wirkendes Gift geschluckt haben."

— „Na, und der alte Marchese Calozzo, der eines Tages verschwunden und nie wieder aufgefunden worden ist, bis seine junge Witwe ihn als tot erklären lassen und ihren geliebten Fiakerkutscher heiraten konnte? Damals ist ja Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt worden, und der Pöbel hat die Marchesa öffentlich angespuckt. Aber herausgekommen ist nichts, nichts, nichts. Den alten Herrn haben die Fische gefressen. Wer will jemanden finden, den man mit einem Mühlstein am Hals ins Meer geschmissen hat?"

„Aber natürlich wird gemordet," meinte phlegmatisch ein etwas beleibter Advokat. „Man

braucht bloß gewisse Verlassenschaftsakten und in den Mienen mancher Erben zu lesen, um darauf zu schwören, wie auf was Heiliges. Ich meinerseits zweifle auch nicht im mindesten daran, daß es berufsmäßige Mörder in Neapel gibt, und es ist mir durchaus wahrscheinlich, daß sie fest organisiert und untereinander verbunden sind. Ich habe einmal einen Mörder, und natürlich mit Erfolg, verteidigt, der nur deshalb freigesprochen werden mußte, weil alle seine Entlastungszeugen so gut im Bilde waren, wie es nur Leute sein konnten, die sich an der Sache beteiligt hatten. Das griff alles so glatt und sicher ineinander, wie die Zähne eines Rades. Es war höchst interessant."

Karl beschloß, sich mit diesem Advokaten, der gegen klingende Münze auch zu allerhand bereit schien, anzufreunden.

* * *

Mittlerweile hatte Henry auf seine Weise, nur unter geringerer Frequenz der Museen, ein ähnliches Leben geführt, wie Karl.

Seit er Bianca gesehen hatte, war seine Begierde auf ganz junge Mädchen gerichtet, und er war bald unter allen Ruffianen Neapels als ein guter Kunde für „grüne Ware", wie sie es nannten, bekannt geworden.

Aber er wurde dieses Lebens nicht froh.

Es war doch nie Bianca. Immer wieder richtete sich deren Gestalt vor ihm auf, und auch an die Marchesa mußte er denken und an

diese wundervolle Mischung von Wollust und Zerknirschung.

Was half es ihm, daß er hier, in diesem Neapel, wo jede Nuance des Lasters zur Geltung kam, als Zuschauer satanischen Messen beiwohnen konnte, an denen, wie der Raffiano auf das Blut des heiligen Januarius zu schwören bereit war, wirkliche Nonnen und wirkliche Mönche teilnahmen? Eine abgeschmackte Komödie! Gut genug für ferienreisende deutsche Gymnasiallehrer, die einen „Blick in die Abgründe romantischer Décadence werfen" wollten. Eine Heiligtumsschändung gegen ein Entrée von fünfzig Lire, — wie albern.

Überhaupt: alles Käufliche, — wie fad.

Es kam ein Ekelgefühl über ihn, und er sehnte sich nach Ruhe, Beschaulichkeit.

Er hatte nun einmal die Flamme der Leidenschaft in sich gespürt, und sie war niedergeschlagen worden. So wurde sein ganzes Wesen niedergeschlagen und müde.

— Berta?

— Ach! — Er empfand keine Sehnsucht nach ihr. Ihre Briefe kamen ihm kalt vor, obwohl sie Liebe beteuerten.

— Ja doch, dachte er sich, sie liebt mich, und ich liebe sie. Aber das ist für später, wenn ich mich ganz zur Ruhe setze. Der häusliche Herd. Stille Gespräche, Hand in Hand durch den Garten. Sehr schön. Gewiß. Aber . . . temperiert.

— Dagegen Bianca! Ah! Wenn ich das noch einmal fühlen könnte, dieses besinnungslose, teuflisch Wütende, Gewaltige!

— Wie sie mir die Nägel ins Fleisch grub! Wie sie mich anstarrte, als wär ich der Satan selber! — Welche Entzückung war das!

Selbst die furchtbare Demütigung darnach empfand er jetzt wie etwas wollustvoll beseligendes.

Aber seitdem war er kein Mensch mehr, war er ein Schatten. Luzifer, gestoßen in die Finsternis, ewig verdammt zu kahler, fruchtloser Selbstverzehrung in Begierden ohne Schwung und Leidenschaft.

— „Mein Jesus, Barmherzigkeit!"

* * *

Eines Tages erklärte er kurz, Neapel verlassen zu wollen. Er habe eine Pension bei Sorrent ausfindig gemacht, wo er ganz zurückgezogen leben wolle.

Karl war außer sich.

Gerade jetzt, wo er Anknüpfungen gemacht hatte, die nach seiner Meinung zu dem ersehnten Ziele führen konnten . . .! . .

Er machte, sich zu liebenswürdiger Heiterkeit zwingend, Einwendungen.

Aber Henry erklärte schroff: „Morgen reisen wir! Ich bin des Lärms hier müde. Ich brauche Ruhe, Sammlung, ehe ich mich wieder nach Deutschland aufmache."

— Und ich? dachte sich Karl. Wer kümmert

sich um das, wessen ich bedarf? — Diese Rolle ist wahrhaftig unerträglich, ganz abgesehen davon, daß der Mensch mir in Deutschland aus den Fingern gleiten muß, wenn er zum Militär geht. — Hier, in Italien, muß es geschehen. — Vielleicht finde ich auf Capri jemand.

Empfehlungen hatte er ja die allerbesten dorthin. Vater Silen hatte eine Filiale dort und behauptete überdies, die ganze Insel sei „antik".

Nur hat die Liebe dort ihre Einfalt verloren", sagte er. „Es sind zu viele Deutsche da, die unsre Jungen mit ihrem Geld verderben. Und dann gibt es dort greuliche alte Engländerinnen, die sich von stämmigen Fischern ins Meer hinaus und auf kleine Inseln rudern lassen, wo dann die unglücklichen Burschen entsetzliche Aufgaben zu erfüllen haben. Es bringt ihnen ja Geld, aber sie werden zeitlebens einen Schüttelfrost nicht los. Einer hat Eine mal direkt tot gemacht, aber er wurde seitdem gemieden wie ein Aussätziger und mußte nach Amerika auswandern."

— „Halten Sie sich an meine Filiale. Sie ist zwar nicht von deutschen Malern ausgemalt, und Sie finden dort keine Kinder, die noch an der Mutter saugen, aber für den antiken Geist meiner kapreser Jungen garantiere ich. Es sind keine verzärtelten Milchkälber, die sich deutsche Volkslieder haben eindrillen lassen. Ein Bursch zumal ist empfehlenswert; sie nennen

ihn den Tiberio, weil er wie ein junger Imperatore aussieht und kühn und verwegen ist. Er ist Fischer; kommt aber jeden Abend, wenn Kundschaft da ist. Das ist ein Kerl! Ich selber war in ihn auf der Stelle verliebt, wie er einmal hier war. Wie aus Bronze ist er. Ein bißchen bäurisch und derb; er erdrosselt einen fast, wenn er einen umarmt. Aber echt! Echt! Natur! Wenn der einen gern hat, kann man von ihm verlangen, was man will. Ein wahrer Halbgott und ein Teufel dazu. Ich hab ihm zwanzig Lire für den Tag geboten, außer dem, was er von den Signori kriegt, aber der Junge braucht das Meer und kann sich von seinem Boot nicht trennen."

Auf diesen Tiberio setzte Karl seine Hoffnungen, und sie waren kaum in der kleinen, abgelegenen Pension bei Sorrent angelangt, als er in Henry drang, mit ihm nach Capri hinüberzufahren.

Aber Henry hatte wenig Eile. Er hatte sich in Neapel einen der kleinen zweirädrigen Kutschierwagen mit einem starken Traber gekauft, den er selber lenkte, und es machte ihm ein, wie es schien, durch nichts zu überbietendes Vergnügen, mit diesem leichten Wagen täglich die Straße zwischen Sorrent und Amalfi zu befahren. Im übrigen lag er auf der Terrasse der Etage, die er gemietet hatte, und starrte über die Orangenbäume und eine etwas weiter vorn liegende Villa weg zum Meer und zum Vesuv, der ruhig in die klare Luft qualmte.

Es war in den ersten Tagen des März und im Allgemeinen herrliches Wetter. Nur manchmal gab es Wind und Regen, aber nur wie zur Erhöhung des Genusses an der gleich darauf wieder eintretenden sonnigen Klarheit, in der das südliche Meer alle seine Reize imposant und friedlich entfalten konnte. — Glanz und Klarheit, ruhige Fülle und weiter Blick. Rebenterrassen, noch etwas nackt zwar, aber groß und edel in der Linie; Pinienwipfel, wie Sinnbilder beschirmender Macht; Dachgalerien alter Villen mit weißen Statuen; im dunklen Grün des Orangenlaubes weiße Blüten und frische grüne Früchte; das Meer wie ein azurner Spiegel, beglitten von bräunlichgelben Segeln; darin, wie eine Bastei aus orangenem Gemäuer, zacken- und zinkentrotzig Capri; und rechts, wie der starre Busen einer Gigantin, der Vesuv. Die Terrasse selbst wie ein Zimmer im Freien: geräumig, von einer dicken, halbmannshohen Mauer umgeben, überdacht von dem Geäste zweier riesiger Rebbäume, die eben Knospen ansetzten. Ringsherum das fette Orangen- und Zitronenlaub, dazwischen die spitzen, starren Wipfel der Zypressen, gleich Symbolen der Mannheit, selbst bei starkem Winde nur leicht bewegt. Dahinter, aus dem tiefen Blau des Meeres, wie ein blasser Traum das Kap Miseno.

— Wie angenehm weit weg war hier die Welt, dachte sich Henry. Wie erfreulich, daß man dieses gräßliche, schmutzige, laute, geile Neapel

nicht sah, diese Stadt des kreischenden Lebens und der gefräßigen Begierde.

Es hätte ihm vielleicht unter anderen Umständen mehr gefallen, als irgend eine Stadt der Welt, denn keine Stadt ist so bunt, wild, wüst, herrlich, grausam, wollüstig, schamlos, majestätisch, gemein und erhaben. Ein wundervoller, antik schöner Frauenkopf mit wirren, wilden Locken, die von Öl triefen, und in denen es an Läusen nicht fehlt. Breite schwere Goldringe in den Ohren, Korallen um einen statuenhaft mächtigen Hals, aber dessen Bronzefarbe hat eine Patina von Schmutz. Augen von afrikanischer Dunkelheit, und Schatten darunter aus Nächten voller Lust und unersättlicher Begierde. Aber Sonne, Sonne, Sonne über allem, heiß und gleißend, ein rasendes Gewitter des Lichtes. Oh, nicht die Sonne des Nordens, kein liebenswürdiges, gutes, zuweilen phlegmatisches Weib, sondern Er, Er: Helios, der wild heraufdonnernde auf dem Wagen, dessen Speichen glühen und Blitze schleudern: Luziferos, der Lichtbringer, der alle Keime aufquillen läßt in geiler Wonne, auch die Keime des Gewürms und kriechenden Übels, das im Mittage goldene Flügel bekommt, schwirrt, tanzt und sticht.

Aber nein, dies war sein Fall jetzt nicht. Bianca, die weiße, kühle; Luna über Klostermauern, die keusche, mit Flören über dem Busen, auf dem der silberne Kruzifixus schwebt. Kühle, gerade Zypressengänge, weiße Nischen

dazwischen mit dem Kreuztragenden, dem Sinkenden, Gegeißelten, um den die Magdalenerin geschlossenen Mundes klagt, indessen die Sonne sich verbirgt wie ein verweintes, von Tränen entzündetes Auge.

— „Mein Jesus, Barmherzigkeit!"

* * *

Mittlerweile war Karl nach Capri hinübergefahren und hatte Tiberios Bekanntschaft gemacht.

Eine rasende Leidenschaft ergriff ihn für den jungen Burschen.

Alles Vorhergegangene, fühlte er, war nur Spiel gewesen, Vorspiel. Jetzt hatte er den Menschen kennen gelernt, der sein ganzes Sein wonnevoll erfüllte. Nun, endlich, hatte das Leben lebendigen Sinn für ihn. Er hatte ein lebendiges Ideal, er wußte einen Menschen neben sich, der seine Ergänzung war, in dem alles das leibhaft lebte, wonach seine Sinne, seine Sehnsucht drängten. Das, o gnadenvoller, großer Zeus, war der Kräftige, Kühne, Schöne und doch auch der Ergebene, Hingebende, Liebreiche: ein Halbgott, der Sklave sein konnte.

Jede Bewegung Tiberios beglückte ihn, jede Berührung von ihm machte ihn selig bis zur Verzückung. Gerade seine Derbheiten, seine bäuerische Natur, sein brausendes Lachen, seine ungestüme Art von Zärtlichkeit tat ihm wohl. Das war nicht der dressierte Lustknabe, das war der natürliche, in sich ganz und gar un-

gebrochene, selbstsichere, zur Männerliebe geborene Jüngling ohne alle Weichlichkeit, ohne alle Flauheit und Halbheit Fühlens und Denkens. Es fehlte ihm jede Empfindung dafür, daß es etwas Peinliches, Fatales um seine Veranlagung sei. Er machte gegen niemand ein Hehl daraus, auch nicht gegen die Weiber, die er übrigens keineswegs abstieß, oder von denen er abgestoßen wurde. Die hübschesten Mädchen im Hafen waren sogar verliebt in ihn, und er konnte sie ganz gemütlich bei den Schultern packen und mit ihnen scherzen. Wenn sie aber zärtlich werden wollten, lachte er und rief aus: „Laßt mich zufrieden! Das führt zu nichts. Ich habe kein Gusto für euch Weibsleute. Ihr seid ja ein ganz nettes Volk, und man braucht euch zum Kindermachen. Aber, per Bacco, ich hab kein Talent dazu. Ihr seid mir zu rundlich, zu zart, zu . . . ich weiß nicht. Wirklich: Ich weiß nicht, was es ist. Mir wird nicht wohl bei euch. Alles das, was ihr so an euch habt und womit ihr euch spreizt und was ihr so gewissermaßen auslegt, wie wir Fischer den Köder — das ist mir furchtbar gleichgültig, ja manchmal direkt unangenehm. Ich bin ein verflucht lüsterner Gesell, das muß wahr sein, aber Gott weiß, daß Weiberfleisch für mich etwas Qualliges hat. Ich bitte um Bewahrung eures gütigen Wohlwollens — aber es geht beim besten Willen nicht."

Dann nannten sie ihn wohl ein Schwein und

ein Monstrum und eine Mißgeburt und hatten tausend Ausdrücke des Ekels für ihn. Aber er lachte bloß und meinte: „Wollt ihr wohl das Maul halten, ihr dicken, quabbeligen Tintenfische? Wollt ihr euch wohl nicht unterstehen, von Dingen zu reden, von denen ihr keine Ahnung habt? Legt euch ins Bett mit euren Kerls, die nichts weiter können, als Kinder machen, und laßt mich ungeschoren. Ich schimpfe euch ja auch nicht, außer wenn ihr mich schimpft, und spotte euch nicht aus, wenn ihr mit dicken Bäuchen herumlauft, daß man heulen könnte vor Grausen, und ich habe mich noch über keine lustig gemacht, wenn sie verliebt mit dem Hintern wackelt und die Brust vorstreckt, wie eine Kropftaube, obwohl mir eure Art Verliebttun verflucht unappetitlich vorkommt. Ihr seid sehr unchristlich, ihr glucksenden Hennen ihr, daß ihr jemand schimpft, den der liebe Gott nicht zu euerm Vergnügen erschaffen hat. Denn ich habe mich wahrhaftig nicht so gemacht, wie ich bin, obwohl ich mich durchaus nicht darüber beklage, daß ich anders gebacken bin, als die Dutzendware. Also, Kinderchen, laßt mich in Ruhe und macht keine unnützen Versuche. Mich sperrt keine in den Hühnerstall."

So sprach er zu den Mädchen. Die Burschen und Männer aber, die sich über ihn mokierten, prügelte er schweigend auf eine gewaltige Art durch.

Und so kam es denn, daß er keineswegs spöttisch oder abschätzig behandelt wurde, wie es den anderen seiner Art geschah, die aber

freilich auch nicht gleich ihm gute Fischer und normal umgängliche Menschen waren, sondern meist etwas weibisch Affektiertes an sich hatten.

Er gab sich auch, obwohl er Vater Silens Filiale auf Bestellung besuchte, keineswegs mit jedem ab, obwohl er für ein gutes Stück Geld nicht unempfindlich war.

Auch Karl hatte kein leichtes Spiel mit ihm gehabt. Tiberio fand ihn weibisch und schleimig, — was für ihn ungefähr das gleiche bedeutete. Aber die Leidenschaftlichkeit des jungen Deutschen und Karls Geist, der sich ihm gegenüber frisch aufmunterte, hatten ihn am Ende überwunden, und er war ihm schließlich mit Leib und Seele zugetan.

So sehr, daß Karl eines Tages die Frage wagte, ob er wohl imstande wäre, für ihn etwas Großes, Starkes auszuführen, ihn von einem Menschen zu befreien, der seinem Glücke im Wege stände.

Tiberio sagte: „Warum tust du's denn nicht selber, Carlo? Es ist doch ein Genuß, einen Feind persönlich um die Ecke zu bringen. Natürlich mit Klugheit. Denn eingesperrt werden ist häßlich."

„Ich kann nicht," antwortete Karl. „Er ist stärker, als ich."

Tiberio pfiff durch die Zähne: „Ja, dann ... Das muß sehr unangenehm sein. Ich kann mir etwas Gräßlicheres kaum denken, außer mit einem Weibe im Bette zu liegen, natürlich. — Hm. — Er ist dir gefährlich?"

— „Er zerstört mich langsam Tag für Tag. Es ist unmöglich, daß wir beide zusammen am Leben bleiben können. Er oder ich — es ist keine Wahl."

— „Schick ihn mir. Ich kenne eine Grotte, die außer mir niemand weiß. — Ist er sehr stark?"

— „Du bist stärker."

— „Va bene. Schick ihn."

* * *

Schon am nächsten Tage überredete Karl Henry, nach Capri hinüberzufahren und sich von Tiberio, der ihn am Hafen erwarten werde, in die blaue Grotte rudern zu lassen. Auch kenne dieser Tiberio eine noch unbekannte, viel schönere Grotte, deren Eingang zwar gefährlich sei, die aber die blaue an Schönheit noch übertreffen solle. Henry könne sich einen Namen damit machen, wenn er sie, wie Kopisch früher die blaue, gewissermaßen entdeckte.

„Ich werde sie nach Berta nennen," erklärte Henry, dessen Eitelkeit schnell reagierte. „Hoffentlich ersäuft man nicht dabei."

„Dafür wird schon Tiberio sorgen," antwortete Karl und rieb sich im Geiste die Hände.

* * *

Henry fuhr ab und kam nicht, wie er versprochen hatte, am Abend zurück.

Karl strahlte. Er ließ sich ein auserlesenes

Abendessen auf die Terrasse bringen, labte sich an ein paar Flaschen Lacrimae Christi und verfolgte mit inniger Rührung die Farbenspiele am abendlichen Himmel.

— Purpur und Gold! Die Farben seines endlichen Triumphes.

Nie in seinem Leben hatte er sich so zufrieden ins Bett gelegt. Er schrieb noch ein Gedicht und schlummerte dann angenehm ermüdet ein.

* * *

Kein Gespenst hätte ihn so entsetzen können, wie am nächsten Mittag das Erscheinen Henrys vor seinem Bette.

„Du?!!?" schrie er auf und richtete sich totenbleich im Bette empor.

„Du scheinst nicht angenehm geträumt zu haben," antwortete lächelnd Henry. „Wärest du ein Mädchen, so würde ich sagen, daß du wie eine Meduse aussiehst. Es fehlen bloß die Schlangen im Haar."

— „Ja . . . bist du denn nicht . . .?"

— „Freilich bin ich. Und es war entzückend. Viel entzückender, als ich gedacht habe. Ich habe Dinge erlebt . . . Aber das muß ich dir ausführlicher erzählen. Es wird dich verblüffen . . . Mach, daß du aus dem Bett kommst! Ich habe schon anspannen lassen. Iß schnell eine Kleinigkeit! Dann fahren wir die Straße nach Emmelfei hinauf, wie unsere britischen Vettern so schön sagen."

Für eine Wasserleiche war Henry erstaunlich munter, ja er war überhaupt so munter, wie seit Wochen nicht. Er sang und pfiff funiculi — funicula, ritt auf der Terrassenmauer und rief ein Mal über das andere Mal aus, es gebe nichts Komischeres und Amüsanteres, als neue Grotten auf der Insel Capri zu entdecken.

Karls Gemüt verdüsterte sich schwer. — Hatte der Elende statt Tiberios einen anderen Schiffer genommen? Hatte Tiberio die Courage verloren? Was war geschehen?

Aber Henry wich allen Fragen aus.

— „Auf der Landstraße, Karl! Das muß ich dir an einem Orte erzählen, wo nicht hinter jedem Apfelsinenbaume eine neugierige Miß steht. — Mach! Iß! Diese Geschichte wird dich interessieren! — Funiculi, funicula, funiculi!"

Er war in strahlend guter Stimmung und lachte in einem fort vor sich hin.

Auch während des Kutschierens sagte er noch kein Wort über die Sache, sondern jubelte nur immerzu die Landschaft an, was doch sonst gar nicht seine Art war: „Ist das herrlich hier! Was für eine Straße! Sieh mal, die Felsen da links hinauf! Und diese Ortschaften in den Schluchten! Was für merkwürdige Häuser! Wie kleine Tempelchen, mit Kuppeln. Das muß doch schon griechische Architektur sein. Nicht? Und das Meer! Unglaublich, wie schön das ist! Ich

habe das Blau auf den Bildern immer für Schwindel gehalten. Aber es ist wahrhaftig genau so in der Natur, nur noch lebhafter, noch leuchtender! — Sieh mal, da unten den alten Turm auf dem Felsvorsprung! Der muß aus einer kriegerischen Zeit stammen. Haben die Sarazenen nicht Beutezüge bis hierher gemacht? Sicher war es eine Art Wachtturm. Und dort der andere, der ganz zerborsten ist. Gottvoll! Da haben sie einen Friedhof drauf angelegt. Das sind doch Kreuze? Nicht? Komische Idee. — Aber es ist gut, daß die Brüstung nach dem Abhang zu so hoch und dick ist. Der Fels fällt beinahe senkrecht ab. Das müssen gut hundert Meter oder mehr sein. Man hört die Brandung der Wellen kaum, und sie lecken doch recht wild an dem alten Felsgemäuer. — Eine heroische Landschaft! Entschieden das Schönste, was wir bisher gesehen haben. — Brr, Nero, sei vernünftig! Man rennt doch nicht den Berg hinauf. Diese italienischen Pferde haben den Satan im Leibe. Langsam traben können sie überhaupt nicht. Alles, was hier Leben hat, rast. Sogar die Pflanzen sind verrückt. Gibt es etwas Geileres, als den Schaft einer Aloe, den man beinahe wachsen sieht, bis er ein paar Meter hoch ist, Blüten herausstreckt, Phallus an Phallus, und patsch: aus ist's; tot das Ganze. Aber er hat sein Vergnügen gehabt. — Ah, das ist ein herrliches Land! Heidnisch und katholisch. Aber eigentlich

das ist ein und dasselbe. Wenigstens hier. Unsere deutschen Katholiken sind bloß Protestanten, die in die Messe gehen. — Gestern hab ichs erst richtig erfahren, was für ein wunderbares Heidentum dieser Katholizismus ist, und dabei was für ein süßes, entzückendes Christentum. Dieser prächtige Junge, der Tiberio, schwört bei Bacchus und bei Jupiter, schlägt aber auch das Kreuz, daß es nur so eine Art hat. Ein antiker Mensch und ein Christ. Köstlich!"

— „Du — bist also mit ihm zur Grotte gefahren?"

— „Natürlich bin ich. Tief, tief hinein. — Ah, Mensch! An diese Grottenpartie denke ich mein Leben lang! Aber wart, hier wollen wir halten. Hier will ich dirs erzählen. Dieser Ort ist wie dazu geschaffen. Es ist ein wahrer Beichtwinkel für wollüstige Dinge. — Keine Menschenseele sieht uns hier. Wir sind allen Menschen fern. Nur Fels und Meer. — Steh doch, Nero, du wahnsinniges Luder! Freu dich, daß du Ruhe hast! — Wart, ich binde ihn drüben an der Olive an, und wir setzen uns auf die Mauer. — Du bist doch nicht schwindlig? Es geht hier kerzengerade hinunter. Ich hab schon manchmal hier gesessen. Es ist der einzige Winkel der Straße, von wo aus man keine menschliche Behausung sieht. Die Leute heißen ihn den toten Winkel. Der Tunnel dort durch den Felsen ist hundert Meter lang, also noch länger, als der Tunnel, durch

den wir eben gefahren sind. Man könnte hier bequem ein Weib auf die Mauer legen und sich am hellichten Tage en plein air alle ihre Geheimnisse offenbaren lassen. Und hinterher könnte man sie ins Meer schmeißen, ohne daß ein Mensch was merkte. Ein entzückender Ort. — Komm, setz dich! Du wirst gleich die Ohren spitzen!"

Karl, auf etwas Entsetzliches gefaßt, dessen Ahnung er sich nicht einmal eingestehen wollte, setzte sich auf die Mauer, die die Straße von dem Absturze zum Meere trennte.

Da er doch etwas schwindlig war, setzte er sich mit dem Rücken zum Abhang. Henry aber, der keinen Schwindel kannte, setzte sich rittlings auf die Mauer. Er sah den Vetter groß an und lachte plötzlich laut auf.

— „Dein Gesicht verrät die nötige Spannung. Aber so ernsthaft brauchst gerade du nicht auszusehen, denn für dich hat das, was ich dir erzählen will, eigentlich nicht den Reiz der Neuheit. Mir dagegen war es eine durchaus neue Sensation, und ich hätte nie geglaubt, daß ich Gefallen daran finden könnte. Aber ich sehe es nun ein: Der Mensch soll nichts verschwören, und man sollte nie in den Fehler des Bauern verfallen, der das nicht essen mag, was er nicht kennt."

— „So rede doch endlich deutlich!" keuchte Karl, aufs schmerzhafteste gespannt und ahnend, daß er etwas Furchtbares erfahren würde.

„Oh, solche Dinge kostet man in der Erinnerung aus," entgegnete Henry und lehnte sich zurück, indem er sich auf beide Hände stützte. — „Du kennst ja diesen süßen Jungen, den Tiberio. — Nun, anfangs spielte er den Langweiligen, Geschäftsmäßigen. Ja, er kam mir sogar etwas düster vor. Wie er mich am Strande hinruderte, sah er mich sogar bedrohlich an. Die Italiener haben's manchmal so an sich, wenn sie nicht ganz sicher sind, ob die Mancia reichlich genug ausfallen wird. Aber der Bengel gefiel mir. Ich schob ihm zehn Fünfliresscheine in die Hemdöffnung und sagte ihm, daß er ein Apollo sei. Da blinzelte er mit den Augen und maß mich von oben bis unten. — „Haben Sie denn Geschmack für Menschen ohne so was," sagte er, und machte eine Bewegung vor der Brust, die sehr deutlich war. — „Du bist der erste Junge, der mir gefällt," sagte ich. „Mit so einem Brustkasten, wie du ihn hast, braucht man kein Vorgebirge." Er lachte vergnügt und geschmeichelt und riß das Hemd auseinander. Teufel nochmal, Karl, das gefiel mir, und ich fing schon an, zu begreifen, daß es Leute gibt, die ohne das Kap der guten Hoffnung auskommen. Aber, du kennst mich ja, einen tieferen Eindruck machte er nicht auf mich, doch auch keinen abstoßenden, wie z. B. dein Londoner Freund, der mich geradezu anwiderte."

„Schweig!" stieß Karl hervor.

— „Pardon! Pardon! Ich wußte nicht, daß du so ungern an diesen ekligen Boy erinnert wirst. — Ich hatte Tiberio gegenüber überhaupt nicht die Empfindung, es mit einem derartigen Jüngling zu tun zu haben. Sonst wäre ich auf der Stelle umgekehrt. Er wurde zwar zutraulicher und ließ seine düsteren Blicke, aber ich führte das auf die fünfzig Lire und auf meine Schmeichelei zurück, denn für Schmeicheleien ist das Volk hier ja unglaublich empfänglich. Sie sind wie die Kinder. Es ist reizend. — Also gut. Mein Apollo fuhr mich in die blaue Grotte. Sehr blau, dachte ich mir, viel blauer, als ich angenommen hatte. Aber im Grunde war ich nicht weiter verblüfft. Wenn man seit zwanzig Jahren immerzu hört, wie blau sie ist, so kann man sich unmöglich besonders darüber wundern. — Tiberio legte an einer flachen Felsplatte an und sagte: „Signore, wollen Sie einen Silberfisch sehen?" — „Natürlich," antwortete ich, „wenn er nicht zu teuer ist." — „Oh, er ist gratis!" lachte Tiberio, und zog sich aus. — Alle Wetter! Was für ein Körper! Später mußte ich an den David im Schäferhute von Donatello denken: ganz so jungenhaft kräftig sah der Bursch aus. Sein Körper ist jünger, als er. Ein Wunder. Aber, wie ich ihn so vor mir sah, dachte ich an gar nichts, sondern war ganz einfach entzückt. Und, wie er nun ins Wasser sprang, und der ganze Körper wie eine lebendige,

silberne Statue glänzte, da war es mir, wie ein Märchen. Nur war es schade, daß der Kopf im Gegensatz dazu schwarz aussah wie der eines Negers. Aber: diese Beine! Dieser Rücken! Diese beiden festen Rundungen! Dieser unbeschreiblich straffe Leib, und sogar das, was wir hier in Italien den piloro nennen wollen, dieses sonst doch immer recht wenig ästhetische Stück am Manne — ich gestehe dir: ich hätte den Jungen küssen können!"

Karl runzelte die Stirne und stand auf: „Laß das! Ich kenne den Menschen. Es gibt hier mehr solche."

„Nun ja," fuhr Henry unbeirrt fort, der jetzt um so lieber erzählte, als er merkte, daß es Karl unangenehm war, „kein Zweifel, deine reichen Erfahrungen berechtigen dich, blasiert zu sein. Aber für mich war es eine Offenbarung. Und ich gestand es dem Jungen, daß ich mein Lebtag so was Schönes noch nicht gesehen hätte. — „Oh," sagte er, „die Weiber gefallen Ihnen mehr." — „Nein," antwortete ich ganz aufrichtig, „sie regen mich nur mehr auf. Aber schöner bist du. Du bist vielleicht der schönste Mensch auf der Erde." — Tiberio lächelte beglückt. Er nahm es wie eine Liebeserklärung auf, obwohl es bloß ästhetische Überzeugung war. — Er sagte: „Ich glaube, Signore, Sie sind auch schön. Beim Bacchus! Ich gäbe Ihre fünfzig Lire sofort her, wenn ich

Sie nackt sehen dürfte!" Er musterte mich sonderbar mit den Blicken.

„Das Vieh!" schrie Karl auf, und setzte sich wieder auf die Mauer.

„Aber ich bitte um Entschuldigung" lächelte Henry; „mein Akt ist wirklich nicht ohne, d. h. neben dem Tiberios bin ich ein Kloß." — Nun gut. Ich sagte: „Behalte dein Geld, mein Junge; mir ist es hier zu kalt."

Karl atmete auf.

Aber Henry fuhr fort: „Oh!" sagte der entzückende Kerl, „warten Sie nur, Signore, ich rudere Sie jetzt nach der Grotte, die außer mir niemand kennt. Diese Grotte muß eine warme Quelle haben. Es ist warm in ihr. Dort können Sie sich ruhig ausziehen und auch ins Wasser steigen." Er trocknete sich hastig ab, kleidete sich an, und wir fuhren hinaus ins Licht, das auf das viele Blau hin seltsam blendete. Wir mußten ziemlich lange fahren, bis wir zum Eingang der neuen Grotte kamen, deren Eingang in der Tat kaum sichtbar ist. Man muß, nicht ohne Gefahr, zwischen Klippen hindurch, um die die Brandung wie wahnsinnig kocht, und dann muß man durch ein kaum halbmeterbreites Loch, aus dem das Wasser sich in einem Strudel dreht, so daß man das Boot mit den Händen hineinzwängen muß. Hierbei sah ich deutlich, was für kolossale Kräfte der doch eigentlich schmächtige Tiberio hat. Gott sei dem Menschen gnädig, dachte ich

mir, gegen den der Junge was Ernſthaftes vor hat. Ich war recht froh, daß ſeine Augen gar nicht mehr düſter ſahen."

Karl biß ſich auf die Lippen und ſtarrte nach Capri hinüber.

— „Nun, wir fuhren ein. Ich ſage nur das Eine: die blaue Grotte iſt ein Kitſch dagegen. Hier iſt alles Silber und Moosgrün. Das Waſſer, von einer Quelle bewegt, ſcheint in dieſen beiden Farben zu iriſieren. Dazu hängen ungeheure Phalluſſe, leicht triefend und muſchelig inkruſtiert, von oben herab; auch ſie grünlich ſilbern. In der Mitte iſt eine Art Wanne, ein in der Mitte ausgehöhlter, leicht mit Moos bewachſener Stein, deſſen Ränder aber ringsum über das Waſſer hervorſtehen. Die Beleuchtung, dieſes grünlich ſilberne Licht, ſcheint vom Waſſer auszugehen, denn von außen her fällt kaum ein Streifchen Tageslicht. Dabei iſt der grünliche Dämmerſchein ſtark genug, wenn man ſich einmal daran gewöhnt hat, alles erkennen zu laſſen, ſelbſt das langſame Herabrieſeln des Waſſers an den rieſigen Phalluszapfen und an den ganz mit Muſchelformen überdeckten Wänden. Ein ſeltſames, brodelndes Glucken, kein Plätſchern, nimmt das Ohr ein, wie ein unheimliches Raunen geheimnisvoller, ureinſamer Mächte. Dazu eine dunſtige Wärme, daß einem bald der Schweiß aus den Poren bricht. Eine Wolluſtgrotte. Man muß die Kleider vom Leibe ziehen und ſich in das

feuchtwarme Moos dieser merkwürdigen Wanne legen, von der ich mir bestimmt einbilde, daß sie in der Zeit des Tiberius künstlich erzeugt worden ist. Sie hat gerade Raum für zwei eng aneinander geschmiegte Menschen."

Karl wurde es heiß. Er fühlte etwas Schreckliches in sich aufsteigen: Wollust und Wut. Er wollte schreien: „Hör auf!" Aber er brachte kein Wort hervor. Konnte sich auch nicht bewegen, nicht fliehen. Nur in seinen Händen schien noch Kraft zu sein. Er ballte sie zusammen und sah Henry mit weit aufgerissenen Augen an.

Der lehnte sich noch weiter zurück, ließ den Kopf nach hinten fallen und sah in den Himmel.

— „Ich weiß keine Einzelheiten mehr. Habe ich diese unerhörten, mir ganz fremden Dinge überhaupt erlebt? Habe ich das alles nicht bloß geträumt? Ist es nicht die wollüstige warme Dämmerung dieser Grotte des Taumels gewesen, die mich so unbeschreiblich wonnevoll umtastet hat? Ich weiß nur: Ich fiel zurück: So . . ." Er warf sich auf den Rücken und umfing mit den Armen die leere Luft. „Und über mich her fiel eine brennende Hitze wahnsinniger Küsse und Umarmungen."

In diesem Momente, seiner selbst völlig unbewußt, stürzte sich Karl über Henry her, packte und riß ihn an den Schultern und versuchte, ihn zur Mauer hinab dem Abgrund zuzuwälzen. Sein Gesicht war dem Henrys ganz nahe, der seinen heißen, faulig riechenden

Atem spürte, und er keuchte: „Alles du? du!? Nein!..."

Schon hing Henry mit halbem Oberkörper über dem Abgrunde. Seine Hände hatten keinen Halt mehr, außer an Karls Schultern. Der aber stand mit einem Beine auf dem Boden und konnte daher mit größerer Körperwucht den Liegenden hinüberstemmen.

Aber Henrys Schenkeldruck hielt an der Mauer fest. Mit einer letzten gewaltigen Anstrengung konnte er seinen Oberkörper etwas zurück auf die Mauer bringen, und nun war Karl in seinen Händen. Er umdrosselte mit äußerster Kraft seine Gurgel, bog ihm Hals und Kopf zurück, richtete sich auf, krampfte beide Hände in die Kleider des Bewußtlosen, der wie ein Erwürgter, Verscheidender noch einmal die Augen verdrehte, hob ihn über sich und warf ihn in einem weiten Bogen den Abhang hinunter.

Mit stieren Augen sah er dem Falle des Körpers nach, der ein-, zwei-, drei-, viermal, und das letzte Mal mit dem Schädel auf einen Felsvorsprung, aufschlug und dann langgestreckt zwischen den Seedisteln des schmalen Strandes liegen blieb, ab und an wie im Spiele etwas umgewälzt von den an dieser Stelle nicht anspringenden, sondern anlaufenden Wellen.

— So! sagte sich Henry ganz kaltblütig: Du kriegst keinen Anfall mehr. — Pfui Teufel, wie der Kerl aus dem Munde roch! Wie

ekelhaft seine Berührung war! — Gott Lob und Dank, daß ich ihn los bin! Frei! Frei! Endlich frei! Und durch eigene Kraft! Als Sieger im tödlichen Kampfe! Mit diesen meinen Händen! Ich! Der Stärkere!

Dann sprang er auf den Bock und ließ das Pferd die Straße auf und ab rasen, daß der Schaum flog.

Er fühlte nicht eine Spur des Bedauerns, nicht einen Hauch der Reue. Nur Triumph! Triumph!

Und, wie er es immer liebte, sich in Vergleich zu Höherem zu setzen, so erinnerte er sich jetzt daran, daß einige Tage vorher die Kunde von Bismarcks Entlassung durch die Blätter gelaufen war.

Der junge, selbstbewußte Herrscher, der das Genie von den Stufen des Thrones verjagt hatte, — was hatte der Pöbel nicht darüber gemurrt und kritisiert.

Er aber verstand es. Der zur Macht Geborene kann keinerlei Einengung dulden. Er muß frei sein. Ganz und von jedermann frei sein. Macht darf keinen Vormund haben.

Er kam wieder auf sich.

Dieser da unten zwischen den Seedisteln, — was hatte er immerzu eigentlich gewollt? Seine Rechte usurpieren. Statt Ratgeber: Herr sein wollen. — Gut, gut, oh, sehr gut, daß er sich einmal hatte hinreißen lassen und ihn gezwungen, sich seiner zu entledigen. Wer weiß, wie lange das sonst noch so fortgegangen wäre.

— Genie!? Hols der Teufel! Ein unliebsamer Aufpasser und Kritiker. — Er, der Mensch von fürstlichem Blute, der zum Herrschen geborene, brauchte andre, fügsamere, von ihrer Bedeutung nicht gar so unbedingt überzeugte Trabanten. Wiederum hatte sein Schicksal ihn herrlich ins Klare geführt. Ein Ruck — und los! — Es war eigentlich ein wundervoller Moment gewesen.

Aber plötzlich ergriff ihn Schreck: Wie, wenn man ihn des Mordes anklagte? Konnten nicht Spuren der Drosselung am Halse sichtbar sein? — Und: wie sah er selbst aus! Die Kleider vom Liegen auf der Mauer beschmutzt! Und, gewiß: Es waren Spuren des Kampfes im Sande sichtbar.

Er raste zurück und trat die Spuren aus. Reinigte sich. Besah sich im Spiegel. Sah rings um.

— Nein. Gesehen hatte es sicher niemand.

— Was tun?

— Die Wahrheit angeben war wohl das Sicherste. Notwehr. Man mußte ihn ja freisprechen. Aber: diese Untersuchungen ... Verhandlungen ... In einem fremden Lande. Und dann: die Familie! Berta!

— Schrecklich! Unmöglich!

— Besser: Selbstmord angeben.

— Aber: wie den plausibel machen?

Da erleuchtete ihn eine Erinnerung.

Karl hatte Verse zu sich gesteckt, die auf

dem Nachttische gelegen waren. Er selbst hatte sie gelesen. Sie handelten vom Tode. Man mußte sie bei dem Nachbar der Seedisteln in der Tasche finden.

Auch war es gewiß jedem auffällig gewesen, mit welch düsterem Gesichte der weiland so witzige Abkanzler Karl ihn zur Wagenfahrt begleitet hatte...

Und dann: Welcher vernünftige Grund konnte dafür sprechen, daß er, der Reiche, der Wohltäter dieses Cousins, der eigentlich nicht viel mehr als sein Reisemarschall gewesen war, den hatte umbringen wollen? — Etwa — Eifersucht? Du lieber Gott! — Indessen —: Tiberio? ... Aber Unsinn! Wer konnte davon wissen? ...

Er jagte nach Sorrent auf die Gensdarmerie und gab an, daß sein Vetter in einem Zustande von Verdüsterung über die Mauer gesprungen sei. Er habe ihn daran hindern wollen, habe mit ihm gerungen, doch sei er nicht imstande gewesen, ihn zurückzuhalten.

Der Capo steckte eine ernste Miene auf.

— Hm. Fatale Sache. Man müsse gleich den Ortbefund aufnehmen. — Kein bestimmter Grund vorhanden?

— Vielleicht Schwermut. Der Selbstmörder habe Verse über den Tod geschrieben. Sei ganz verdüstert gewesen.

Man holte den Untersuchungsrichter und ging ins Hotel: Ja: der blonde Herr habe beim Ausfahren seltsam melancholisch ausgesehen. — Übrigens sei eben ein Brief für ihn angekommen.

Der wurde sofort beschlagnahmt.

Der Untersuchungsrichter las ihn, zog die Brauen hoch, legte den Kopf auf die Seite und murmelte: „Es hellt sich auf. Hier liegt etwas Böses vor. Sie müssen mir einige Auskünfte geben."

Henry hatte gesehen, daß der Brief aus Capri war und sofort kombiniert, von wem er stammte. Ganz wohl war ihm dabei nicht zumute.

— „Aber gewiß. Ich bitte, nur zu fragen."

Sie fuhren zum Tatorte.

Der Richter frug: „Hat Sie der Tote nach Ihren — Erlebnissen in Capri gefragt?"

— „Ja."

— „Was haben Sie geantwortet?"

— „Die Wahrheit."

— „Ich kenne sie."

Henry lächelte wie geniert.

— „Oh, bitte, Ihre Abenteuer gehn mich hier nichts an. Auf alle Fälle hat Ihre Antwort Ihren Vetter überrascht?"

— „Es schien so."

— „Das begreife ich nach diesem Briefe."

Gendarmen bargen mit großer Mühe die Leiche, während der Richter mit Henry weitersprach. Er drückte sich nicht deutlich aus, aber es war sogleich klar, daß er nicht am Selbstmord zweifelte.

— „Sie wußten natürlich, daß Ihr Vetter pervers veranlagt war?"

— „Ja."

— „Wußten Sie, daß er mit dem Fischer

Simeone Lossoni, genannt Tiberio, in ... geschlechtlichem Verkehr stand?"

— „Nein."

— „Sie suchten diesen Simeone auf Veranlassung Ihres Vetters auf?"

— „Ja."

— „Zu welchem Zwecke?"

— „Er wollte mir eine Grotte zeigen."

— „War der Bursche nicht anfangs etwas ernst, verschlossen?"

— „Gewiß."

— „Aber das änderte sich?"

— „Ja."

— „Er wurde ... zutraulich?"

— „Mehr als das."

— „Sie ... blieben dann die Nacht mit ihm zusammen."

— „Ich leugne es nicht."

— „Es gehört auch nicht hierher. Aber dies: Sie erzählten Ihrem Vetter, daß der Simeone eine ... eine Zuneigung für Sie faßte?"

— „Allerdings. Und daraufhin wurde er wie rasend und beging die entsetzliche Tat."

— „Es ist ein Glück für Sie, daß wir diesen Brief haben, mein Herr. Ich darf Ihnen daraufhin die Unannehmlichkeit einer Untersuchungshaft ersparen. Es wird überhaupt zu keiner Verhandlung kommen. Die Sache ist klar. Ihr Vetter, der sich von dem p. p. Simeone etwas anderes versprochen hatte, hat die Tat aus Furcht vor Entdeckung einer anderen und wohl auch aus enttäuschter Liebe

begangen. Gut für ihn und für Sie, daß er sich beseitigt hat. Ich brauche nur noch den Fischer zu vernehmen."

Neuntes Stück: Die Braut

Über seine Befürchtungen war Henry also hinaus. Aber angenehm waren die folgenden Tage nicht.

Am zweiten Tage nach dem Geschehenen erschienen Jeremias, Sanna und Berta.

Der Onkel und die Tante waren ihm bloß lästig, weil sie entsetzlich jammerten und scheußlich aussahen. Aber Berta erschreckte ihn. Sie sagte kein Wort, aber er sah es ihr an: Sie wußte, was geschehen war. Sie war leichenhaft bleich und drohend ernst. Nicht ein Mal gab sie ihm die Hand. Fragte auch nicht. Sah ihn nur immerzu seltsam durchdringend an.

Jeremias und Sanna hatten sich zur Polizei begeben und waren vom Untersuchungsrichter empfangen worden.

Sie kamen mit versteinerten Zügen zurück. — Was sie gehört hatten, war furchtbar gewesen. Der Fischer hatte ausgesagt, daß Karl ihn zum Morde Henrys hatte dingen wollen, nachdem er mit ihm ... oh! oh! ... man durfte nicht einmal daran denken.

— „Wir wollten die Leiche in Hamburg beisetzen lassen," sagte Jeremias in Bertas und Henrys Gegenwart, „aber wir sehen davon ab. Mag sie hier beerdigt werden. Wir haben keinen Sohn gehabt. Gott verzeihe ihm seine Sünden und uns unsere Herzenshärtigkeit. Ich

vermag keine Trauer mehr über sein Hinfahren zu empfinden, und ich reiße ihn aus meinem Gedächtnis!"

„Jeremias!" schluchzte Sanna.

„Auch dir ziemt nicht Jammer über seinen Tod," fuhr Jeremias fort, „sondern ewiges Wehklagen über sein Leben. — Du aber, Henry," wandte er sich zu diesem, „der du weißt, wie er gelebt hat, und in welch finsterer Verstrickung verbrecherischer Sündhaftigkeit er dahingefahren ist, hast alles Recht, jede Beziehung zu uns abzubrechen. Unser Haus muß dir ein Greuel sein!"

Berta sah Henry groß, kalt und wie wartend an.

Er antwortete, indem er den Blick fest erwiderte: „Ich habe kein Recht, ihn zu verurteilen. Er hat sich selbst gerichtet."

Berta trat einen Schritt vor, er ihr einen Schritt entgegen und sagte, ohne mit der Wimper zu zucken: „Ja. So ist es!"

Sie konnte nicht reden, ja selbst ihr Blick verlor an Kraft. Dieser Mensch, den sie jetzt mehr als je, den sie mit ungeheuerster Inbrunst haßte, den sie hätte zertreten mögen, stand in einer Ruhe und Festigkeit vor ihr, daß sie sich plötzlich schwach, ja, wie ihm untertan fühlte. Sie ließ es geschehen, daß er ihre Hand ergriff und sprach: „Berta ist seit einem halben Jahre meine Braut, und ich weiß, sie wird mich mit nicht weniger Liebe lieben, als er mich mit einem schrankenlosen Hasse gehaßt hat. Wir bleiben verbunden, und wir bleiben es auch in der Verehrung für die hohen Gaben des Toten,

dem ich hier ein Monument errichten werde, gleich als ob er alles das erreicht hätte, was er bestimmt erreicht haben würde, wenn nicht ein furchtbares Geschick seine Sinne verblendet hätte."

Berta litt unter diesen Worten und unter der Berührung seiner Hand bis ins Tiefste ihres Wesens, aber sie mußte die Augen senken vor diesem Blicke der unbedingten Entschlossenheit eines herrischen und dabei tückischen Willens. Aber sie sagte kein Wort. Wenn sie die gepreßten Lippen geöffnet hätte, es hätte nur ein Wort von ihnen kommen können: Rache!

Henry ließ ihre Hand los und wandte sich zu den beiden Alten: „Er soll auf dem alten Wachtturm begraben werden, den ich ihm kurz vor seinem unseligen Ende gezeigt habe. Ich habe dafür gesorgt, daß niemand von seinen Verirrungen und seinem Plane erfährt."

„Katholisch soll er begraben werden?" jammerte Frau Sanna, die selbst jetzt an die gereinigte Lehre dachte.

„Sei unbesorgt," antwortete Henry kühl, „das wird nicht geschehen."

„Ich danke dir!" flüsterte Frau Sanna. „Wie edel du denkst! Ach, Berta!" schluchzte sie und warf sich der Tochter an die Brust, die dabei einen Ekel empfand, der ihr Haßgefühl gegen Henry fast noch vertiefte.

„Aber du wirst es ihr nie sagen, Henry," wandte sich Sanna wieder zu ihm, „nie, nie! Es würde sie zerstören! Sie würde, wie ich, den Glauben an die Welt verlieren!"

Da konnte Berta nicht mehr an sich halten: „Was soll er mir nicht sagen?! Ich weiß mehr, als ihr! Und es gibt nichts, nichts, nichts, das meine Liebe zu Karl verkleinern könnte. Nichts! Nie war ein Mensch größer, als er! Jeder ist neben ihm armselig, was er auch für große Worte machen mag! Ich würde nie einwilligen, Henrys Braut zu heißen, wenn er nicht den Respekt vor dem Toten geäußert hätte, der ihm ziemt."

Henry biß die Lippen aufeinander. Das war wahrhaftig keine Liebes-, — das war eine Kriegserklärung. Aber er fühlte sich jetzt so wundervoll stark, und der Gedanke, auch in ihr, der Hasserin, die sich aber doch, wie er wohl fühlte, fürchtete, Karl zu töten, ihn erst ganz zu beseitigen, indem er auch seinen Schatten noch aus ihr vertrieb, reizte ihn heftig. Und, wie immer, wenn er Berta leibhaft vor sich sah, war er in sie verliebt. Selbst der Gedanke an Bianca verblaßte. Das war schließlich Romantik, Poesie ohne alle Aussicht auf Verwirklichung. Aber diese da, die schon Küsse auf seinen Mund gedrückt hatte, die nachts zu ihm geschlichen war, die es zu ihm hin drängte mit der ganzen Urgewalt des Blutes, was auch alles sonst dagegen sein mochte: die wollte und mußte er haben, zwingen, beugen.

Er sah ihr gerade ins Gesicht: „Berta hat recht. Sie darf und soll alles wissen, und, wenn sie es schon weiß, um so besser. Ich schwöre ihr, daß kein Schatten zwischen uns stehen soll. Und, was den Respekt

anbetrifft" (er lächelte kaum merklich), „werden wir uns, denk ich, gegenseitig nicht zu beklagen haben. Niemand weiß besser, wessen Karl fähig war, als ich, und sie kann gewiß sein, daß ich es nicht vergessen werde."

Zehntes Stück: Das Monument

Die Krakers waren fort. Karl war auf dem Friedhofe des alten Wachtturms begraben. Henry verhandelte tagelang mit einem Bildhauer aus Neapel über ein Monument, das er an der Stelle von Karls Absturz errichten wollte.

Da ließ sich eines Tages eine Dame bei ihm melden.

Die Türe tat sich auf: — „Die Frau" . . .!

Henry stürzte ihr entgegen und umarmte sie in selig hingenommener Entzückung.

— „Sie! Sie! Welches Glück!"

— „Mußte ich nicht kommen? Bin ich dir nicht nötig jetzt?"

— „Oh, es ist alles gut vorbeigegangen."

— „Bis auf Eins, Henry. Ich habe die Person mit den kalten Augen in Neapel gesehen. Sie weiß alles."

— „Ja, sie weiß es. Sie hat es nicht gesagt, aber sie weiß es. Und auch Sie . . . Woher wissen Sie es?"

— „Henry! Wie hätte es anders kommen sollen!? Ich wundere mich nur, daß es nicht früher geschehen ist. Du mußtest ihn beseitigen, oder er hätte dich beiseite gebracht. — Oh, geholfen hat es nicht viel, daß ich dich damals gewarnt habe."

— „Doch! Doch! Ich bin ein andrer seitdem. Ich habe meinen Stern nie vergessen! Und Ihre schwarze Perle hat sich in seinen Hals eingedrückt wie ein letztes Andenken an Sie. Ich habe das Mal noch an der Leiche gesehen."

— „Recht so. Es ist eine große Wollust, einen Feind zu töten. Ich bin stolz darauf, daß du es getan hast. Ich bin glücklich darüber. — Nur die Andre ... Sie ist gefährlicher!"

— „Ich werde sie heiraten."

Frau Sara sah ihren Sohn entsetzt an. — Aber nach einer Weile schweigenden Sinnens sprach sie: „Vielleicht hast du recht. Ja, gewiß, es ist gut so. Vielleicht zwingst du sie doch unter dich ... Im Kampfe zwischen Mann und Weib gibt es eigentlich nur diesen einen Sieg ... Doch nein. Sie ist eine von den Fredegunden, von diesen kalten Germaninnen, die zwar brünstig sein können, aber nicht wissen, was Weibeswollust ist. — Oh, wie ich diese norddeutschen Weiber hasse! Entweder, es sind gelbe, sentimentale Kätzchen mit Vergißmeinnichtaugen und Zuckerlippen, schmachtend und lappig, brav und gewöhnlich, oder es sind heimtückische Bestien: stolz, grausam, kalt. Ihre Sinnlichkeit läuft, wenn ihre Stunde da ist, ab, wie der Wecker einer Uhr, schrill, keuchend, und dann tackt das ruhige, sichere Uhrwerk weiter, Schlag für Schlag. — Berechnung auf Berechnung. — Sie sehen gut aus. Es ist wahr. Obwohl sie meistens keinen Geschmack haben. Sie sitzen gut zu Pferde, aber schlecht im Wagen.

Zu steif. Zu bewußt. Oh, sie wissen immer, was sie wollen. Schon als junge Mädchen. Sie schonen sich. Sie bereiten sich vor. Lernen gut. Reden langsam und sicher. Sie kokettieren nicht, aber sie lassen immerzu ahnen und verstehen sich auf schnelle Blicke. Aristokratische Allüre ohne Grazie. Keine Capricen, aber sichere Haltung. Logische Schönheiten. Die geborenen Frauen für geschmeidige Offiziere mit kräftigen Ordonnanzen. Nicht eine Spur Humor, kein Hauch von echter Zärtlichkeit. Solid bis zur Verruchtheit. Geht es ihnen schlecht, so werden sie tadellose Gouvernanten, die die kleinen Jungen schon im zehnten Jahre verführen, ihnen aber das korrekteste Deutsch beibringen. Überhaupt: korrekt, korrekt. Aber zu jeder Niederträchtigkeit fähig aus dem Antriebe einer impertinenten Herrschsucht. Als Fürstinnen von widerwärtiger Leutseligkeit bei grenzenlosem Stolze. Und doch immer von kleinlicher Gemütsart, weil ohne Temperament und Schwung. Kein Feuer, aber ein ewig fressendes Glimmen. Entweder verstandesmäßig fromm oder verstandesmäßig gottlos. In diesem Falle gebildet bis zur Gelehrsamkeit. Selber lieblos, aber scheußlich erpicht auf Liebe. Wollen erotisch bedient sein und Kinder haben, die sie erziehen lassen, um sich an ihrer Korrektheit zu erfreuen. Amphibien! Es schüttelt mich stets, wenn ich einer dieser blonden Schlangen begegne."

Henry war verblüfft über diesen Ausbruch einer wilden Rassenantipathie, die er als solche erkannte.

„Sie sind eine südliche Natur," meinte er, „und können das nordische Wesen nicht goutieren."

„Oh nein," entgegnete sie, „ich bin nur einfach eine Natur und perhorresziere diese schlechten Kulturprodukte. Die Süddeutsche, auch die Mitteldeutsche noch, ist mir ganz sympathisch, und die Dänin, Schwedin, zumal die Norwegerin, liebe ich geradezu. Selbst die Engländerin kann ich unter Umständen vertragen. Alles das sind Frauen. Aber die Norddeutsche, wenn sie nicht ein sentimentales Weibchen ist, ist eine Virago, ein Mannweib mit weiblichen Zügen oder vielmehr weiblicher Maske."

— „Aber mit schöner Maske."

— „Sie hält nicht lange vor. Schwindet gewöhnlich schon mit der Jungfräulichkeit. Dann werden sie eckig oder schwammig. — Aber lassen wir die Allgemeinheiten. — Deine Braut haßt dich. Das weißt du hoffentlich."

— „Sie liebt mich auch."

— „Sie verzehrt sich in gieriger Wut nach einem gewissen Moment. Wehe dir, wenn du sie enttäuschst! Und ihre Erwartungen sind in einem gefährlichen Maße gespannt."

Henry lächelte unangenehm: „Sie soll genug haben; so viel, daß sie ihren geliebten Bruder auf ewig vergessen soll."

„Das wird nie geschehen, Henry," antwortete Frau Sara sehr ernst. „Du gibst dich einer verhängnisvollen Täuschung hin. — Wollte Gott, dieses Amphibium läge auch schon unter der Erde! — Deine Braut wird nur den einen Gedanken

haben: dich schwach machen, und dann den Bruder rächen. Du hast sehr unsinnig gehandelt, sie zur Erbin deines Vermögens einzusetzen."

— „Sie wissen?"

Frau Sara lächelte: „Habe ich dir nicht schon in Hamburg gesagt, daß ich stets alles weiß, was dich angeht? Wie sollte ich, deine Schicksalsbegleiterin, das nicht wissen? — Glaubst du, du hättest unseren lieben Pater Cassian kennen gelernt ohne mich?"

Henrys Erstaunen war grenzenlos. Er wollte durchaus den Zusammenhang erfahren.

Den wollte und konnte ihm nun aber Frau Sara nicht gut mitteilen. Sie konnte ihm doch nicht sagen, daß sie die Geliebte des Jesuiten gewesen war, und daß dieser von ihr sogar wußte, in welchem Verhältnis sie zu Henry stand. — Das Geheimnis, in dieser Nacktheit enthüllt, hätte kaum den gewünschten Effekt gemacht.

Aber Eins enthüllte sie ihm: daß Berta damals in Wien auf seine Kosten equipiert worden war, denn das hatte sie als Kundin der beteiligten Ateliers bald genug erfahren. Und ihre Klugheit hatte sofort richtig kombiniert, daß die schöne Hamburgerin mit Wissen der Eltern zu dem Zwecke von Hamburg gekommen war, ihn vorm Katholischwerden zu retten.

— „Also nicht aus Liebe?!" rief Henry aus.

— „Mein guter Henry! Wenn du mir doch das Eine glauben wolltest, mir, die ich alles weiß, was dich angeht, daß dieses Wesen

ebensowenig Liebe für dich empfindet, wie der gottlob erledigte Bruder."

„So löse ich die Verlobung auf!" schrie Henry.

„Das wäre unklug," antwortete Frau Sara. „Erstens weiß die Person genau, daß du es gewesen bist, der ihren Bruder beseitigt hat, und sie könnte dir immerhin Unannehmlichkeiten damit bereiten. Denn, und das möchte ich dir wohl zu bedenken geben, die Würgestellen an Karls Hals haben mehr Verdacht erregt, als man dir gesagt hat. Der Gerichtsarzt war sehr geneigt, zu glauben, daß Karl bereits erdrosselt war, als er — zur Mauer hinabsprang. Eine neuerliche Untersuchung könnte also immerhin fatal für dich werden. Aber auch abgesehen davon: du bist sicherer, wenn sie deine Frau ist. Sie ist dann in deinen Händen, und du kannst sie überwachen, Nur mußt du zu diesem Zwecke meine Negerin ins Haus nehmen, die ein ausgezeichnetes Talent zur Aufpasserin hat und allem, was ich liebe, anhänglich ist, wie der treueste Hund. Sie ist es seit Kindheit gewöhnt, sich taub zu stellen, hört aber und verzeichnet in einer geheimen Schrift jedes Wort. Sie wird deine Sklavin sein, wie sie die meine ist. Ich entbehre sie sehr ungern, aber für dich muß ich sie entbehren. Denn sie wird dich von dieser greulichen Person befreien. Mit ihr wirst du ein Wesen im Hause haben, das dich bewacht wie ein Schutzengel, und das dir, wenn es nötig ist, die Dienste eines Leibteufels erweist. Ich informiere dich, wenn es so weit

ist, genau. — Aber versuche nicht, von ihr etwas über dein Geheimnis zu erfahren. Sie würde in diesem Falle sofort dein Haus verlassen; denn sie bleibt meine Dienerin."

— „Weiß sie es denn?"

— „Sie weiß alles."

— „Und ich darf nichts wissen?"

— „Nein. Nichts. Es ist Bestimmung!"

— „Aber es peinigt mich, dieses Nichtswissen."

Frau Sara sah ihn seltsam an: „Das Wissen würde dich noch mehr peinigen. Auch weißt du ja genug. Pater Cassian hat es mir verraten."

— „So ist meine Ahnung richtig?!!"

Henry stand hochaufatmend vor Frau Sara. Die lächelte und sprach: „Mein Mund ist versiegelt. Möge es auch der deine sein! — Du solltest deine Gedanken fester verschließen. Schon zur Marchesa hast du zu viel gesagt."

Henry fühlte etwas wie einen Schwindel: „Die kennst du auch?"

„Gewiß;" antwortete Frau Sara, die in ganz ähnlichen Kreisen geabenteuert hatte, „ich kenne auch die kleine Bianca."

„Oh!" rief Henry aus, „was ist mit ihr? Hat sie mir verziehen?!"

Frau Sara streichelte ihm die Wangen: „Diavolino mio! Hättest du doch immer so einen richtigen Geschmack! Aber verziehen, — nein, verziehen hat dir die kleine Heilige nicht. Doch

haſt du ihr einen großen Dienſt erwieſen. Nun erſt wird ſie wirklich eine Heilige werden. Seit deinem Überfalle hat ſie Viſionen, und kein Menſch zweifelt daran, daß ſie einmal die Wundmale haben wird. Sie liegt Tag und Nacht in verzücktem Gebete, und ihr Kloſter, das vornehmſte Frauenkloſter übrigens in Rom, iſt ſehr ſtolz auf dieſe Novize, die noch einmal von ſich reden machen wird. — Und das iſt dein Verdienſt. Das Leben hat wunderliche Manieren, Heilige hervorzubringen."

— „Die Ärmſte!"

— „Ärmſte?! Sie iſt ſo ſelig, als ein Menſch nur ſein kann. Wer den Teufel geſehen und vertrieben hat, — muß der nicht glückſelig ſein? Und gar ſo einen ſchönen Teufel!"

Sie ſah ihn verzehrend an, und auch Henry fand, daß ſein Schickſal eigentlich eine recht begehrenswerte Frau war. Ein wenig üppig zwar und ans Überreife grenzend, aber hinreißend in ihrer Üppigkeit und ſtolzen Reife.

Er ſank vor ihr nieder und umklammerte ihre Kniee.

„Nicht! Nicht!" hauchte Frau Sara, „wir zwei dürfen das nicht. Nicht einmal träumen dürfen wir es, obgleich es ein ſchöner Traum wäre. — Deshalb reiſe ich auch heute noch fort, mein Liebling. Ich entreiße mich dir ſchweren Herzens. Aber täglich, täglich denke ich an dich voll einer Liebe, die du nie wirſt ganz begreifen können. Nie!"

Ihre Augen schwammen. Sie umarmte ihn fest und küßte ihn heiß auf den Mund.

Dann ging sie.

In der Türe wandte sie sich noch einmal um und sah ihn umfassend zärtlich, mit unendlicher Liebe an: „Am Tage deiner Hochzeit erscheint Lala in deinem Hause mit einem Briefe von mir."

Die Tür schloß sich.

Henry sank in seinen Stuhl und küßte die schwarze Perle.

Ob ihr Eindruck an Karls Halse wohl noch sichtbar war?

* * *

Schon nach ein paar Wochen erhob sich das Monument.

Es war in neapolitanischem Barockstile gehalten, ein Architrav auf üppig gewundenem Doppelsäulenpaar, hinter dem eine Ausbuchtung in der Mauer eine breite Bank umrahmte. Das rund geschwungene, mit reichen Früchtenornamenten geschmückte Epistylion, an beiden Seiten von Putten flankiert, die brennende Fackeln senkten, aber gar nicht wie Engel des Todes aussahen, ließ, in der Mitte abbrechend, Raum für eine Büste Karls in der Gewandung eines spätrömischen Kaisers mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte. Ein breiter, grader Fries darunter zeigte die Worte:

Carolo Kraker Poetae
erexit
Henricus Felix Hauart Amicus

Und wieder darunter ſtanden aus Karls letztem Gedichte, das man in ſeiner Bruſttaſche gefunden hatte, die Verſe:

Und Tod? Was ist der Tod? Es fällt ein Haar
Vom Haupte Gottes, — weniger noch: ein
Sämlein wirbelt
Ins Nichts. — Und geht verloren? Nein.
Wie könnt es denn?
Wer weiß, wohin wir fallen! Sicherlich
Aufs Neu in Gottes Schooß . . .

* * *

Die jungen Mädchen und Burſchen zwiſchen Sorrent und Amalfi kamen bald darin überein, in dieſem Carlo einen neuen Schutzpatron der Liebe zu verehren, auf deſſen Denkmalsbank man ungeſtört die ſüßeſten Stelldicheins genießen konnte.

Die armen ſchwarzäugigen Mädchen aber, die unglücklich liebten, ſtellten, durch fromme Werke des Glaubens Ausſicht auf Erhörung zu gewinnen, zwiſchen den Säulen kleine farbige Vaſen und Gläſer mit glutroten Blüten des Granatapfels oder weißen, fleiſchigen, üppig duftenden Orangenblumen auf.

[Schluß des dritten Teils.]

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

117747
LG
B5888p

Author Bierbaum, Otto Julius

Title Prinz Kuckuck. Vol.2.